Das

Menschenleben und seine Blüthe.

Eine Darstellung

aus den hehren Erscheinungen der Zeitalter.

von

Karl Heinrich Sandberger,

Rechtsgelehrtem.

Wiesbaden, 1818.

In Commission bei der L. Schellenbergischen Hofbuchhandlung.

Gedruckt bei J. P. Bayrhoffer in Frankfurt a. M.

LG
S2135men

634133
27.4.56

Vorrede.

Den Menſchen mit ſeiner Geſchichte zu verſöhnen, iſt ein ſchwieriges Unternehmen, ebenſo ſchwierig, als die Launen eines einzelnen Lebens zuſammen zu reimen. Männer von Geiſt äuſſerten die Klage, daß wohl das Ganze nur ein ängſtlicher, unzuſammenhängender Traum ſey, der an den Weſen vorüberziehe, wie die Jahreszeiten an der todten Natur. Aber fürwahr, es läßt ſich beſſeres entziffern! Die Launen und die Regel ma-

chen zusammen das bewegte Bild und die Regel darf uns freuen, wenn die Laune schweift.

Das Gemählde der Vergangenheit steht nun einmal als das Leben des Weltplans in seiner Verwicklung vor unserem Auge. Seine Gestalt zu verändern, beruht nicht bei uns. Aber den Gesichtspunkt zu fassen, ist dem Beschauer gegeben. Und läßt der schönere sich finden, warum sollten wir ihn nicht ergreifen? — Partheilichkeit hat das bei einem Gemählde noch Niemand genannt, und schwebt nicht über der höheren Wahrheit

des Lebens für jeden der Troſt einer Wahl? Der menſchliche Geiſt ehrt ſich in dem Wählen und greift ſeiner würdig nach dem Höchſten. Es iſt des Verfaſſers Abſicht, dem Leben, der Staatenverfaſſung dieſe höhere, ja, wo es ſeyn kann, die jugendlich heitere Seite abzugewinnen.

Montesquieu gab ſeiner Nation eine Unterſuchung des Geiſtes der Geſetze, welche die berühmteren Völker auf Erden gebaut haben. Und dieſes ſein Werk iſt vortrefflich, umfaſſend. Er pflückte in dreißig Jahren an ſeinem Wege: ihm

nachzuwandeln, lohnt nicht mehr der Mühe. Wenn aber der Mensch nicht bloß Bürger, sondern auch Geist ist, der von dem niederen Standpunkte der Erde nach jenem höheren sieht, welcher dem Leben seinen Schirm gibt; wenn nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Natur und das Auge unseres Gemüths uns belehren können: so wird die gegenwärtige Darstellung noch auch ihren Zweck haben. Ja, möchte nur das unläugbare Verdienst des Zweckes durch sie erreicht seyn!

Ihr einfaches Gewand wird nicht befremden. Gelehrter konnte man das

nämliche ſagen; aber das gelehrte iſt nicht immer das anſchauliche und, wenn wir nicht läugnen können, daß das heiterſte Gewand der Kunſt nur von dem tiefſten Ernſte geboren iſt, ſo wird auch dieſe Einkleidung ſich noch unterſcheiden laſſen. Zudem bedarf das gelehrte einer Weihe, eines Zugangs für das Leben; denn der reiche Schatz liegt hinter mühſam zu öffnenden Schlöſſern.

Selbſt die Kürze dieſes Buchs verhält ſich zu dem reichen Stoffe, wie das einfache Gemählde zu ſeinem Gedanken. Wir dürfen das Auge nicht nach Willkühr

zerstreuen; denn das Kleine liegt oft störend in dem Großen.

Ueberdieß ist es nur ein Faden, was der Verfasser geben wollte. Das Leben selbst, Natur und Geschichte sind das Handbuch, das man nicht geben kann. Selbst den Faden würde er nicht aufgezogen haben, wenn nicht der Wechsel dieser Zeit und der Zufall seiner Bestimmung ihn aus dem vollen praktischen Leben zu einer einstweiligen Muße geführt hätten. Nur einige Monate wurden dieser Arbeit gewidmet und darnach wird man sie beurtheilen.

Die Stellen der Alten, welche in Anmerkungen beigefügt ſind und auf dieſen oder jenen Gedanken anſpielen, ſollen nur dazu dienen, der Jugend einen Beweis zu geben, wie die Zeit von ihren dunkleren Träumen zu einer helleren Anſicht emportaucht, und wie jene Andeutungen der Vorzeit von dem jetzigen Leben erfaßt und verarbeitet werden müſſen. Auf dieſe Arbeit ſelbſt hat jedoch die Mehrzahl keinen vorangegangenen Einfluß gehabt. (Dieſe Bemerkung muß ich wegen ihrer Anwendung machen.) Es iſt übrigens Reiz für das Studium, die Gewährlei-

stung des Gedachten da und dort schon in den vergangenen Zeitaltern zu begegnen.

Was aber heiterstes den Verfasser bei seiner Arbeit begleitete, war die Hinsicht auf die Blüthe, welche aus der Lehre dieser Zeit für sein Vaterland, das mit Beispiel voraneilt, wie für alle Länder, denen die Lehre zu Theil wurde, sich zu entwickeln strebt oder auch ihre Knospen schon aufgeschlossen hat.

Wiesbaden den 31. October 1817.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	1
I.	Gesetzgeber	10
II.	Sitten	17
III.	Erziehung	22
IV.	Tod	44
V.	Sprache	47
VI.	Ackerbau	50
VII.	Natur	54
VIII.	Gewerbe	63
IX.	Handel	67
X.	Abgaben	74
XI.	Schöne Künste	83
XII.	Musik	88
XIII.	Dichtung	93
XIV.	Mahlerei	100
XV.	Kunstschulen	116
XVI.	Schauspiele	125
XVII.	Höhere Bildung	133

		Seite
XVIII.	Höhere Stände	136
XIX.	Frauenehre	142
XX.	Rechtspflege	144
XXI.	Sachwalter	152
XXII.	Die Schule des Menschengeschlechts	157
XXIII.	Preßfreiheit	166
XXIV.	Staatsform	177
XXV.	Politik	185
XXVI.	Heroen	211
XXVII.	Schicksal	215
XXVIII.	Das Bild des Lebens	220
XXIX.	Philosophie	224
XXX.	Religion	228
XXXI.	Christenthum	233
XXXII.	Kirchendienst	239
XXXIII.	Die heilige Schrift	244
XXXIV.	Glaubensverein	248
XXXV.	Idee eines Bundesstaates	251

Spielend, mit Luſt reißt ſich der Knabe von der engen Gewohnheit des mütterlichen Schooßes los. Er ſieht das Licht und die Straße und den bewegten Fluß; fühlt, was Leben iſt, und ſtrebt, es zu genießen. Mit welcher Empfindung weilt er zum erſtenmal im Strahle der Frühlingsſonne am ſchattigen Bach', unter dem höheren Baume! Mit welcher Emſigkeit baut er ein kleines Werk, um ſeine Kräfte zu erproben, ſeine Luſt ſich zu erſchaffen! Nichts ſchwebt ihm vor, als das Bild der Eltern, die den müden bergen, das Bild der Nachbarn, die mit ihren Gewohnheiten ihn bewillkommnen, und der leiſe gewöhnte Gedanke an Gott — an einen Unſichtbaren, der über ihm und ſeinen Eltern und den Nachbarn wacht, der die Speiſe verheißt und die Luſt und die Mühe und das Spiel des morgenden Tages.

Tiefer Denker, der du statt der kleinen Spanne des Raums, wo der Knabe spielt, über Berge und Länder und Meere schweiftest, in das Innere der Erde drangst und ein todtes Reich der Nacht ausspähtest, Denker, der du deine Erkenntniß weit von diesem Erdballe zum fernen Orion, zum Gürtel des Weltsystems trugst, hast du schöneres, freundlicheres gesehen, als das Spiel des Knaben, der sich Gott denkt, nahe über ihm im Licht, als den Vater seiner Eltern, der den Regen schickt und den Sonnenschein, reich an Gaben, wie wenn der Wechsel dieser Zeit nur die kleine Flur um die väterliche Hütte zu beglücken gerufen würde.

Ich weiß, daß es klein ist, jenes Bild, und doch ist es groß, ja unerreichbar groß, den Staat zu bezeichnen, dessen Gesetzgeber sich rühmen könnte, er habe ein Reich des Geistes, ein Reich der Kraft, des Schutzes, der Kunst und der Liebe auf Erden geschaffen.

Sey das Volk jener Knabe. In welches

heitere Land führst du uns, Gedanke! Rüstig, mit Kräften der Jugend, mit der Unschuld des Bewußtseyns, sich zu leben und zu genügen, wo es um Glück gilt, baut es seine Hütten, pflegt es seine Felder. Mit dem Vertrauen des Knaben, der zu seinen Eltern sich rettend eilt, wenn der Gedanke einer Gefahr herannaht, ohne die keine Welt ist, sammelt sich das Volk um seine Weisen, wenn das Antlitz der lachenden Ruhe sich verkehrt, wenn die Natur in schrecklichen Launen sich entzwei't oder ein Feind das Gut seiner Selbstständigkeit und seines Besitzthums, die Früchte seiner Mühe, seines Fleißes rauben, seine Gesetze, seine Sitte entweihen will.

Wie der Knabe seine Eltern flehen sieht, täglich zu Gott, daß er das gegenwärtige Glück ihnen lasse, neuen Zuwachs schenke und beschütze; wie er an diese Sprache mit dem unbekannten Wesen sich gewöhnt, weil er ihre Ruhe, ihren Trost, ihre Kraft, ihren Muth dabei sieht; wie er gewahrt, daß sie und alle

Bewohner der Fluren, festlicher geschmückt, von Zeit zu Zeit nach einem größeren Hause hineilen und näher vor den hintreten, dessen freundliche Güte ihm von dem blauen Himmel herwinkt; wie er da sich Ernst sammelt und selbst den Schutz seiner Eltern als machtlos ahnet, wenn jener Gott zürnt und seine Strafe naht; wie er da fürchten und lieben lernt: — so eile das Volk nach seinen Tempeln, so flehe es zu dem, von welchem sein Glück herkommt, so vernehme es die Stimme, welche er ihm durch weise, reine, in Erkenntniß und Unbescholtenheit geweihte Priester über Natur und Wahrheit, über Recht und Brudersinn offenbart.

So lebe es heiter, aber auch mit dankbarem Ernste im Genusse des Friedens. So ergreife es entschlossen seine Waffen für den Kampf. Der kühne Muth wird bei dem Rechte geschützt und, wenn die höhere Hand auch heute fallen läßt und prüft, verleiht sie morgen fröhlichen Sieg.

Ich glaube hiermit angedeutet zu haben,

worauf die dauernde Stärke eines Volkes beruht.

Denn was ist Stärke oder Schwäche? — Doch wohl nichts anderes, als der festere oder losere Zusammenhang der Tugenden zur Verfassung, zur gesammten Macht. Staat, Staatseinrichtung nennen wir die Begriffe und Werkzeuge dieser Macht.

So alt die Geschichte ist, gab es Staaten. Jede Familie ist schon ein Staat. Der Mann, der Vater herrscht; das Weib, die Angehörigen dienen. Der Zweck ihres Wohls ist die Ursache der aufgerichteten Form. Dem Auge des Erfahrnen thut sie wohl und selbst die Kunst kennt sie als Schönheit.

Was wir heute Staaten nennen, ist nur die Erhöhung, die Erweiterung jener Form, jener Stützen, die in Vereinigung streben. Auch das Thier kennt ihre Macht. In Gesellschaft weidet es, in Gesellschaft begibt es sich zur Ruhe. Hier wacht das eine für die Heerde; dort tritt das stärkere der Gefahr entgegen.

Doch mehr verlangt der Mensch zu seinem Staate. Er ist Geist, der eine höhere Geisterwelt ahnet und Gott denkt. Darum setzt er an die Spitze jener Säule das Idol eines Glaubens. Ich will hier die Frage nicht untersuchen, ob von der eingreifenden Hand der Vorsehung Wunder über dieser Welt gewirkt worden sind: aber, daß jene Idole Wunder gewirkt haben, welche die Völker ihrem Vertrauen, ihrer Einigkeit gesetzt haben, bezeugen die untrüglichsten Blätter der Geschichte. Es kann klein, schwach seyn das Bild dieser Schutzkraft; aber der Geist, das Geheimniß macht es stark. Mit ihrem Glauben schwingt sich die Seele über Abgründe und ihr Leitstern glänzt oft nur um so viel heller in dem Dunkel der Nacht.

Griechen, Römer, diese gefeierten Nahmen des Alterthums, welche Zaubermittel hatten ihre Priester, um zu jenen Thaten zu entflammen, die noch jetzt in der Weltgeschichte nach allgemeinem Urtheile die goldnen Blätter des Ruhms ausfüllen? Jahr-

tausende sind vergangen, wir blicken von der Erleuchtung unserer Einsicht nach jener Zeit wie auf ein Kindesalter der Menschheit hin, und doch ist sie unsere Freude, doch fragt der Weise, wenn er sich ergötzen will an Thatkraft, an Geistesblüthe, nach Athen, nach dem Capitol, nach jenem Forum, wo die Volkstribunen und die Patricier stritten, nach jenen Städten und Spielen, wo die Männer des Alterthums zum Wettkampfe sich versammelten, zum Kampfe um Stärke, um Geist und Kunst. Dahin führt er den Knaben, der eben ins Leben tritt und Vorbilder sucht, denen er mit seinen Kräften nachjagen möchte: nach jenen Höhen der Jugendwelt, nach jenen Zeitaltern führt er ihn, wo ein harmonisches Band der Kräfte dem Leben die Fülle der Gesundheit gab, jene heitere Fülle und Kraft, die uns an der griechischen und römischen Vorwelt entzückt, die uns ihre Bilder, ihre Thaten, ihre Geschichtsbücher zum Balsam unserer oft entzweieten Gemüthsstimmung macht.

Was war das Idol, das dieſe Zeitalter ſchuf? — Die Schöpfung eines Dichters,* der in wunderbarer Klarheit menſchlicher Empfindung aus den Sagen und Träumen der Urwelt über Götter und gottähnliche Menſchen ein lebenvolles Bild zuſammenrief, der es fühlte, womit man der Völker Herzen und Kräfte binden kann, der den Zauber der Muſik und des Wohlklangs der Sprache erkannte und Sinn und Gedanken für die Nachahmung der Heroen- und Männergröße **kunſtvoll** erweckte.

Von einzelnen Geiſtern geht die Größe der Zeitalter aus. Männer, die an Erkenntniß reicher als ihre Brüder beſtattet wurden von dem, der alle hervorruft, haben die Reiche und die Religionen dieſer Erde wechſelnd begründet.

Ein neues Idol der Verfaſſung und des Glaubens, Begeiſterung für einen neuen Nahmen und eine neue Ehre ſind das ſicht-

* Homer oder Homeriden — gilt hier gleich. [2]

bare Geheimniß ihres Wirkens. — Bald waren es Prieſter, die eine alte Lehre verließen, bald Dichter oder Helden, die den Volksſinn feſſelten. Seltner rief ein Volk ſelbſt, wie die Athener, den Weiſen um eine Verfaſſung an.

Gewöhnlich folgte beſſeres Heil ihrer Spur. Aber wehe, wenn ein Anführer oder Herrſcher ſich ſelbſt zum Idole träumt, ſtatt der Lehre ſeine Hand hinſpannt. Bei Glück und Einſicht überſchleicht den Helden dieſer Wahn. Wie ſtürmten Alexander und Tamerlan und Attila! Wie ſelbſt in unſerer Zeit ein kräftiger Geiſt! Irrenden Sternen folgt der Schweif der Verheerung. [3]

I.

Gesetzgeber.

Mühe hatten schon die alten Urväter der Menschheit, ihr eigenes kleines Haus zu regieren. Da erzeugte sich Streit mit den Nachbarn, da verkauften Brüder heimlich ihren Bruder, da ängstigten Mißjahre, um welche man, wie in unsern Tagen, den besseren Segen ferner Länder aufsuchte. Die Familien wuchsen zu Stämmen, die Stämme zu Völkern, die Völker zu künstlichen großen Familien, zu Staaten, heran. Könige bildeten ihren Rath, geboten nach der Ansicht des Augenblicks oder schenkten dem Volke auch bleibenderes Gesetz.

Doch hat die Welt keine ganze Regel. Mitten in der Flamme wächst und erhebt sich der Lichtschwamm, tritt heraus und ver-

zehrt sich in seiner eigenen Glut: mitten in den kochenden Sprudeln der heißen Erdquelle keimt und gedeiht eine grünende Rohrpflanze. So auch kam oft das Gesetz nicht von den Königen und ihrem Rathe, sondern von dem einzelnen erleuchteten Manne. Hier brach er selbst kühn sich die Bahn, dort baute er still unter dem Volke durch den Mund seiner Jünger.

Sonderbar ist die Bahn, welche der Weltgeist wandelt. Rechtsgelehrte und Schriftverständige deuten und bessern das Gesetz, schaffen aus dem alten, bekannten auch neues, unbekanntes.* Aber großes Gebot für Staaten, diese Saat des Schicksals, ging selten aus der Schule, aus begeistertem Gemüth sprang sie eher hervor. Moses und Cyrus, Solon und Lycurg und Numa, diese Stifter ausgezeichneter Völkergesetze, sie waren nicht Rechtsgelehrte, sammelten da und dort wohl

* Vom Privatrechte ist hier nicht die Rede. Auch macht der freiere Genius seine Ausnahmen.

fremdes zu dem ihrigen, aber ihr Geist ist ihr Gesetz. Kühn und sicher warfen sie einen Reif der Sitte um ihr Volk: denn mit der Sitte beginnet das Gesetz: schieden es, gaben ihm Eigenheit [5] und Kraft und den Brennpunkt der Tugenden, welchen der Genius eines Reiches zu seiner Wohnung erkießt.

Welche Schwierigkeit der Schöpfung, die Gesetzgebung Moses, jene geistige Epopöe in der Geschichte, welche der Einkehr des höheren Reichs voranging! Aber auch, welche Macht des Gedankens! Noch nach Jahrtausenden hält sein Gesetz ein Volk zusammen, das gegen den Stifter unwillig murrte, wunderbar, mitten in der Zerstreuung, ohne Haupt als Gott und das Gebot. Ja, nur noch eine Hülle, die den Kern ihrer Verheißung von sich gelassen hat, wird die Hülle noch göttlich verehrt. —

Wenigen Dank hat der Genius neuer Gebote im Leben. Solon verließ sein Vaterland und fand es zerrüttet wieder. Die

Sitte mußte zum zweitenmale und fester gebunden werden. Lycurg erhielt den Lohn einer öffentlichen Verfolgung und mußte verwundet zu den Tempeln der Götter fliehen. Das Urtheil seines Volks war das Urtheil eines Kindes. Es mußte reifen und sich fassen: da erst erkannte es seinen Schutzgeist und that nach seinem Sinne, Großes, Herrliches.

Vier Jahrhunderte lang blühte Sparta. Athen trieb unter dem Joche der späten Knechtschaft noch Blüthen.

Ernst, hoher Ernst ist das Band dauernder Verfassungen. Nicht was der Edlere seine Tugend nennt, war stets dieser Ernst. Das Alterthum kannte Staaten, welche durch die unverwandte Richtung ihrer tieferfaßten Kräfte wuchsen und ihre Stürme durchkämpften. Gleich als ob nicht alle Tugenden zusammenwohnen könnten, las der Gesetzgeber die seinigen heraus.[6] Hohe Einfachheit der Lehre, tiefe ungetheilte Kraft der Mittel,[7] Vorsicht über das Gleichgewicht der

Gewalten und Stände, Entwöhnung von der einzelnen Lebenslaune und ihrer Zerstreuung [8] bildeten nach der Geschichte die Säulen der Völkerstaaten um die leuchtende Wohnung ihrer Idole.

Einfach, aber groß sey das Gebot über Völker. Die mannigfaltige, unermeßliche Bewegung im Weltenstaate beruhet auf zwei einigen Gesetzen, dem Gesetze der Anziehung und der Fortbewegung. So beruhet die glanzvolle Ordnung eines Staates dieser Erde auf den beiden einfachen Gesetzen der steten Begeisterung und der geregelten Beziehung zu ihrem Ziele. Ehe die kleinen Getriebe spielen können, welche ins Leben tausendfach eingreifen, muß der große Hebel der Ordnung für den Sinn und den Muth und die Herzen der Bürger gepflanzt und gerichtet seyn. Es bedarf eines Gesetzes über den Gesetzen, eines Triebes über den Trieben. Dieses große Gesetz ist zugleich das Triebrad des Einklanges mit der Zeit. Die Hauptstadt eines Reiches ist sein Auge.

Rom war die Republik und seine Provinzen bildeten eine Monarchie. Als zuerst das Bürgerrecht, dann aber später auch der Sitz der Macht getheilt wurde, dunkelte der Glanz. Und fürwahr, treibt die Laune jedes Einzelnen frei hin ihr Rädchen, so ist's nur Wirrwarr, Stockung, was im Leben sich zeigt. Die Meinung stößt wider die Meinung, der Wille wider den Willen, und so oft auch die höhere Macht der Vorsehung das schleppende Getriebe noch anstoßen wollte, stets verliert es den Plan und die Richtschnur. Wie zuweilen der Gesunde über dem Widerstreite überfüllter Kräfte siecht, versiecht die Ruhe über dem Eigenwillen Eines gegen den Anderen. Darum ist eine weise Gesetzgebung die große Herzkammer eines Volkes, wo der Puls des Lebens seine geregelte Kraft empfängt. Seyen dann die leitenden Adern vielfältig und geordnet und frei, damit Wärme, Leben und Wohlbehagen bis zum kleinsten Theilchen des großen Ganzen sich verbreite.

Und gelte es dann Spiel oder Ernſt, ſo werden alle Kräfte ſich rühren.

Ehre dem Genius, der mit Adlerblick über die Regionen des verwirrten Lebens ſich emporſchwingt und die Faden harmoniſcher Ordnung und Feſtigkeit an das dämmernde Gewölbe eines vorblickenden jungen Tages der Zukunft befeſtiget!

Sitten üben, iſt das Verdienſt des Volks; aber Sitten wählen iſt das ſeines Geſetzgebers. Tugend des Volks und Tugend der Geſetze machen zuſammen die Tugend eines Reichs.

Wo der Geſetzgeber zu ſinnen beginnt und die erſten Funken ſich ſammeln, die des Volkes Glanz werden ſollen, das iſt oft der fernſte Winkel entfernter Einſamkeit. * Da ſteigt der Gedanke zum Menſchen herab, der keine Gränzen kennt; da die Idee, die ſo furchtbar geiſterhaft in das veraltete Leben einſchlägt.

* Geſetz und Dichtung auf gleicher Bahn!

Doch schwebt über unserer Zeit auch Stetes, Höheres. Es ist der geläuterte Geist der Moral und der edleren Tugenden des Lebens, der Hinblick auf das Recht und auf die Vorschriften unserer heiligen Religion.

II.

Sitten.

Es ist ein edles, mildes Wort, womit der Deutsche das Bild seiner Gewohnheiten und seiner Lebensart bezeichnet. Sitte, sittig ist die Bedeutung, welche dem Begriffe das anzeigt vom Menschen, was ein schöner lichter Tag herrliches über die Natur verbreitet. Es ist Ein Licht, Ein Ton, der alle Farben der Gemüthswelt, wie diejenigen einer großen, weiten Landschaft unter seine Stimmung vereiniget. Wohl ist es die Macht eines Schöpfers, welche dieses Kleid der Har-

monie über die schroffen Schatten und Ecken des Lebens hinwirkt und, wie auch dasselbe beschaffen seyn mag, immer ist es bei großen Völkern hauptsächlich das Werk der Gesetze.

Verschieden ist der Boden, das Clima der Natur. Nicht kleidet sich der Süden in das Gewand des Nordens, nicht wallt die goldne Saat der Ebene auch über das steile, waldige Gebirge, nicht wühlt die Pflugschaar in dem harten Kerne des Felsens. Andere Früchte, andere Wohnungen, andere Feste scheiden das Kleid der Länder.

So auch im Menschenleben. Eine Saat der Sitte kann nicht über die Erde hinwallen; Ein Reich der Gebräuche nicht über die vielen Reiche hin verschmelzen; Ein Ton der Tugend nicht über so vielen Tönen der Lebensart hin binden.

Da und dort schafft sich der höhere Geist ein Beet, welches Blumen, Früchte des Südens im tiefen Norden erblicken läßt, schirmt es und heitzt mit künstlicher Hitze: aber das Geschenk seines Landes kann, darf es nicht

werden. Es würde eitle Mühe, Unkraft und Mißbildung werden. So pflanzt sich auch die hoch gesteigerte Moral der Sitte nur einsam über der Erde.

Was der Gesetzgeber säet, ist die Saat, die dem Boden entspricht, die Saat des Fleißes für die natürliche Erndte, die Saat der Mäßigung für den verfeinerten Genuß, die Saat der Kraft für das Band und den Schutz der Nation. [10]

In dem dreifachen Ringe wohnt die sittige Tugend eines Volkes. Sein Muth ist die erste seiner Tugenden. Wohl fragt der Dichter, der die verderbte Sitte seiner Zeit geißelte: *

Ein unvernünftig Thier, wer hält's für edel, wenn's nicht muthig ist? —

Die Säule der Begeisterung für das Vaterland ruhet am sichersten auf der gemeinsam

* Juvenal. Von dem wahren Adel. —

angespornten Sitte und diese Sitte ringe empor, nicht an dem Glanze zahlreicher Paläste, die das Auge des Feindes locken, sondern an dem ewig festen Felsen der Natur. Eben jener Römer verkündigte: ein glanzvolles Dach auf glanzvollen Säulen stürzt untergraben in die schnellen Trümmer der todten Last.[11] Aber, wo das Leben vor dem Sturme sich beugt, wie die Rebe am hohen Baume, und dann mit sehnenreicher Kraft muthiger zurückschnellt, da reißen tausend Stürme die Ranken der Beharrlichkeit nicht ab.[12] So beugte sich Rom unter Dictatoren, um der Gewalt schrecklicher Augenblicke zu widerstehen. So beugt sich ein achtbares Volk, nur Kräfte sammelnd, unter den glückgeschenkten Sieg eines Feindes.[13] Wo kann der Muth unterliegen? Was ist besorglicher, als Gewalt üben über den bedrückten Tapferen? Nimm alles Gold und Silber und was er Köstliches hat, du nimmst dem Geplünderten nicht die Waffe, nicht das rä-

chende Schwert und den Schild und den Sturmhut. *

Aber, was ist der Ausspruch des Weisen für das immer wechselnde Geschlecht der Zeiten! Alle Elemente liegen zuweilen im Kampfe und nur das Unglück scheidet sie aus der traurigen Zwietracht.

Nur Eins ist, was der Gesetzgeber ergreifen kann, das Rechte, das Gute ohne Lehre des Unglücks zu erfassen; Eins ist, was ihm dient, dem Leben die zähen Fasern der unüberwindlichen Kraft einzuweben: es ist die Schule, die Erziehung seines Volks.

* Juvenal. Ebendas. [14]

III.

Erziehung.

Pflanzschule nennt die Sprache jede Bildung zum Gedeihen, zur Dauer und zu Früchten. Pflanzschule nennt sie insbesondere die Bildung der Jugend zum Gedeihen in dem reifenden Leben.

Mit welchem Ernste, mit welcher Sorgfalt wählt und beurtheilt der Gärtner seinen Saamen, mit welchem Scharfblicke, mit welcher Vorsicht schneidelt und umzäunt er seine Bäumchen, mit welcher Unterscheidung versetzt er dahin und dorthin, und untersucht die Güte, die Tiefe des Bodens, in welchen er einsetzt und pflanzt! Ist der Mensch weniger als der Baum, die Pflanze? — Gewiß, in dem Gleichnisse der Natur liegt ein heiliges Geheimniß. Sorgfalt, Ordnung und

Ernſt ſind die Wurzeln für alles Große, Mächtige, das entſteht. [15] Wohin der Wurf damit ſich wende, ihre Begleitung führt ihn immer zur Kraft, zur Stärke. Und Stärke iſt die große Tugend eines Volkes, ohne welche die übrigen nicht geſunde Blüthe, nicht vollkommne Früchte tragen können.

Aus der kleinen Familie der Eltern und der Schule tritt der Menſch in die große Familie des Staates, zu dem Leben eines allſeitigen Verbandes. Berechnung und Zuſammenhang der Kräfte und Triebfedern bilden die glückliche Ordnung des Staates. Die Vorübung der Schule kann keine andere Lehre haben. Auch da iſt keine Uebung gering, kein Zweig verächtlich. Da gilt keine Vorliebe, kein Vorgreifen der Auswahl. Die Geſchichte, die Erfahrung ſagt, nur der umfaſſende Unterricht giebt die Fülle der Kraft und des rechten Ernſtes. Was iſt Sprache ohne das Studium der Natur und der Wiſſenſchaft? Was iſt Wiſſenſchaft ohne das Studium der Sprache? — Aus dem Allge-

meinen entwickeln sich die Keime des Besonderen. Dem Dichter leiht die Wissenschaft seine Bilder, dem Denker seine Umsicht und seine freie, lichtvolle Tiefe.* Ein Mann von Urtheil, dem Erzieher wohl glauben dürfen, Bacon, sagt: wir müssen uns früh, für unser Leben und unsere Handlungen, rechtschaffne, tugendhafte und erreichbare Endzwecke wählen und ganz unseren Sinn darauf heften, damit die Seele auf einmal und mit einem Sprunge zu allen Tugenden sich wende und ausbilde. Wir müssen nicht verfahren, wie der Bildhauer bei einer Statue, der etwa an den Gesichtszügen meißelt, indeß der übrige Körper ein roher unbearbeiteter Klotz bleibt; sondern wie die Natur, die, indem sie eine Blume, ein lebendiges Geschöpf oder irgend ein anderes ihrer Werke hervorbringt, den Grund aller

* Omnia scire, non omnia exsequi. (Haec sapiet dictio, quae feriet. Fabric. Biblioth. latina p. 167.)

Theile mit einmal ſetzt und darſtellt. [17]

Bange Niemand, daß die Zeit der Blüthe ſich verſpäte. Man nimmt dem jungen Bäumchen ſeine Früchte, damit es zuvor in ſeinen Trieben erſtarke: man glättet den Spiegel erſt, wenn der Guß ſeine Fülle und die Bindung ſeiner Maſſe gewonnen hat. [18] Spiel, Laune der Empfindſamkeit mit den jungen Kräften der Menſchheit treiben, heißt ſie entnerven. Nur ein Zeitalter, eine Schule des Ernſtes bildet jene Genien, die dem Leben ſein rechtes Spiel verleihen (denn Geiſt iſt doch eben nur das Gemiſch von der Kenntniß der Dinge und des Menſchen, ſagt ein geiſtreiches Buch) und nur, der ſich ſelbſt nicht kennt, nicht Lob, nur Tadel, reift in der glücklichen Temperatur der geſunden Kraft. [19] Was unſere Zeit mit tauſend Leiden, tauſend ungekannten Gründen ſchwächlichen Mißbehagens beſchwert, iſt die beſchleunigte Reife des Geiſtes. Das Kind in der Wiege ſoll ſchon urtheilen, der Knabe

wieder lehren. Das Zehren der Nervenkräfte beginnt gleichsam mit der Geburt. Wie, wenn die Pflanze eben so behandelt würde? — Ein gemeines Sprüchwort sagt, die Probe eines Genußes sey seine Erinnerung. Eben so wird man sagen können, die Probe der Schule sey Fülle der Gesundheit bei reifem Wissen. Und wozu jene Eile? Können wir ja nicht läugnen, daß es überhaupt zu Abwegen, zur Uebertreibung, zur Rohheit führt, wenn selbst der Weg aus den Schulen in das Leben noch allzu kurz und leicht ist.

Der Mensch wird glücklich, sagt ein Mann, ein Dichter, der so unbegreiflich vielseitiges in sich vereiniget, daß alle Einseitigkeit des Urtheils vor ihm verstummen muß,* wenn sein unbedingtes Streben sich selbst erst seine Begränzung bestimmt. Aber, sagt er weiter, nicht allen Menschen ist es um ihre Bildung zu thun: viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Rezepte zum

* v. Göthe. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. —

Möge dieses Streben seine Ausnahme finden; denn was hälfe es uns mit dieser Lehre, wenn der Dichter weiter bedeutet: von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigsten Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichsten Aeusserung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheueren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühle der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft — alles das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden: aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig und muß entwickelt werden. — Nur alle Menschen machen die Menschheit aus,

nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden: in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft sich zu vollenden. Das verstehen so wenige Menschen, die doch lehren und wirken wollen. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern: nur die will er ausgebildet wissen. [21] Lasset uns aber gegen Andere gerecht seyn: denn wir sind nur insofern zu achten, als wir zu schätzen wissen. — Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Der bedarf also seinen eigenen Weg.

Ich gebe es zu, die Erziehung des Menschen ist nicht ein leichtes Geschäft. Das Gebot der Zeit ist veränderlich, wechselnd und dennoch gebieterisch. Wie der Mensch altert unter seinen Jahren, seinen Mühen, unter dem Kampfe seiner Plane gegen die Verworrenheit neuer Ereignisse, neuer Rath-

ſchläge: ſo altert die Zeit mit ihren Formen, ihren Lehren und den ſie früher erzogen hatte, der ſieht ſich ſpäter wieder gemeiſtert.

Darf aber der Forſcher der Geſchichte hiergegen murren? — Boden iſt ihr Gefilde für Blüthen, für Früchte: aber gleich als könnte die Natur ihrem Halbbruder, dem Menſchen, keinen Zug der Unähnlichkeit gönnen, leiht ſie auch den Geiſtern das große Syſtem ihres Wechſels. Thau und Regen befeuchtet und der Blick der Sonne erwärmt: doch reift die goldne hundertfältige Aehre nicht über dem Jahre, wo ſie heute erſtand. In welchen Wechſel der Ruhe und der Befruchtung verliert ſich das Bild der Völker und der Länder, ja der großen Theile unſerer Erde! Wo das Höchſte glänzte, ſchwindet jetzt ſchon die Erinnerung und das Andenken. Entſtaltet hauſt auf den Ruinen gefeierter Völkerreiche das Schattenbild ihrer Herrſchaft, ihres Namens. Still und ſchutzlos ſtiegen die Götter Roms und Griechenlands von ihren Sitzen herab zum Schlafe

in der dunklen Erde. Wie melancholische Grabsteine liegen die Trümmern ihrer Tempel zerstreut, in der Wildniß, und der Forscher bewandert sie und zeigt die Stelle, wo der jauchzende Dienst der Völker ihre Macht verkündet hatte.

Was ist also Zeit? — Ein Teppich, an welchem wir aus der Vergangenheit fortarbeiten für die Zukunft. Der Dichter webt bedeutungsvolle Züge, der Weise den offenen Buchstaben seiner Lehre, das Gesetz und Gott den Fortgang der Faden. Der Erzieher tritt hinan und überschaut das Ganze und lehrt den kommenden die Regeln des Fleißes, des Schönen und des Rechten, damit sie fortwirken können.

Aber, darf er beharren, wenn das Gesetz wechselt? Das Beste veraltert, damit die Zeit wechseln kann. Der reife Kern drängt sich aus der Schale und sucht einen neuen Boden. — Glücklich das Volk, das eine neue Jugend sich selbst wieder pflanzt. Das Vaterland Homers und Sophocles durfte

es nicht. Gern hätte es wohl der Zeit geharrt, bis der neue Keim für die neue Blüthe eine kräftige Wurzel zog. — [22]

Bei allem Wechsel, bei aller Laune heftet sich ja tröstlich die Jugend der Welt an die Jugend des Menschen. Schöner Beruf des Erziehers, schöner Genuß, dieses Muster lehrend zu bedeuten. Dort war das Leben noch ganz, das jetzt sich getrennt hat. Wenn Tacitus von dem großen Römer, der schon als Jüngling sein Vaterland rettete, von Scipio, einfach sagt: Niemand theilte edler seine Muße zwischen die Geschäfte, niemand pflog so die Künste des Friedens, wie die des Kriegs, niemand wechselte so zwischen den Waffen und zwischen der Forschung, übte so seinen Körper in Gefahren und seinen Geist durch ernsten Unterricht: [23] welchen Jüngling sollte das nicht heute noch entflammen? Heute, wo der Sohn des Vaterlandes mit seiner Wissenschaft, mit seiner Tugend eben auch wieder kämpft? — Wie Scipio über dem Unglücke seines Vaterlandes Rettung

schwur, schwört auch unsere Jugend über ihrem Namen.

So einigt sich der Geist der Erziehung mit dem Geiste des Lebens. Dann wird kein Krebs stockender Gemüthskräfte, dieses immer anders gestaltete Gespenst der Zeit, schon in der Lust der besten Jahre umwühlen. [24]

Damals wurden nicht Reichthümer als Mausoleen über verdienstlosen Namen aufgeschichtet. Ueber bescheidenen Wohnungen der Menschen erhoben sich die hehren Tempel der Götter.

Aber, sagt die Geschichte, als die Landhäuser größer wurden, wie das alte Haus des Capitolinischen Schutzgottes; als die Wände der Bürger in Gold und Elfenbein glänzten; als das Volk selbst sich groß und mächtig nannte: da stand es eben am Rande der Knechtschaft und glitschte die jähe Tiefe hinab, von wo des Emporklimmens weiter kein Rath mehr war. —

Die Erziehung eines Volkes sey also die

kräftige Erziehung der Natur. Nicht in Treibhäusern, bei gekünstelter Wärme, die der Empfindsame schafft, reifen die gewürzigen Früchte. Gewürzt sind die, über welchen die Sonne brannte, und der Sturm sauste und der schaurige Blitz leuchtete.

Tief im Menschen wohnt ohnehin eine Gabe, die von den Kenntnissen und den Regeln der Sprache und dem Lichtscheine der Wissenschaften frei und unabhängig ist. Das ist sein tieferes Gefühl, der wunderbarste und unerforschlichste Theil seiner Seelenkraft. Reiner, heiliger Gedanke von Religion, Wohlanständigkeit, Kraft, Schönheit und Verhältniß ist das Glück dieser Gabe. Das glimmende Feuer der Seele drängt sich in Augenblicken durch die bedeckende Asche des Staubes. Diesem Tiefsten verwandt sind die Urfedern der menschlichen Thätigkeit, die Leidenschaften, jene Feuerstrahlen, welche theils der Menschheit überhaupt einwohnen, theils in dem Einzelnen lodern.

Sie zu halten, ganz bis zur Reife zu halten, damit der Krater ihrer Wohnung zu hehrem Schauspiele sich bilde und nicht das Haus gewaltsam berste,[25] ist das schwierige Geschäft des Erziehers, eine verdienstvolle Aufgabe, selbst für die beste Weisheit und Selbstständigkeit und lauterlose Veredlung der eigenen Leidenschaft.

Daß er allein nicht Macht dazu habe, auch wenn er das äusserste löst, müssen wir einräumen. Wie soll der Most nicht versauern, sagt Horaz, wenn das Gefäß nicht rein ist?[26] — Der Geist der Familien muß hier hinzutreten.

Familiengeist — ein ehrwürdiges Wort, wenn es nur Sitte, Moral, Reinheit des Sinnes bedeutet.[27] Im alten Rom herrschte der Vater über den Sohn, Gesetz und Sitte über den Vater, und der Sohn und der Vater dachten groß und frei. Am Heerde glimmte schon der Funke der öffentlichen Tugend, am Heerde, wo selbst das Recht

über Leben oder Tod drohete. — So zeigt das Leben seine Paradoxen!

Es ist keine Frage, daß zwischen dem Geiste eines Staates und dem Geiste seiner Familien eine gewisse Beziehung herrschet, daß jener aus diesem sich baut oder dieser von jenem sein Gesetz empfängt, und es ist ebenso gewiß, daß der Widerspruch des Familiengeistes mit den Grundgesetzen des Staates eine reiche Quelle von Ungemach ist. Der Familiengeist vertieft sich oft in Kleinigkeiten, in ein Uebermaas von Zergliederung und Bedenklichkeiten und engerer Zusammenneigung. Der Blick auf den Staat, die Anhänglichkeit an das große Band der Gesellschaft beginnt zu ermatten. Beistand und Dankbarkeit bergen sich in immer kleinere Gränzen. Liebe und Unterwerfung gebähren in ihrer Heimlichkeit Furcht. Die Tugend des Staatsbürgers verliert sich in die Tugend des einsamen Menschen. Ja, fast scheint es oft, als stehe die Größe eines Staates in dem umgekehrten Verhältniße

mit dem Grade der Empfindung und des theilnehmenden Bürgersinns. Welche Begeisterung, welche Mannhaftigkeit, welche Kühnheit der Aufopferung zeigt uns die Geschichte der kleinen griechischen Staaten und Städte. Wie dachte Rom bei seinem Wachsthume! Wie stritten die Italiänischen Städte, die Bürger von Pisa, Florenz und Genua!

Gesetz und Einrichtung halten darum auch jetzt den Sinn für das Vaterland wach. Gesetz und Lehre denken darauf, der stilleren Tugend die Kraft des Gemeingeistes zu verleihen. Die Jugend wird von dem frühen häußlichen Sinne zur Freiheit des Muthes und der gemeinnützlichen Wissenschaft geführt. Ist jener die edelste Wurzel, so sind diese die schönsten Früchte, und es ist ebenso ungerecht, wie Beccaria,* den Familiengeist gänzlich zu verwerfen,[28] als, wie manche versucht waren, ihn über den Staatszweck zu erheben.

* Von Verbrechen und Strafen. §. XXVI.

Des Menschen Sinn ist nicht rein genug, um der Laune einer ganzen Freiheit zu genießen. Sie wollen frei seyn, spottete Sieyes über den Schwindel seines Volkes, und wissen nicht gerecht zu seyn! — Aus dieser Ursache muß der Erzieher, wie der Vater einer Familie, der Jugend die Achtung vor dem Gesetze einflößen: denn das Gesetz ist die Schale, in welcher die Vorsehung die Freiheit auf Erden wachsen läßt, [29] und die Ehrerbietung vor dem Gesetze gebiehrt den Vaterlandssinn, den Stolz und die Größe eines Volkes. Wie kann der Bürger für sein Gesetz kämpfen, wenn er es verachtet? Wie die Jugend Liebe und Entschluß für ihr Vaterland fassen, wenn der Erzieher sie nicht befeuert? — Ehren doch stolze Völker selbst ihr mangelhaftes Gesetz!

Ich will damit nicht läugnen, daß, solange Menschen seyn werden, sich keine bessere Lage der Dinge gedenken läßt, als

wenn das öffentliche Gute zugleich der Weg für des Einzelnen Wohl ist.

Doch hält im Leben die Kraft des Geistes zwischen Tugend und Nothwendigkeit und der allzu Reine trägt die Fackel der Schwärmerei. Glauben wir dem lebensweisen Römer, [30] der da meint, die Tugend könne auch Thorheit werden. Oder, wenn wir ihm nicht glauben wollen, so achten wir das heilige Gebot der Schrift: Seyd nicht weiser als sich gebühret, sondern seyd mäßiglich weise. — [31] Wir betrachten das blendende Licht der Sonne nur in seinem Wiederscheine an der Erde und jede Lehre hat ihre Gränzen, jeder Stand seine Lehre. Es ehrt den König nicht, ein Mönch zu seyn, sagte Pabst Sixtus, der Fünfte.

Die Geschichte hat Spielraum genug, um nebenan zu belehren. [32] Lehren über das Schicksal der Völker und der Menschen, über die Weisungen, welche die Vorsehung den Zeitaltern gab, über den Trost einer innigeren Beziehung mit ihr, über die Merk-

zeichen des Schutzes, welche sie im Laufe der Dinge der Absicht des Redlichen angedeihen läßt, [33] und über den Lohn der Wohlthaten, [34] die wir unseren Brüdern erzeigen.* Aehnliche Menschen zu vergleichen, gleiche Vergeltung für gleiche Tugend aus der Zeitgeschichte zu beweisen, zu lehren, was moralische Freiheit sey und wie Hoheit und Seelengröße das Widerstreben überwinden; wie die Nachwelt ehrt, wenn auch die Mitwelt verdammte, ist ein verdienstliches Geschäft, werth des Mannes, der selbst groß genug fühlt und denkt und das Verdienst einer natürlichen Stärke mit Offenheit und ehrwürdiger Uneigennützigkeit verbindet. [35] Ein solcher Mann kann auch das Wesen tugendhafter Freundschaft begreiflich machen, die so unendlichen Reiz hat. [36]

Wahrhafte Einfachheit des Gemüths, das ist's, was dem Volke, wie den Königen,

* Notus in fratres animi paterni, sagt Horaz von sich selbst. — Der Dichter muß in einer vortrefflichen Schule gewesen seyn! —

den Armen wie den Reichen, allen Creaturen Gottes gleicherweise ziemt.*

In aller Zeit ist's der Geist, der da festhält und allen äusseren Gestalten und Weisen den bleibenden Stempel aufdrückt.[38] Die Berechnung einer großen Absicht beruhet nicht sicher allein auf der Willkühr des einzelnen Mannes. Der Zufall bildet wohl Schulen, die geläuterten Geist athmen. So bildete sich Salzmann einen Kreis, Pestalozzi seine Lehre; die bekannten Stifter der Kunstschulen wirkten so ins Leben. Aber der Staat kann nicht dem Zufalle vertrauen. Jene Erscheinungen können bleiben; aber hier bildet sich ein Gesetz. Es bedarf Eines Hauptes, um Sitten und Triebe des Volkes zu stiften, und dieses Haupt ist die geistige erleuchtete Vorschrift,[39] die mit der Geschichte, wie mit den Lehren der jüngsten Tage sich berathen hat. Der Lehrer allein bildet sich Jünger, und welcher Wechsel, welche Urtheile kamen da zuweilen ins Le-

* Frau v. Stael. Ueber Deutschland. 37.

ben!“ — Das Geſetz aber wählt das anerkannte Verdienſt der Lehrbücher und hält den Enthuſiasmus des Edeln in der zweckvollen Bahn, wie die ſchweifende Kraft an den Nutzen der Mäßigung. Der hochbegabte Forſcher findet doch nicht weniger eine Andacht. —

Auch das fremde Verdienſt müſſen wir ehren. Jedes Volk hat ſeine Tugenden, jedes ſeine leuchtenden Geiſter. Der Britte ehrt ſeinen hohen Oſſian, ſeinen tiefſinnigen Shakeſpeare; Italien ſeinen Dante, Torquato Taſſo und den geweihten Petrarca. Spanien ragt mit ſeinem einzigen Cervantes an den Gipfel. Sie alle ſind Gemeingut der Menſchheit, wie auch die, die wir aus unſerem Volke ehren dürfen, es ſeyn ſollen.

Der menſchliche Geiſt kennt keine Gränzen. Das ganze Bild einer Welt webt in der Seele, welche die Kenntniß des Geſchäfts mit der Liebe des Schönen, die Weisheit des Umgangs mit dem Aufſchwunge

des Gefühls in sich faßt, [41] ohne Frage um Schranken. *

Noch gibt es aber Wissenschaften, die wir vorzugsweise die ernsten nennen; die Kenntniß der Natur, die Kenntniß der Maaße und der Berechnung, jene Wissenschaften, die das Auge des Verstandes beschäftigen. Sie sind die Kraft und die Stärke einer Nation; sie reichen die Mittel und die Hülfe. Mensch, schaue, aber fühle nicht bloß! sagt Jean Paul. Das Gefühl bildet Knechte, das Auge Freye. Was hilft dem Volke sein Muth, wenn nicht Zöglinge auch die furchtbare Kühnheit des Gebrauchs der Geschütze, die nicht die Hand führt, erlernen? Trimmphirte nicht schon die Kunst über den Muth? [42] — Aber sie sind von noch größerem Nutzen. Es gibt zwei Bemerkungen, welche den Beobachter ergreifen. Die eine ist die ungeheure Schwungkraft und Empfänglichkeit, welche in dem Geiste des

* Ich rede hier von der höhern Bildung.

Menſchen liegt; die andere die Verähnlichung der Regel.

Jene erſehen wir, wenn dem Geiſte die Vergleichung und das Muſter vorgehalten wird. Wie im Nu wächſt da die Kraft; wie der Reiter mit der ſtürmiſchen Bewegung ſeines Thiers dahin getragen wird, eilt der Geiſt, wenn der Gedanke gezündet hat. — Sie zu führen, wo die Gabe ſich zeigte, hat oft der Zufall übernehmen müſſen!

Das andere Verdienſt unſerer Seelenkraft vergleicht ſich dem Lichte. Um die eine Sache zu beleuchten, wird es hereingetragen: aber alle andere beleuchtet es mit, und die Erkenntniß der Ordnung ſteigt zum Dunkel des Daſeyns. Dichtung ohne Klarheit, Urtheil ohne Bindung, wie oft begegnet dieſe Erſcheinung! Die ernſte Wiſſenſchaft mit ihrem Zuſammenhange und ihren Schlüſſen lehrt ſie vermeiden, ohne den Funken zu erſticken. Wenn ſie aber auch nur eins lehrte, was wir in ihrem Gefolge bemerken, ſo wäre ihr Verdienſt ſchon unſchätzbar. Ich

meine — das Schweigen bei dem Denken. Menschen, Völker schwatzen sich arm.“

Lerne die Jugend wahren Sinn und wahren Ernst, wahrhafte Ehre und wahres Verdienst; lerne sie Gesetz und Pflicht, damit unter dem Gesetze die Freiheit walten kann, die vor der Ungebundenheit entfliehet.“

Der Erzieher ist dann ein Wohlthäter der Menschheit. — Und was heißt das, Menschheit? Ist es wichtig oder unwichtig, ihr zu dienen? ihr zu lehren? Ist sie etwa ein Feld der Verwesung, wo die Sense Saturns die nickenden Häupter mäht? oder eine Höhle, wo der Tag den Eingang bescheint und hinten die finstere Nacht wohnt?

IV.

Tod.

Tod? — Liebende Freunde harren, uns zu empfangen, wenn, dem Schooße der Natur

entwunden, in schwacher Hülle wir an den wogenden unsicheren Strom des Lebens treten. Zärtlich küßt die Mutter ihren Säugling und birgt ihn an ihrem Herzen und flehet zum Höchsten, daß er ihn schützen möge. Der Knabe, der Jüngling reift heran, erblickt die Gefahr und stürzt sich unter ihren ehernen sausenden Flügel. Tief am Abgrund winkt ihre Frucht und ihr Flügel wehrt, sie zu entreißen; aber er steigt hinab und holt sie gerettet zu seiner Wohnung.

Dankend fragt der Mann nach seinem Retter! Das nahe Licht des Tages ist gesunken: am hohen dunkeln Himmel der Nacht bewegt sich ein Geistertanz schimmernder Gestirne. Stille Ordnung wandelt unter dem Athem des Ewigen, der in dem hehren unermeßlichen Zelte wohnt. Einsame Stimmen der Natur wachen über dem Schlummer der Geschöpfe. In den fernen schaurigen Ruf der Eule mischt sich freundlich die Stimme des nahen plätschernden Bachs und der harmlos begeisterten Nach-

tigall. Da fühlt er wunderbar die enge Zelle seines Geistes sich erweitern. Was den Knaben, den Jüngling im Getümmel des sinnlichen Tages als ferne Ahnung umschwebte, tritt nahend im unendlichen Raum vor seine Seele. Geist fühlt er sich, der gereift in heißer Sehnsucht zu seinem Schöpfer, seinem Vater, dem alliebenden Gotte sich aufschwingen, danken und die Schöpfungen schauen möchte, die mit glücklichen Bruderwesen in jenen anderen Sphären sich bewegen.

Kaum mahnt ihn die Fessel an das irdische Haus: hoffend des Vereins denkt er sich in der Ferne den stillen Entfeßler, den Tod.[46] —

Und dieser Tod sollte ihn berauben? Der Diener Gottes sollte ihm die Verheißungen nehmen, die der Ewige seiner entflammten Seele unter dem sichtbaren Zelte seiner unermeßlichen Welten gab? —

Zweifler, ich verlange keine Antwort, wenn du nicht mit mir denkst, mit mir

fühlst; wenn deine Seele Gottes Verheißungen verachtet und den verdienstlosen ewigen Schlaf wünscht.

V.

Sprache.

Ton, Sprache ist jenes Geistige, was von dem Wesen zu den Wesen eilt und einen Gedanken, eine Bedeutung bringt. So schwingt sich hoch und hehr die Stimme von der Glocke, Ruf an den Wanderer, daß der Geist sich schwingt von dem gefallenen irdischen Hause.

Aber mit der Sprache ergeht es den Völkern, wie den Babyloniern mit ihrem Thurm. Herrlich erhebt sich der jugendliche Bau; die Aussicht gewinnt, ein festlicher Tag des Ueberblickes erscheint. Da schauen kalte Geister, die hinzutreten, in die Nähe,

gewahren die Steinchen der großen Form, untersuchen und fragen und beginnen tadelnd hinwegzureißen, was der begeisterte Meister erst eben gefügt hat; grübeln tiefer und tiefer und kommen zu streiten, und die heitere Höhe sinkt und der verlassene Boden empfängt sie zurück. Allerdings ist's nicht anders. Der nächste, der bauen will, wählt und wählt und wird nicht fertig zu wählen. Steine von einerlei Farbe, von einerlei Schnitt, Knöpfchen und Biegungen und Geschlepp. Statt des Mörtels ein lockeres Geflechte. Schade, daß die Musik so unstreitige Schrift hat: welche Harmonie würde scharfsinniger Sylbengeist in die Harmonie zu bringen wissen!

Ja, so grillenhaft ist der Mensch. Der Styl seiner Sprache hat seine Jahrszeiten, wie die todte Natur. Zart und bunt sprossen die Blumen im Lenze und schließen ihren Schooß auf und mischen sich zu einem idyllischen Beet. Noch prachtvoller erheitern sie den Sommer und Nachblüthe bringt wohl

der Herbſt. Dann aber kommt der kalte, ſcharfe Winter; philoſophiſcher Styl heißt ſein Athem. Da blüht kein Blümchen, da ſproßt kein Strauß: hell überſchimmert der hyperboreiſche Glanz das einfache weiße Gefilde. Jede Region ſchließt den warmen lebensvollen Buſen vor dem eiſigen Anhauch. —

Wann wird der Lenz wiederkehren? wann der Sommer? wann wird die Stimme der Natur wieder rege werden und leichtes Räthſel aufgeben? Der Anſchein des Ernſtes iſt am wenigſten der Ernſt: der philoſophiſche Styl am wenigſten der Styl.

Kleinod iſt doch einem Volke ſeine Sprache, Schatz ſeinem Geiſte. Soll es die edeln Steine vertauſchen und mit der Breite der gefälſchten ſich zieren? oder ſollen die Felder ſich vervielfältigen, daß keins mehr vorblitzt?

Die Sache iſt ernſter als wir denken. Die Sprache iſt der Wegweiſer des Geiſtes und auch der könnte kalt und ſcharf werden! [47]

VI.

Ackerbau.

Steigen wir in der Geschichte hinan, hinan über die Zeit, wo uns Völkernamen und Namen der Könige und der Priester begegnen, hinan bis zu jener Zeit, wo Väter der Familien die Könige waren auf der noch einsamen Erde: hehrer und immer hehrer begleitet uns das Bild des Segens, welchen der Schöpfer der Natur vertraute, den genügsamen Menschen zu bestatten. Einfach sind die Schätze, die jene alte Zeit herzählt, den Reichthum eines Mannes zu beschreiben. Heerden und Früchte und Gewänder und große Opfer sind der Ruhm jener Tage. — Gern wußte von jeher der Mensch sich reich. Von Anfang, um des Schatzes selbst sich zu erfreuen. Da kannte man noch nicht den todten Reichthum in der Lade. Später, um

unter seinen Brüdern zu glänzen. Noch später, um des Lebens Lust als ein Verschwender zu genießen. — Geiz in seiner unvernünftigen Bedeutung entstand, wie es scheint, erst durch die Noth.

Mag aber sammeln, welche der Begierden es sey, stets bleibt am nahen Schooße der Natur das Auge des Menschen offen für die Wohlthaten des Himmels. Da erkennt er, daß seine Hand abhängig ist, daß noch eine höhere waltet, welche die Elemente regiert, deren allen er in ihrer Eintracht bedarf, um von seinem Fleiße zu erndten. Da regt sich die Sorge und das Gebet und die Hoffnung. —

Der Landmann reicht den Andern seine Gaben, jenen, die oft nicht wissen, was das Ringen der Natur und der Schutz der wirkenden Elemente ist. Die Wohnung auf dem Felsen wird versorgt von dem Quelle, der tief im Thale sprudelt. Fleißige Hände bringen ihn herauf; denn die Natur würde die Höhe nicht steigen. [43]

Wer gibt wohl lieber dem Handwerker seinen Lohn, als der hinzugetreten ist und die Mühe geschaut hat, die das Werk vollbringt? Ebenso heiliget den Feldbau, wer die Mühe des Landmanns, die ganze lange Mühe seines Jahres erblickt hat.

Es ist die wohlthätigste Erscheinung unserer Zeit, daß die Einsicht der Staatsmächte die Stärke dieses Grundpfeilers ihrer Dauer nach ganzem Verdienste erkannt hat. Schon Machiavelli lehrte: * »ein Fürst muß alle die in Ehren halten, die sich in ihrer Kunst hervorthun, sonderlich, wenn es der Handel und der Feldbau ist. Er muß sie durch Belohnungen aufmuntern, Dinge zu erfinden, die Stadt und Land reich machen können; damit jene sich aus Furcht vor Abgaben nicht hindern lassen, einen rechten Handel zu eröffnen; diese nicht aus Furcht ihr Land zu verlieren, wenn sie es in Aufnahme gebracht, es ungebaut liegen lassen.«

* Regierungskunst eines Fürsten. Cap. 21.

Die Cultur des Landes ſchätzen heißt das Herz der Völker gewinnen. Vom Anfang ſeines Seyns her iſt der Menſch die Störung ſeiner Ruhe, ſeiner Rechte, ſeines Beſitzes, den Krieg gewohnt; ſo weit die Geſchichte zurückſieht, ſo weit wir rathen können, gab er willig ſein Blut, willig ſeine Schätze, willig Alles, was ihm bequem war, hin, wenn nur ſein Land blühte, die Mühe geehrt wurde, die Erſatz bietet für alles, was er dem Augenblicke opfert. Daher aber auch der Kampf um Fluren, die ſchon mit dem Reichthume der Erzeugniße prangen.

Verdienſt des Bodens iſt das erſte, worum im kleinen Leben der Käufer fragt: das nämliche iſts, worum der Eroberer, der Politiker ſtreitet.

Weites Land und glückliche Fluren, reicher Wechſel von Getreide und Obſt und Wein, das iſt das lachende Bild eines glücklichen Volks.

Von da gehen die ſicheren Straßen aus zum heiteren Bruderverkehre, zum Gewerbe,

zum Handel, zur Cultur des Geiſtes, zur Sitte, zur Kunſt; zur Eintracht, zur Heiligkeit des Geſetzes, zur Erziehung am Buſen der Natur, zum Glauben an Religion, an Herz und Geiſt. Und ſind das nicht alle Schätze der Erde? — 49

VII.

Natur.

Der Menſch bedarf eines Handbuchs ſeines Seyns, eines Spiegels, worin der Jüngling, die Jungfrau, der Mann und der Greis den Wechſel ihres Bildes erblicken. Und dieſes Handbuch, dieſer Spiegel iſt die weite Natur. Da leſen wir den Text, welcher für alle Tage unſeres Lebens vorgeſchrieben iſt. Da verſöhnt ſich der Menſch mit ſeiner Armuth, ſeiner Mühe; ſelbſt mit den zerriſſenen Blättern der Geſchichte ſeines

Lebens. O daß einem Menſchen gegeben wäre, dieſen Spiegel für alle Zeitalter zu faſſen!

Mag der Weiſe hinabſteigen, tief hinab in dem Syſteme der Begriffe und der Klarheit ſeines Geiſtes: bringt er tröſtlicheres herauf als die ewige Ordnung, die Liebe und die Treue der Natur uns lehrt? — Und was iſt ſeine Lehre ohne dieſes Bild, das Allen verſtändlich iſt? Weltweisheit aus den Schriften der tiefen Denker erlernen, heißt mit der Fackel mühſamer Beleuchtung ein dunkles Reich der Tiefe beſchauen.

Doch hat auch die Natur ihre Tiefen, wie der Geiſt. Weiſe haben ſich verſucht gehalten, die einwohnende Kraft und Kunſt der Maſchine für den Geiſt ihres Schöpfers zu halten. Aber fern ſey der Gedanke dieſer Weisheit! Geiſt iſt der Menſch, ein freier einiger Geiſt über dem Gebrauche ſeiner ſichtbaren Kräfte, und nur dieſe Lehre kann auch von der großen Gottheit ihn ehren. Das höchſte Verdienſt, die ſchönſte

Weisheit seiner Seele ist eine freie, geistige Ansicht von dem Geistigen über der Natur. —

Was die Natur am vollen Tage ihres Wirkens uns lehren soll, ist die Lehre der Mäßigung, des mähligen Wachsthums, der Treue des Berufs, der Heiterkeit und des Vertrauens in das Geschick; die Lehre von dem Kunsttriebe, von dem Gemüthe und von Gott.

Ueber Länder hinzuschweifen, die in der Fülle des Lebens und des Schmuckes prangen, an ihren Schätzen zu zeigen, was Großes, Herrliches die Natur gebiehrt, kann hier nicht Beruf seyn. Ebenso wenig kann ich die schauerlichen Scenen ihres einsam großen Flutens vorüberführen: wie das Meer brüllt, schrecklich wogend und mit dem eintönig schauerlichen Rufe der rollenden Zeit seine Riesenwellen gegen den Strand schleudert; [50] wie die schäumenden Säulen seines Geisers über der dunkeln Nacht des Abgrunds sich erheben, geisterhaft wallen und verschwinden, [51] wie der Schiffer bebt

und nach dem scheuen Lichte der stürmenden Wolken aufblickt.

Kleines preiset den Schöpfer, wie das Große. Ich will nur ein einziges kleines Leben, nur ein einziges Bildchen ihres unendlichen Reiches hierher zeichnen. Der Sparsame wird daran sein Muster, der Thätige die Verfolgung seines Zweckes, der Gefühlvolle das Vertrauen zu der ewigen Güte ergreifen lernen. Es ist aus jenem Theile des Naturreichs entnommen, der die größten Wunder der Kunst und der Haushaltung in sich erforschen läßt. *

Nach stiller Bildung entschlüpft das unmerkliche Räupchen dem vorsichtig aufgeklebten Ei seiner Hülle. Schon hat die Natur durch die elterliche Fürsorge es auf den Zweig seiner Nahrung versetzt: aber sein erstes Geschäft ist, die Hülle aufzunagen, die

* Phalaena bombyx versicolora. Linn. oder der Scheckflügel ist das Geschöpfchen, welches ich hier aus der tausendfältig beobachteten Lebensart der Insekten beschreibe.

ihm zum Schutze diente. Die Natur will es bald wieder umbilden; darum bedarf es dieser Hülle für die gleichartige Hülle seines Wachsthums. Die kleine Ausspannung eines ersten Kleides ist schnell erreicht. Ein zweites reift und mit unendlicher Anstrengung wird das erste hinabgestreift. Da verzehrt es vor allem wieder dieses Klümpchen des verlassenen Kleids. Dann noch zweimal wechselt so die Natur: dreimal verwendet sie sparsam das nemliche Gewand. Jedes Kleid war anders und das letzte prangt in herrlicher Zeichnung, mit einem lebhaften Farbenspiel.

Jetzt ist das Wachsthum am Staube vollendet. Das Geschöpfchen soll den Schlaf zur Erweckung in einem höheren Leben beginnen. Da giebt es unserer Seele eine unübertreffliche Lehre! Sein ganzes Wesen wird vor dem Grabe noch gereinigt. — Still und unbeweglich sitzt es auf dem Aestchen, das ihm Nahrung gab. Die Kräfte seines Inneren sind in Bewegung. Der

grüne, reine Chagrin ſeiner Farbe verfällt in einen düſter röthlichen Abſchein. Allmählig tränkt es mit einem Speichel, der von dem beweglichen Haupte bis zum Aeuſſerſten ſeines Körpers vertheilt wird, das ſpröde Horn ſeiner Haut und nun beginnt eine Anſtrengung, die an Wunder der kleinen Kraft gränzt. Mit zwei einzigen ſeiner Muskeln feſt umklammert bläht es in krampfhafter Bewegung ſeinen Leib. Mit ſchwellenden wiederholten Zügen wird die ungedeihliche Menge der rohen Kräfte des Verdauungstriebes, die zu ſeinem Wachsthum dienten, vor dem Uebergange zur Verwandlung abgeſchieden. Aengſtlich kriecht nun die gereinigte von der luftigen Wohnung zur räumlichen Erde, ſucht wo ſie ſich berge und baut ſich unter ruhigem Moos eine enge ſtille Zelle. Jetzt reift langſam noch eine andere Schale und mühſam wird die alte zum Schemel ihrer Ruhe zum letztenmal hinabgeſtreift.

Der Sturm des Herbſtes rauſcht über

ihren Schlummer und die sausende Kälte des Winters. —

Da öffnet sich bei dem ersten Aufthauen der erstarrten Natur, im Februar oder März, wenn bei lauer Luft einige milde Strahlen der wiederkehrenden Sonne herabsteigen, gerade um die Stunde des Mittags das stille Gewölbe und ein Herold des Frühlings, ein verklärtes Geschöpf eilt heraus und spannt zarte farbige Schwingen von seltner Schönheit und freut sich seiner Erweckung in einem höheren Seyn. — —

Gering dünkt wohl dem Leser das Gleichniß. Aber wohl der Welt, wenn der Mensch vom Menschen, die Seele von der Seele soviel Zeugniß geben könnte, als das kleine Geschöpf von der Mühe seiner Tugend und dem Fleiße seiner Bildung, von der unendlichen Güte und Kunst seines Meisters. *

* Das in der freien Natur seltne Geschöpfchen läßt sich von Jahr zu Jahr leicht zum Gesellschafter machen, wenn die Brut zur Fortpflanzung einmal gefunden ist: denn es lebt

friedlich in Gesellschaft bei engerem Raume, und seine Nahrung, der Birkenzweig, grünt Tage lang im Wasser.

Es läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß das Reich der Insektenwelt, besonders der Tag- und Nachtfalter, unendliche Wunder über das Leben und die Ordnung der Natur darbietet. Ich will nur noch einiges bemerken. Mit welcher unbegreiflichen Sicherheit schwingt sich die Puppe eines Tagfalters in dem Nu, wo die Raupenhülle abgestreift ist, frei an der Decke eines Zweiges in das nämliche Klümpchen von Seidenfäden, welches eben die Haut noch hielt! — Von tausenden dieser Verwandlungen, welche der Verfasser beobachtete, fielen zwei oder drei bei dem kühnen unnachahmlichen Kunststücke zu Boden und machten ihn aufmerksam, welches Wunder hier vorgehe. Hastig bohrt sich die Puppe mit ihrem Häkchen nach dem fast unmerkbaren sicheren Luftsprunge, in die tragenden Faden jenes Gespinnstes ein. — Ebenso merkwürdig bedunkt mich, wie die Natur bei diesen Geschöpfchen weniger Lebenstage immer zur rechten Zeit ihre Geburt enthüllt und einem jeden nicht nur die Jahrszeit angewiesen hat,

sondern den meisten sogar die Stunde des Tages, wo jede Art bei trocknem schützenden Wetter in der Regel ans Licht eilt. Der Erfahrne kennt diese Stunden. — So schlüpft auch nach weiser Fürsorge von gleicher Brut das männliche Insekt vor dem weiblichen aus, und Puppen einer nämlichen Brut schlafen zuweilen einen zweiten Winter hindurch, um sicherer das Geschlecht zu erhalten. Hier lernt der Beobachter den Ernst und die Sorgfalt der Allmacht: hier lernt er den Geringsten schätzen und die Ordnung und die Hoffnungen seines eigenen Treibens erfassen. — Melancholisches Bild des Lebens! Sphynx atropos, oder der Todtenkopfschwärmer. Mit schwachem Wimmern eilt er aus seiner Hülle, spät um die Zeit, wenn die herbstliche Natur dem Grabe ihrer Reize zueilt. Düsteres Farbengemisch und ein schmuckloses Gelb mahlen den unheimlichen Gast. Wenige Tage schwirrt er am düsteren Abend. Dann entziffert sich mählig erkenntlich † das Bild der wandelnden Zeit, der unerfreuliche Blick eines Schädels.

Religionen haben zu Zeiten den giftigen

† Daß das Bild von Anfang verworren ist, werden Kenner wissen.

Pilz des Aberglaubens erzeugt. Die Kenntniß der Natur iſt ſeine ſiegende Gegnerin und erfüllt warlich mit reinerer Hoffnung, mit reinerem Vertrauen, ohne die Furcht, ohne das Dunkel. 52

VIII.

Gewerbe.

Gewerbe ſind die Töchter des Ackerbau's. Der uralte Vater war mäßig und ſchlicht, nahm wenig von der Zierde, noch weniger von dem Schmucke. Ihm genügte, was nöthig und nütze war. Aber die Zeit verſuchte und die Zeit überwand.

Wo kaum noch die Hütte vom mäßigen Hügel über die Flur hinblickte, erhoben ſich Thürme und Palläſte und reiche Gemächer. Todter Schatz ſuchte todtes Gut. Der Glanz

galt für das Leben, Gold und Steine für die Würde. Ja, Könige eines tiefsinnig knechtischen Volks bauten in jener frühen Zeit gleich das Ungeheure, die Pyramiden. So ging der wunderbare Trieb des Abschwunges von dem niederen Boden der ernährenden Erde auf einmal sich selbst voraus. —

Bunter und bunter bekleideten nun die Stoffe der Erfindung den Urstoff der Natur. Heller und heller baute die Kunst an den Tag.

Doch reichte stets noch die Hand sich die Hand und im frohen Gewimmel der Arbeitenden wuchs die Arbeit. Meister und Gesellen errichteten ihren Staat. Feste vom mäßigen Gewinne machten die Einfalt der Zeit. Die Zünfte übten Sitte, Redlichkeit und Maas. Ihr Haushalt spendete Gaben für weitumführende Reise, für Unglück und den Zufall der Noth. Väterliche Fürsorge beehrte sich mit dem väterlichen Namen. Die Lade des Gesetzes war feierlich hochgehalten

und die Sitte des Hauses ging mit der Sitte der Welt.

Da hielten Erndte und Gewerk zusammen ihren Markt. Mühe und Lohn ging bei Allen um.

Jetzt traten aber einsame Denker an den freundlichen gabenreichen Vorhang, die Tiefe zu belauschen, aus denen der Quell hersprang, und sie erforschten das Geheimniß!

Die Kraft wurde zur Hand, zur Riesenhand der Idee. — Die Welt träumte sich glücklich, träumte von ungeheuren Schätzen. Aber der Fund ist grausam! Berechnung, Triebkraft führte jenen Zustand herbei, wo die Natur mit ihrer Stärke gewerbthätig flutet. Fleißige Menschenbrüder stehen müßig bei dem todten Rauschen der Wasser, bei dem Zischen der gewaltigen Feuerkräfte; stehen um die Hebel und Gewinde und Räder und staunen den tückischen Geist an, der ohne Gewinn für ihn selbst der Laune des Einzelnen unterthan ist, Glück und Freude und den ersten Anspruch des Lebens, die

Nahrung, raubt. Gütige Mutter Natur, die eigenen Kinder, die du so ungleich betheilt hast, fluchen dir und der Schlaue, der deine ganze Gabe dir ablockt, weiß dirs nicht Dank!

Philosophen mögen darüber reden, warum das große Gleichgewicht der Kräfte, welches das Leben beglückte, über den Zeitaltern aufgehoben ist. Die Menschen mehren sich und der Arbeit wird weniger. Die Kräfte der Maschinen schwingen sich ins Unermeßliche und der alte Ackerbau müht sich, wie vordem, an der dünnen Rinde der Erde.

Die großen Geister der Ernährung stehen sich entgegen. Frohsinn und Gemüthlichkeit, langsamer Erwerb, langsamer Reichthum sind die Kinder des Feldes. — Laune und Eigendünkel, Gewinn wie des Spiels, Ehre des Zufalls, Nutzen der Gelegenheit, unermeßliches Wachsen im Augenblick sind die Sprossen der Erfindung.

Ohne Rücksicht sinnt der Plan. Ohne Rücksicht eilt das Geschäft.

Wohin wird das Schicksal den Sturm und das Ungleiche führen? [53]

IX.

Handel.

Es ist eine Sünde, die schon geschadet hat, daß Schriftsteller, wenn sie nicht neues in jeder Stunde zu erfinden wissen, das alte zur schroffen, allgemeinen These hinschrauben. Eben diese Sünde ist vielleicht ein Reflex der Ideen, die Maschinen zu beleben wirken. In der Politik, in der Kriegskunst, in der Staatswirthschaft, bei der Frage über Nationalöconomie, über Erzeugniß und Absatz wagt das gelehrte Ur-

theil, dem Wogendrange des Lebens eine allgemein gültige Richtung zu betten.

Es ist hier der Ort nicht Fehden anzuspinnen. Die Systeme in jeder Art haben auch zuviel Gutes, als daß man den Denker über das einzelne befeinden und seinen Rathschlägen vor dem ohnehin argwöhnischen Mißtrauen eines Volkes den Eingang versperren sollte: aber der Prüfende wird den Abweg erkennen. Er ist von Bedeutung, weil der Mensch so gern nach dem Großen, nach dem Einfachen greift.

Nehmen wir die Erfahrung zur Wegweiserin. Wo ist Beständigkeit eines Urtheils gegen das allseitige Zudrängen der Ereignisse? wo lauft das Leben lange in der willigen Richtung der Maschine?

Immer bewegt sich eine gewisse Freiheit mit der Nothwendigkeit und bildet den Wechsel.

Wenn wir heute vom Handel reden, so denken wir nicht sowohl mehr an den Austausch der Bedürfniße, welche der Mitbür-

ger seinem Mitbürger reicht, als an jene glänzende Bewegung, die fernhin versendet und holt; die mit den Bedürfnißen ein großes Spiel treibt; Bedürfniße schafft, Bedürfniße verpflanzt; ja Bedürfniße hier unterdrückt und zusammenschnürt, dort sie prassend verschwendet.

Fassen wir nur das Bild dieses Treibens ins Auge, wie kann eine kurze Regel seine tausend Späher, seine tausend gierigen Hände im Zaume halten, der Völker Schätze nicht zu ungleichen Haufen zu treiben?

Doch wird diese Regel gelehrt. Alle Schranken der Zirkulation sollen mit kühner Hand entzweigebrochen werden, die ihrer freien Bewegung im Wege stehen. Nur bei einer unumschränkten Freiheit des Handels und der Gewerbe, bei einer weisen Gesetzgebung, bei der möglichsten persönlichen Freiheit der Staatsbürger, bei einer durch organische Gesetze begründeten Repräsentations-Staatsverfassung wird sie am leichtesten und schnellsten geschehen und die wohlthätig-

sten Folgen für die ganze Nation hervorbringen. *

Diese Lehre bedünkt mich ungefähr das, was in einer gewissen Zeit von der Freiheit und der Gleichheit in dem bürgerlichen Leben überhaupt moralisch geträumt, auch kurze Zeit ins Leben gerufen, aber gar ungleich erprobt wurde. Ist denn der Mensch ein Wesen der Tugend oder des Lichts, das ringsum sein Heil ahnet oder das Rechte sieht? Sieht nicht einer über den anderen, oft einer über alle? berechnen nicht Städte gegen Städte, Völker gegen Völker ihren Vortheil? giebt die Lage, die Industriebeschützung, die mitwirkende Umsicht der Volksbeherrscher, die gern um das Uebergewicht wetteifern, nicht diesem einen natürlichen Vortheil, dem anderen — Nachtheil? Kön-

* Geist der National-Oeconomie und Staatswirthschaft von Aug. Wilh. von Leipziger. Berlin 1813. Bd. 1. pag. 168. (Dieses Buch enthält übrigens große, schätzenswerthe Ansichten.)

nen wir nur im Begriffe eine Freiheit der Zirkulation gedenken, wenn ungleiche Privilegien der Natur, des Zufalls oder der größeren Gewandtheit sie leiten? Die leitenden bestimmen ihr ja doch wohl den Weg? befehlen oder schmeicheln?

Bei unbedingter Freiheit des Handels, welche noch kein Reich, am wenigsten der große Handelsstaat unserer Zeit ausgesprochen hat, lauft ein Volk Gefahr, sein Bestes zu entäussern. *

Waare gegen Waare — kann bis zum Rufe der Noth umlaufen. Aber es ist der Schatz der Münze, welchen der Ueberlegene sucht und diesen Schatz darf ein Volk nicht von sich lassen; denn er ist der Griff, worin

* Der Handel ist verflochten, wie das Leben. Er faßt das Leben und zehrt an dem Leben. Darum setzte sich bei den Britten der Staat mit seinem Handelsstande in Beziehung des Schutzes und der Berathung und der Erfolg trieb ins Unendliche in der kürzesten Zeit.

eines Volkes Schwert haftet, wenn nicht die Verzweiflung ſtreitet.

Wie die einzelnen Menſchen, haben auch die Völker ihre Begierden, ihre Thorheiten. Schon ſind ſie zu einem Inbegriffe gediehen und heißen Luxus. Was helfen uns Handelswege, wenn ſie mehr des Auslands, als der Mitbürger erzeugte Produkte verkaufen? Und eilen nicht die Bewohner ganzer Gegenden, ja zuweilen ganze Völker zur Verſchwendung? Kann man nicht von ihnen zuweilen ſagen, was wir an dem Unverſtande der tollſten Haushalter erſehen: ſie beſitzen das Nothwendige nicht und ſchaffen ſich das Ueberflüſſige an?

Das Unglück unſerer Zeit hat uns eine Wohlthat erwieſen, wenn es, durch eigenen Bedarf, die Bewegung der Münze in einen heimiſchen Kreis zog. *

* Doch verträgt die Lage Deutſchlands eine große Befreiung der Handelswege: denn es iſt ſtark und reich in ſich ſelbſt, um entgegen zu reichen und die Laune des Volks, entwöhnt

Frei bleibt ein Volk und blühend und jung, wenn es, treu seiner Sitte, an seinem Heerde dem Ackerbau und der Mäßigung lebt. [54] Die Stürme der Gährung, die sich aus der Mißlaune und dem Elende unterdrückter Stände erheben, hört es nur von fern und zieht die Waffe eines Eroberers heran, wo findet er eine Stelle tödtlicher Verwundbarkeit? — [55]

durch das Gebot der vergangenen Tage, neigt wenigstens in diesem Augenblicke nicht allzu verschwenderisch zur Versuchung des Auslands. Die Blüthe seiner freien Handelsstädte, für das Buch der Menschheit so anziehend, weil nur allein ihre Verfassung sich den alten festlichen Zeiten kleiner Gesetzesstaaten noch einmal nähern kann, empfiehlt sich von selbst allem Schutze der Grundsätze. Durch sie gehen, wenn auch nicht unsere Hände, doch unsere Mittel wuchernd mit nach Indien. Wohl bieten sie auch für Zwecke der Staaten den augenblicklichen Rath eines Schatzes. — Ob aber der unbedingteste Eingang und Ausgang ihrem Streben behülflich sey, darüber werden

uns Kenner oder die Zeit belehren. Das leichteste breitet sich im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge verdienstlos aus.

Der Binnenländer freier mittlerer Handel bringt Gedeihen ohne Gefahr, ohne Uebertreibung, ohne jene Sklaverei der Menschenbrüder, welche den Zweck bedienen. Sparsamkeit von der einen Seite und Vertrauen von der andern und genaue Erfüllung der Verpflichtungen sind da die Quellen und die Stutzen des Credits.

X.

Abgaben.

Der Völker urälteste Abgabe ist der Zehnte von der Erndte. — In freudiger Lust verbrannte zuerst der Mensch dem höchsten Herrn das Opfer, damals als er sich selbst noch König und Unterthan war. Später trennte sich die Würde von dem niedrigen

Heerde und die Noth eines Zweckes gesellte sich zum Danke. Jetzt empfing der Schirm der Staaten diese Gabe. Doch gab er immer willig und gern, gleich von dem Felde weg.

Alte, wohlthuende Erinnerung der Urzeit giebt dieser Brauch. Es ist menschlich, den großen Haushalt des Staates ähnlich zu erblicken dem kleinen. Es ist tröstlich für den fleißigen Anbauer des Feldes, ihn walten zu sehen, wie er selbst waltet: das erste, was noth thut, ihn aufspeichern zu sehen, wie er selbst es aufspeichert: die Gunst des Abflusses in den Verkehr ihn mit Milde nutzen zu sehen, die er mit dem strengen Auge der Selbsterhaltung benutzen muß.

Das Opfer wird oft reicher, das er gab, durch leichten Zuschlag des Verhängnisses. —

Geld aber ist ein kälteres Wort. Mit dem Gelde kommt die Berechnung, mit der Berechnung die Frage, mit der Frage die

Sorge und der Unwille. Das Geheimniß schwindet. Das Opfer wird erkannt.

Ueber den Vorräthen der Natur herrscht die ewige Treue, die Gleichheit der Wage. Ueber der Münze spielt das ungewisse Spiel der Ereigniße, das Versiegen und das ungleiche Loos der Theilung.

Es ist nicht Handel, wenn der Staat die Opfer der Erndte im Ausbieten versilbert. Handel ist das tiefere der Spekulation, des Umtriebs, der Vorwege. Jenes ist Losschlag, Umwechsel nach den ungesuchten Vortheilen der Zeit; er wird zurückgehalten bei der Noth. — Auch der Handel kann übrigens nicht rechtlich bestritten werden.

Mehr und mehr häuft sich aber dennoch die Frage, ob die Abgabe der Natur nicht mehr in ihrer Wahrheit einkehren solle. Die Cultur streitet mit ihrem Sammeln. Dieser Streit liegt aber nur in dem Sammeln des rohesten Gewächses und läßt sich heben. Die Frage gilt mehr um die Tiefe des Verbandes. Ob sie zu bejahen, ob zu verneinen

ſey, will ich nicht entſcheiden. Doch gab ein Statthalter von Aegypten, der um die Urſachen des blühenden Wohlſtandes jenes Landes befragt wurde, die Antwort: das Land ſey deswegen blühend, weil alle Abgaben in Natur erhoben würden. [56]

Die Erhebung der Münze meldet ſich ohnehin durch die Steuern, jene Abgabe, welche dem weiteren großen Haushalte des Staates hinzuſchießt.

Ihre Verſchiedenheit iſt nach dem Urtheile des Mannes, der auf der unwürdigen Bühne des Umſturzes die Faden der Vernunft feſthalten wollte, nach dem Urtheile Sieyes in ſeinem Entwurfe zur dreifachen Grundlage der Volksrepräſentation, die wahre, erhaltende Kraft der öffentlichen Geſellſchaft.

Die allgemeine Umbildung der Cataſter hat ſeinen Gedanken zum Geſchenke für Europa gemacht [57] und es iſt nichts hinzuzuſetzen, nichts davon abzuthun, was das Ziel des Gedankens betrifft. Nur das Maas und das Gleichgewicht probt die Erfahrung.

Auflagen auf einzelne Geschäfte des Lebens sind Besoldung ihrer Diener. Sie sind selten von ganzer Billigkeit, gehören aber zu jenen Uebeln, die dem Leben so eng gesellt sind, daß man sie scherzhaft nothwendige nennt. Ihre Kritik würde zu weit und doch zu nichts führen; denn sie steigen und sinken mit der Billigkeit der Zeit.

Ein ernsterer Punkt liegt noch vor. Das Leben, die Völker haben unter allen Reichthümern, allen Formen, ein großes heiliges Gesetz, das Gesetz wider Brüdernoth.

Was das sagen wolle, lehren uns die Blätter der Geschichte, die wir ungern beschauen, wo der Mensch um seiner Rettung willen seine Treue, sein Menschthum vergaß und seinen Bruder anfiel! Höchst wohlthätig ist der Verkehr des gesellschaftlichen Lebens: aber er ist ein Wirbel, in welchem die Schätze des Lebens sich ungleich verschlürfen. Wenn Völker sich zusammenthaten, waren sie arm und mäßig, darum einig und froh. Nach und nach reicht das Glück seine

Gunſt, die Klugheit erſchaut ihren Vortheil. Der Geſunde erwirbt, der Siecke verliert. Der mäßige Unterſchied wird unmäßig; das Loos der Theilnahme an den Gütern der Welt hier unendlich verlängert, dort unendlich verkürzt. Die Macht macht ſich mächtiger. Privilegien erheben ihr Haupt und unbillig iſt ſtets die Zeit. Verſchlang ſich ehedem die Mühe, das Vermögen an herrſchende Stände, ſo verſchlingt es ſich heute an Begünſtigte des Glücks, an Privilegien der Gewerbe, an Erfindungen und die unermeßliche Speculation des Handels. Wir wollen nicht ungerecht ſeyn. Aber iſt es natürliches Maas, mit welchem zu Zeiten der Geiſt der Unternehmung gewinnt? — Wir ehren ihren Muth, ihre Kühnheit: ſie ſetzt das Gleiche zum Verluſte! Aber iſt es darum die natürliche Mühe, jene Mühe, die mit den Jahren ſpart und reich wird? Oder iſt es der Gewinn des Spiels, das leicht wird, wenn öffentliches Unglück die Hände der Mitmenſchen bindet?

Ja, ohne Mühe wächst endlich der Haufe. Die Capitalien rentiren. Der Besitzer ruht. Nur, wenn er das ungewöhnliche gewinnen will, muß er nochmals wagen.

Zuweilen finden sich die Schätze in der Verheerung des Kriegs oder die dankbaren Zeitgenossen lohnen dem Verdienstvollen groß. Sollte das für immer sich verschlürfen? Sollte das Ungleiche immer ungleicher werden? Sollten die Nachkommen keinen Sporn haben, thätig, verdienstvoll zu seyn, wie ihre Väter?

Die Besteuerung der Cataster trifft da wenig. Wer kann den Capitalisten besteuern? wer dem Handelsmann nachsehen? — Eine gerechte Rücksicht für die Nahrung des Armen nimmt selbst die Besteurung, die Zölle der Handelsstraßen hinweg.

So fragt sichs nun, wie der Laune des Glücks zu begegnen, wie die Ungleichheit, die das ungeheure Wagespiel des Lebensstromes umherwirft, [68] zur mäßigen Gleichheit wieder ruhig zu versammeln, wie der

Staat gegen den Verluſt ſeiner Kraft an den Einzelnen, wie der unbegünſtigte gegen den begünſtigten in Eintracht zu nähern ſey? —

Der Rathſchläge laſſen ſich viele gedenken. Der nächſte war immer die Beſteuerung der Verlaſſenſchaft in verſtändigen Graden.

In Handelsſtaaten, in freien Städten, denen die kühne Speculation Gewerb und Ackerbau iſt, iſt ſie ohne Motiv und ein ſchreckender Gedanke. Dort wägt die Zeit wieder ab, was ſie zugewogen hat. Hat der Vater glücklich ſpeculirt, ſpeculirt der Sohn vielleicht unglücklich und da bedarf der Credit eines Geheimniſſes ohne Ende.

Aber die Verwendung der Habe auf liegendes Gut, dieſe Sicherung eines beſtändigen Beſitzes, welche die allernächſte Ernährungsquelle Aller, das Feld, ſich zu Gebot zieht, verdient nirgends die Gunſt. Natürliches Geſetz heiſcht den Beſitz an der Erde und der übermäßigen Ausſchließung eines gegen den anderen wird durch die Sätze des Cataſters

nicht sattsam gewehrt. Selbst dem ärmeren Besitzer gilt aber das Gesetz in seinem Maaße, damit der Ruhe und der Trägheit der Kräfte zum Erwerbe kein Vorzug gegönnt sey. [59]

An und für sich ist nicht leicht eine Abgabe schwer, denn ihre rechte Ordnung vergleicht sich, wie die richtige Ordnung des Verkehrs, dem Kreislaufe eines Stromes. Nur wenige Länder besitzen die Quellen, die Gold und Silber spenden und den Strom verjüngend treiben.

Darum ists die Kunst und das Verdienst, den Strom im Kreise zu treiben, in tausend Adern wieder herabfließen zu lassen, was aus tausend Adern hinansteigt. Dazu verhilft der Schutz des Ackerbau's, der Schutz der Gewerbe. Beides ist das Lob dieser Zeit.

In anderer Weise wäre die Entrichtung ein Fieber, das mit der kurzen Blüthe einer verderblichen Hitze blüht.

XI.

Schöne Künste.

Dumpf, im Dämmerlichte des neblicht grauen Tages könnte die Welt ruh'n, hätte der Meister, der sie schuf, es gewollt. Nicht würden Licht und Farben auf den bewegten Wassern spielen; nicht ein goldner Schein des Abends sich auf die heitere Landschaft senken; nicht der Scheitel des Gebirges im Frühstrahl der Sonne sich entflammen. In freudlosem Triebe würde die Maschine ihren thätig fortrückenden Gang abgehen.

Aber gütig meinte der Schöpfer es anders. Unser Auge zu entzücken, kleidet sich der Frühling in ein lachendes Grün, der Sommer bietet duftende Blumen, der Herbst seine köstlichen Früchte. Zarte Wolken spielen in hoher Luft, Heerden im sonnigen Thal.

Bunt athmet das Leben und die Luft. Eilen auch zuweilen finstre Wolken über das Land, prasselt der feindliche Hagel durch die Nacht: bald schimmert die hehre Klarheit wieder tröstend durch den Schleier und die gewohnte Freude sucht den gewohnten Platz.

So auch im Lande der Phantasie. — Denn gedoppelt, in erfreuender Einigkeit, ist das Gefilde des Lebens. Wie die Natur arbeitet und spielt; hier im ernsten Gesetze mit ihren Triebkräften flutet und die Mühe des Menschen unterstützt und sein Daseyn fristet, dort mit tausend Prachtblumen sich schmückt, ohne Frucht, ohne Erndte: so schmückt der Mensch sein Leben!

Aber noch höheren Schein, als die Blume, hat das Gebilde der Kunst. Was die Blume zeugt für das allwaltende Wirken der Natur, für ein großes Gesetz, zeugt die Blüthe der Kunst für den ewigen Ursprung des Geistes, für ein Leben im Licht.

Gleichwie, zerstreut, nach langem Schei-

den der Stamm einer großen Familie noch verbunden iſt unter dem Geſetze eines geiſtvollen Ahnen; jedes Glied übt ſeine Eigenheit und ſeine Auszeichnung, doch alle leben und ſtreben auch nach dem großen Zwecke ihres Vorderen: wie ein Volk, das in tauſende von Familien ſich verzweigt hat, tauſend Gebräuche von ſeinem Boden, ſeinen Schickſalen annimmt, zuſammen dennoch ein großes Gebot, den hohen Geiſt eines Stifters verehrt, in dieſem Geiſte dichtet und kriegt: ſo ehren die Genien der Zeit jenen ewigen großen Meiſter!

Ehren auch wir dieſen Meiſter in dem Künſtler; möge nun ſein Bild in der glühenden Zone des Südens gebohren ſeyn, mit Feuerkraft, oder wie die einfache Schneeblume unter dem Eiſe des kalten Nordens ihr klares Auge vordrängen. Denn fürwahr, nicht leichtfertiges Spiel iſt die Kunſt, die Dichtung. Das Zaubergewächs blüht nur in jenen kräftigen Zeiten, wo Bewegung herrſcht im Leben, wo das Herz hervortritt

mit dem Geiſte unter das Gewühl eines Volks. Hoher Ernſt, tief hinabſteigender Sinn erreicht erſt die Wurzel, aus der die Himmelspflanze treibt. Jene Zauberruthe öffnet erſt die verſchloſſene unendliche Tiefe. Nicht mit williger Gunſt, wie die fühlende Blume der ſchmeichelnden Berührung der Sommerlüfte ihren Kelch aufſchließt: nein, nur durch emſiges Bemüh'n hebt ſich der Schatz ihres Wuchſes. —

Dunkel iſt allerdings das Geheimniß. Hohe Naivetät ſpricht uns an aus der hehren Dichtung, aus dem Bilde, das im Steine athmet, aus der Zeichnung, die auf der Leinwand flammt. Und was bewegt uns, wenn der Ton vor unſerem trunknen Ohre das unbekannte flutende Gefühl eines entbundenen Seyns ausgießt? Der Verſtand begreift es nicht. Die Unterſcheidung erfaßt es kaum.

Aber, welcher Troſt für das Menſchengeſchlecht! — Rein iſt erſt die Dichtung, rein das Gebilde aus dem tiefen klaren

Schatze unſeres unendlichen Gemüths, wenn wir ſie menſchlich nennen, wenn ſie das tiefe, klare Auge der Menſchheit feſſeln, ohne Wahl eines Volks, ohne Wahl eines Landes. Beweis, daß wir alle kommen aus Einem großen Tempel des Lichts, beſchenkt mit dämmernden Strahlen bis wir einkehren zu dem volleren Glanze.

Tief im Menſchen liegt darum eine Sympathie mit der Zeit, mit der Form, und große Geiſter rufen ſie hervor.

Emſig müht ſich die kleine Biene, den köſtlichen Schatz der Blume zu berauben, von dem Reichthume zu ſammeln für ihre Wohnung. Jahrhunderte ſammeln, wenn die Kunſt einmal blühte! —

XII.

Musik.

Musik ist die wellenreiche verschwimmende Form, in welcher unsere Gedanken der freudigen oder wehmüthigen Lust der Empfindung sich nähern. Bald ist sie deutlichere Sprache, bald schwebendes Bild, Fittig, um ohne Ziel über dem Leben zu schwärmen. Bei allen Völkern hat sie ein beliebtes Bürgerrecht.

Wie der Gesittete sich kleidet und seine Kleidung bemißt und sie dem Körper anpaßt; so kleidet sich der empfindende Gedanke in jenes ätherische Gewand, das bald flattert in stürmischer Bewegung, bald sich anschmiegt in zarter Vertrautheit.

Gesetzgeber haben die Tonkunst benutzt, den Völkern Milde, Zartsinn, Aufschwung,

Tugend und hinreißenden Zusammenklang zu verleihen.* Allerdings ist sie ein mächtiger An-

* Einen großen Einfluß auf die moralische Bildung der Jugend schrieben die Griechen der Musik zu: sie war ein wesentlicher Theil der Erziehung, und deswegen bekam auch Alles, was sich auf die moralische Bildung bezog, den Namen Musik. Man glaubte, durch sie die Leidenschaften erregen und wieder besänftigen zu können. Die Jugend wurde von der frühesten Kindheit an bis zum dreißigsten Jahre zur Musik angehalten. Zuerst lehrte man sie Päanen und Hymnen singen, dann unter Begleitung der Flöte den Inhalt des Gesanges durch Tänze ausdrücken. Jährlich legten sie von ihrer Geschicklichkeit am Feste des Bacchus eine Probe auf der Bühne ab, indem sie um die Wette sangen und tanzten, Knaben mit Knaben, Jünglinge mit Jünglingen. Polyb. Hist. IV. Athen. XIV. Die Zynotheer, ein arcadisches Volk, waren die einzigen Griechen, welche die Musik ganz vernachlässigten und deswegen und weil auch ihr Klima rauher war, mehr Barbaren blieben. — Wir können mäßige Lehre hieraus schöpfen.

führer in der Schlacht. Mit freundlichem Locken, im schwebenden Tanze führt sie dicht vor die Wohnungen des Todes. Der Krieger hört ihren Laut, der aus Himmelshöhen geboren, seinem Geiste von Jugend auf vertraut ist. Er hört die friedlichen Töne sei-

Aristoteles sagt, der moralische Nutzen der Musik liege zum Theil in der Nachahmung menschlicher Leidenschaften und Sitten, welche ein sympathetisches Gefühl errege. Polit. VIII. 3, 5. Darum rieth Plato zur Begleitung des Gesangs. — Festlich geschmückt, im purpurnen Gewande, das Haupt mit Kränzen umwunden zogen die Spartaner stets nach dem Klange der Feldflöte, unter dem Gesange des castorischen Lieds zur Schlacht, zum Siege. — In der That, die Musik gehört allem Leben an. In der Sprache redet sie durch den Rhythmus, den wechselnden Sylbenfall und den Geist des Gedankenwechsels: in der Mahlerei zeigt sich ihr sichtbares Bild in den geheimnißvoll dichterischen, schwer zu erschaffenden Bändern der Arabesken. Die Einheit unseres Geistes folgt einem einigen Gesetze.

ner Heimath mitten unter den ehernen Würfeln des streitenden Schicksals. Spiel träumt er sich, was so ernst, so furchtbar heraufzieht.

Zuweilen ruft sie aber auch im Geiste wilder Herrschaft seiner Seele, tönt Freiheit und Macht; und die Parze schneidet, während der Sinn hoch über dem irdischen Hause hinschwebt. —

Aber in welches Land des Friedens versetzt sie uns, wenn sie gefällig und mild ihre Stimme dem zarten, schuldlosen Reize leiht, wenn leise, lichte Begeisterung über der holden Sitte gefühlvoller Frau'n und des Mädchens tönt. Da ist sie zartes Geheimniß, das der Engel der Unschuld trägt. Tiefer und tiefer spielt die Anmuth. So zeigt die knospende Rose einen Schooß lieblichen Dunkels mitten in dem Lichte ihres vorbrechenden Erröthens. Zarter und zarter steigt aus dem Dunkel die Enthüllung. — [60]

Rauh war die Welt, als gebieterische Herrn ihren Sklaven befahlen, die Stimme herabzurufen, deren Töne ihr Ohr rührten.

Milder und milder gestaltete sich das Leben, als sie ihr eigenen Dienst weihten, als Priester und Priesterinnen von edlerem Stande ihr Geschenk sich erbaten. Aber ernst, in strahlender Klarheit schloß sie erst ihr ganzes Reich auf, als die höchste Weihe des Geistes, die Lehre des Christenthums, zur Erde herabstieg.

Schwer dürfte die Musik der Alten mit unseren Chören, mit unserem Dienste der hehren Gottanbetung zu vergleichen seyn. Wo damals ein einsamer Hirte flötete oder ein Wettgesang auf stiller Flur sich erhob; wo die muntere Pfeife das Opfer begleitete: wallt jetzt ein unbekannter Strom seliger Begeisterung an uns vorüber! Da mischt sich die Stimme des gefallenen Lasters um Erbarmung, dort der Dank der Unschuld und der heiteren Kindlichkeit in die rollenden Wogen ein.

Musik ist die Leiter zur Geisterwelt, auf der unsere Gefühle bewegt auf und absteigen, jene Gefühle von Reinigkeit und

Schönheit, von Verhältniß und dem Troſte unſeres Glaubens. Sie iſt ein Bild, das die Freiheit, die Seligkeit ſchildert, die ohne Körper, ohne Sinne unſerem Geiſte zu Theil werden ſoll.

Keine Frage, daß ſie hehre Begleiterin unſeres Lebens ſeyn darf, bald in tändelnder Unſchuld, bald im erhebenden Ernſte. Aber nie werde ſie Herrſcherin, Laune. Der Ton hat eine Sprache, wie die unſichtbar hauſende Echo. Der Gedanke, das Wort ruft die Antwort, den Laut. Würdige Gedanken, würdige Worte ſind die Archonten im Reiche der Muſik, wie im Reiche des Lichts.

XIII.

Dichtung.

Wie begabſt du Lieblingskinder deines Buſens, Natur! — Was tauſende zuſammen nicht fühlen, tauſende zuſammen nicht von

deiner Herrlichkeit schauen, das schaut Ein Mann, dem du ein Auge gabst, rückwärts zu blicken in deinen Schooß, in dein verschlossenes Reich. Helden sind die Wunder der Welt; große Dichter, Seher, der Balsam der Zeit.

Wie unter Stürmen, die jene Elemente bewegen, welche über dem Geschaffnen wechselnd weben und ruh'n, plötzlich am ungewohnten Orte ein Fremdling aus ferner Zone sich erblicken läßt, mit seltsamem Eindrucke seine Stimme verbreitet oder sein Prachtkleid entfaltet: so ersteben unter Stürmen der Völkerbewegung, unter Kämpfen um Macht, Sitte und Gesetz, Männer, deren Geist das hohe, das ungewöhnliche strahlt.

Stiller kommt der Dichter hintennach. Mild ist sein Erscheinen. Bald auf Unglück, bald auf Glück, immer hinter großer Zeit lebt der Wunderspiegel des Ewigen, Unvergänglichen auf. Unter Octavianus Augustus erster dauernder Kaiserherrschaft, wo jener

Thurm gefallen war, den Pyrrhus und Hannibal vergeblich bestürmt hatten; wo der Gedanke der entflohenen Freiheit nun um die Fesseln des Gehorsams schwebte, die schmerzlichen Bande lindernd hob und umwand: da erschienen Horaz und Virgil, da dachte man das Große, das Schöne, das nicht mehr war, da mischte sich die Kühle mit der Wärme zu jenem Gefühle, das ein Vorbote des nahenden Winters dem Gefühlvollen in den Septembertagen der Natur einen süßen, melancholischen Reiz gewährt. *

Tiefer klagt in schauriger Herbstnacht der Dichter des Nordens um seines Volkes

* Auch selbst in der späteren Kaiserzeit kamen noch Söhne der alten Herrlichkeit Roms nach, sangen Scherz und Laune und heitere Lehren mitten in dem Strudel der untergehenden Zeit. Lichtere Ruhepunkte bedauerten ihren Geist. Wie die Sonne farbige Schimmer strahlt am tosenden Sturze des Waldbachs oder der Regenbogen still sich mahlt auf dem grauen Schleier des vorübergezogenen Sturmgewölks. — Ist das die Freude der Zeitalter?

gefallene Herrlichkeit. Mit den stürmenden Winden, die über die Oede hin spielen, mit dem zerrissenen Schleier des Mondlichts spricht sein Geist. Wie die Wolken treiben, wie die Wasser rauschen, verhallt seine Stimme in die Wellen der Zeit, da und dort wieder erwachend nach ferner Zeit, ohne Kleid, ohne Bildniß: den nachgekommenen Geschlechtern ein wehmüthiger Traum der Unsterblichkeit! —

Großes zu preisen, schönes zu besingen ist das zugestandene Recht des Dichters. Er hat das einzige Privilegium, das den Geschichtsbüchern der Menschheit dauernd vorgedruckt werden könnte. Wenn auch Kraft und Tugend und Edelsinn, wenn alles, was sonst noch menschlich ist, von einem finsteren Herrscher gekettet wird: so unbegreiflich ist die Achtung vor dem hohen, daß selbst der Tyrann den Dichter, den tieferen Seher ehrt.

Herrlich verklärt sich der Sänger, wenn edle Thaten seines Volks, wenn Wunder der Größe seinen freien Geist entflammen.

Dann erſteht jene Saat, die den ſeltnen Gaſt vervielfältiget: dann treibt ein ganzes Volk in die Blüthe.

Athen, Griechenland hatte dieſes Zeitalter; Rom nach den Puniſchen Kriegen und der Hellenen Unterjochung. Das neuere Italien unter ſeinen Stürmen, als die Fürſten und die Päbſte und die Bürger tapferer Städte in Eiferſucht ſtritten. England, Wir, nach den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts. Der Dichter ruft uns Vergeßliche zur Erkenntniß der Wunder der Zeit. [62] Der Seher deutet von der That, von dem Ereigniße auf jenen höheren Schein am Horizonte des Lebens, der abglänzt von dem Lichte, welches in ſeiner Fülle vor unſerem Auge ſich verbirgt. Hohes Verdienſt hat ſeine Gabe für die Freude der Zeitalter: denn der Menſchheit höhere Geſchichte ſchildert ſich in einer Reihe von Gemählden, worunter die der Dichter bei allen Völkern die geſchätzteſten ſind.

Zarter Wunſch nach dem Hohen, Edlen,

welche Gewalt übst du über unser Leben! Wir wissen es, daß es unerreichbar ist, was die Seele sich wünscht; dennoch jagt unser Geist ihm nach.

Nicht ohne Heil ist der Wunsch. In welchem Fache wir das erhabenere beschauen, die Kraft und das Band nähern sich an. —

Wohl könnte man fragen: was ist Wahrheit? wie jener Römer den Gottmenschen fragte. Der Dichter aber antwortet: das Schöne, und wer mag ihn widerlegen? — Kennen wir den Feuerball, der unserem Tage und der Stunde und dem Augenblicke sein glanzvolles Licht leiht?

Stolz ist ein Volk auf seine Sänger. Stolz im wahrhaftigen Gefühle, daß des Sängers Geist nicht fremdes redet, achtet es in ihm seinen sichtbaren Genius. Darum, Volk, willst du Dichter haben, so ringe mit Ernst und mit Mühe, mit der Tugend und mit der Gefahr: Denn ein Verdienst muß sich gebähren, auf daß der Dichter von ihm empfangen werde. Führe den Genius zu

den Palläſten deiner Großen, damit er ſich erkenne und den Staub ſeiner Geburt abſchüttle und im reinen Gewand vor dich zurücktrete.

Doch fern von deinem Ruhme, deinen Kronen, bewegtes Leben, freuen ſich noch Geiſter an dem treuen unwandelbaren Buſen der Natur. Was im Sturme über deinem Haupte hinfliegt, was die innerſte Tiefe deines Herzens zerreißt, klagen ſie kindlich dem großen Vater der Liebe. Nicht kennen ſie glanzvolle Tempel oder Hallen des Markts oder erleuchtete Säle. Sie begeiſtert der Abend des Frühlings, den der leiſe verſtummende Geſang der Fluren einwiegt, ſie das einſame Thal mit ſeinen Krümmungen, ſeinen Schatten, ſie das Bild der Liebe, getaucht in Zartſinn und Unſchuld. Salis, wer vernahm deine Stimme, ohne des Lebens tiefſten Adel zu empfinden!

XIV.

Mahlerei.*

Mahlerei, im höheren Sinne des Worts, ist eine Blüthe des sinnigen Gemüths, Dichtkunst auf der Tafel oder Leinwand. Wie der Dichter Sylben und Worte gebraucht, gebraucht der Mahler Farben und Pinsel; wie jener schildern lernt, lernt der Mahler zeichnen und entwerfen. Was aber keinem gelehrt werden kann, was er selbst aus dem tiefen Quelle des Lebens schöpfen muß, aus Haupt und Herzen: das ist die Phantasie, die seinen Bildern Character und Sprache des Geistes leiht.

Unendlich ist die Aufgabe, schon der Vorbereitung. Das Auge des Mahlers soll die Welt auffassen, um sie zum andernmal zu

* und Bildnerei.

ſchaffen. Was die Elemente verſchieden zuſammenwirken, ſoll er in Einem Schmelz hinzaubern. Die hohe Luft, die neblichte Ferne, das wechſelnde Grün, die Waſſer und ſelbſt den unſichtbaren Wind. Wohl iſt es Verdienſt, die Aufgabe löſen, wie ſie Claude Lorrain löſte. Hinter grünenden Waldhügeln ragen fern die Scheitel hoher Gebirge im Feuer der ſinkenden Abendſonne. Die ruhende Bucht glänzt in weitem Kreiſe von dem ſtillen unermeßlichen Spiegel des Meers. Nah und fern eilen Nachen und weiße Segel heran, denn ein hehres Feſt wird gefeiert. Im goldnen Scheine ſteht der Tempel der gefeierten Göttinn. Voran das Portal auf ſchlanken unermeßlichen Säulen, geſchmückt mit der lieblichſten Verzierung. Klar und warm ſchwimmen die hohen Abendwolken drüber hin. Von allen Seiten eilen die Hirten und Hirtinnen unter dem Schall ihrer Hörner und Pfeifen mit Kränzen, Früchten und Opfern hinzu. Pan ruht gemüthlich ſchauend auf der mächtigen Tempel-

treppe bei dem düsteren Panthergespanne der Göttinn. Sie selbst winkt lächelnd mit ihrem Sohne vor dem hohen dämmernden Eingange ihres Tempels, die glücklichen zu empfangen, bedient von greisen ehrwürdigen Priestern. *

* Diese geistvolle Landschaft, wovon das Original in dem Pallaste der Colonna zu Rom sich befand, ist sehr verdienstvoll in Kupfer gestochen von W. Fr. Gmelin. Rom 1805. — Als beinahe ebenso vortrefflich können zwei andere große Blätter, von demselben Stecher nach demselben Meister bearbeitet, gelten. Das eine ist Acis und Galatea und versetzt uns in die homerische Welt, wo der Cyclop seine Heerden hütet. Das Meer spielt plätschernd am Gesteine des Ufers, wo die Liebenden sich zu bergen wissen; denn der kleine Gott hat ein täuschendes Segeltuch gespannt. Arglos ruht der Finstere auf der nahen Trift des kühn vorspringenden Gebirges und flötet ruhig seiner Heerde. Die alte Werkstatt des Aetna glühet über seinem Haupte und mischt ihren Rauch mit den hohen Wolken des Abends. Das Auge des Helios weilt vor seinem Sinken und taucht sein langes Bild durch die Fluten.

Die Dichtung ſteht ſo hehr und groß, wie der Gedanke ſich's nur immer denken, das Herz nur immer mahlen kann.

Noch ſchwierigere Aufgabe zeigt ſich aber für den Mahler und Bildner in der Nachahmung der menſchlichen Form, mit ihrem

Fern ragen Küſten und Luft und Himmel dämmern in der ſchmeichelnden Wärme eines heſperiſchen Abends.

Idylliſch iſt auch das andere, die Flucht nach Egypten benannt. Hier zeigt ſich ein Land, wie es Geßner mahlte. Mit tauſend Lichtern und Spiegeln rieſelt ein Fluß aus der Ferne herwellend über leichte Klippen. Jenſeits winkt ein kleiner Tempel und ein ſchroffes hohes Gebirg in der Sonne. Nah im Vorgrunde aber weiden Hirten ihre kleine Heerde und ergötzen ſich mit Spiel. Eben bemerkt tritt eine Hirtinn an das ſprudelnde Rohr einer Quelle, um lauſchend ihren Krug zu füllen. — (Es verſinnlichet ſelbſt noch Dichtungen, wenn das Gemählde ſie ganz vor das Auge hinbringt. —) Seitwärts iſt die Wanderung der heiligen Familie nur des Rahmens wegen angedeutet.

wechselnden Spiele, mit ihrem Geiste. Tausenderlei erscheint sie im Leben. Doch ist sie immer harmonisch und ganz und Abscheu, Mißgestalt würde sie seyn, wenn sie sich anders zeigte. Es ist ein Zwillingsgesetz, das den Menschen und beinahe alles lebende gestaltet und diese Zweigestalt ist sich vollkommen gleich und ähnlich.

Was uns nun im Leben nicht aufstößt, darf uns auch im Bilde nicht begegnen. Aber wahrlich, es gibt die Allmacht der Schöpfung eben in dieser unnachahmlichen Gleichheit von zwei vereinigten Formen, die doch im Triebe der Thätigkeit wechseln, dem Bildner, dem Mahler ein schweres Gebot, das Gebot, mit seiner einigen Rechten ihre beiden bildenden Hände zu erfassen und festzuhalten.

Klar und offenbar ist jede Schwäche bei dem Bildner. Der Mahler täuscht wohl eher durch den Lichtglanz. Doch verräth sich's, wie der Glühwurm, im nächsten Augenblicke selbst unter dem magischen Scheine.

Ueber dem unerläßlichen Gesetze der Zeichnung schwebt erst der Geist, die Schönheit und die Bedeutsamkeit.

Jeder Künstler des rechten Namens giebt wenigstens die Wahrheit. — Aber höhere als die des Lebens giebt das Genie, die Dichtung und Begeisterung in der Kunst. Welcher Genuß, die berühmten Gemählde des dichterischen Fluges der italiänischen Meister in unserer heiligen Religionsgeschichte! Genuß für jeden, dem der Geist des Christenthums, dieser hohe hehre Ernst, diese Freude am Geiste, aus Erziehung, aus Bildung, aus Gemüth nicht fremd ist. * Ein Kreis solcher Werke, nur selbst in der Nachbildung, umgiebt den Menschen mit

* Kunsthandlungen, welche den höheren Reichthum des Faches geltend machen, wie z. B. diejenige des zugleich als Kunstfreund sehr kenntnißreichen Herrn C. W. Silberberg in Frankfurt a. M., gewähren eine Uebersicht des Schätzbarsten, wodurch man Liebe für diesen jetzt so wenig gekannten Genuß gewinnt.

einer Welt hoher Tugend, höheren Lebens, die ihn festhält. Wie unterscheidet sich aber selbst noch dies Verdienst vom Verdienste![63] Wie anders senkt sich im düsteren Zwielicht des umwölkten trauernden Abendhimmels der verschiedene Heiland von der Schmach am hohen Kreutze in Daniels von Volterra, des Italiäners, berühmten Gemählde,* herab zum Schlummer in der mütterlichen Erde, unter dem stillen, wehmüthigen Schmerz der starken nervigen, weit auf den Leitern geordneten Männer, über der tief ergreifenden Gruppe trauernder Weiber und der schmerzversunkenen Mutter, als dort in dem glänzenden Bilde Rubens, wo die Frauen und Männer zusammengedrängt und in hohem Streif an dem Kreutze aufsteigend, nächtlich, von glänzendem Fackellicht beleuchtet, den Leichnam des Herrn theatralisch empfangen. Dort ist jene heimische Theil-

* Trefflich nachgezeichnet und gestochen in einem großen Blatte von N. Dorigny. 1710.

nahme unſeres Gemüths, die uns ſagt: ſo kann die Scene geweſen ſeyn, die uns heilig iſt. Hier bleibt der Gedanke unter den Geſtalten des ſpäteren Zeitalters zurück.

Zum Brennpunkte der Mahlerei erhebt ſich gewöhnlich die Religion: bei uns die Anſchauung der ererbten chriſtlich frommen Phantaſie.

Griechen, Römer verehrten ihre jugendlich heitere Götterwelt. Hohe Menſchengeſtalten in reiner Blüthe der Formen, im blendenden Tagglanze. Fülle einer ſchönen Natur und die Kraft und das Ebenmaas des eigenen Stammes waren die Welt ihrer Bildungen.

Aber warm, lebenwarm hauchte doch auch das Götterbild der Kunſt nur bei den Griechen, in jener Heimath des kindlich heiteren Sinns, wo der Schooß der Zeit es freundlich gebohren hatte.

Nur die Griechen bildeten jene Bilder, die aus dem Grabe langer Jahrhunderte lebend hervorſtiegen, die vor uns noch ath-

men, vor uns noch herrschen; denen der fühlende Gebildete noch jetzt nicht Andacht, aber des Geistes hohe Verehrung weiht. —

Entlehnt war der Glaube bei den Römern. Kälter, furchtbarer sann ihr Gemüth auf die eigene Herrschaft im Leben. Sie konnten darum nicht bilden, was so frei und zart und athmend aus dem Haupte des dichterisch milden Griechen sprang.

Verschwunden ist diese heitere Formenwelt, verschwunden mit der Lehre Jesus Christus, des Gekreuzigten, mit jener Lehre, welche Glut gießt in den innersten Menschen für ein unsichtbares Reich geistiger Jugend und Kraft, geistiger Wohnung im Licht. Da walten nicht Heroen mit Speer und Keule, nicht Jagd und Kampf, nicht der Gürtel des irdischen Reizes. Ernst sitzen auf ihren Plätzen Gestalten einer anderen Welt. Propheten im dichten Gewande, Greise mit jugendlich sprühendem Feuerauge. Hoher Gedanke der Menschheit! — Ewig jugendliche

Glut des Geiſtes in dem wandelbaren Staube unſeres Leibes.

Jahrhunderte vergingen, ehe die Zeit zu dieſem neuen Reiche ſich aufſchwang. Leiſe bildeten fromme Geiſter an dem lebenden Gedanken, bis er Geſtalt empfing, bis das Herz ihn erkannte. Cimabue und Maſſaccio und Mantegna hauchten Keime des leuchtenden. Vinci und Angelo rangen um den Stamm. Da erſchien die Blüthe — Raphael Sanzio von Urbino, jenes unvergleichbare Wunder der Natur.

Am ſtillen Orte, in niederer Hütte wurde der Mann gebohren, der unſeren Herrn und Meiſter, ſeinen Wandel, ſein Leiden in reiner Beſchauung verherrlichet hat. Ihn erzog der fromme Geiſt ſeiner Eltern. Ein redlich thätiger, wohlmeinender Vater lehrte ihn Fleiß und Mühe, eine fromme fühlende Mutter gab ihm ihr Bild und den Sinn. So einigten ſich in Raphael Sanzio die Gaben der Schöpfung, Milde und Kraft, Liebe und Geiſt.

Wandernd entriß er sich dem heiligen häußlichen Kreise, schaute freudig an, was seine Vorläufer eben bereitet hatten, dachte und sann und kehrte aufgeschlossener mehrmals in die stille Vaterstadt zurück.

Jetzt kam die Ladung nach Rom, nach jenem Reiche der Weltherrlichkeit, wo ebendamals die junge christliche Schöne an der Herrlichkeit ihres heidnischen Schmuckes vorüberging, wählte und verwarf. Raphael brachte aus der hehren einsamen Wohnung der Gefühle Größeres, Edleres mit, als ihm die Weltherrscherinn leihen konnte: doch verschmähte er nicht ihr Geschenk.

Es entstand die Werkstatt, welche die edelsten Geister der künftigen Geschlechter bezaubern sollte.

Raphael, ein sorgfältiger Mahler und der größte Dichtergeist aller Zeiten in Wundern der Anschauung,* gab uns jene Bil-

* Daß es leichter sey, in den Bildern der Sprache, als der Hand dichten, begreift sich ebenso gewiß als es leichter für den Tonkünst-

der, die einen ſtillen übermenſchlichen Adel ſeiner Gedanken zeigen. Wir ſehen Geſtalten, die nie im Leben waren noch ſeyn werden, und doch haben ſie die höchſte Klarheit des Lebens. Wir ſchauen Gemählde, in welchen ein erhabener himmliſcher Geiſt ſpricht, wo zum Preiſe unſerer unſterblichen Seele die Flamme der Gedanken ſo rein, ſo glühend zuſammenſchlägt, wie wir Götterſprüche der alten Dichtung uns denken mögen. Als Wunder von Magie ſey nur eins ſeiner Gemählde bezeichnet, der Schatz der Königlichen Gallerie zu Dresden, die Madonna mit dem heiligen Sixtus, vormals ein Altarbild in der Kirche der ſchwarzen Mönche zu Piacenza. Sixtus zeigt der auf Wolken erſcheinenden Jungfrau mit dem Kinde, hinter denen der Himmel mit Seligen erfüllt iſt, die (hinzuzudenkende) fromme Gemeinde ſeiner Kloſterbrüder. Die Mutter

ler iſt, eine ungebundenere Phantaſie vortragen, wie auf der Stelle ein ganz geordnetes Tonſtück ſchaffen.

und das Kind schauen mild und ernst. Ihnen zur Linken kniet in der edelsten Grazie der Demuth eine Heilige auf dem lichten blühenden Wolkenschooße und sieht mit Liebe auf zwei unvergleichliche Engelchen, die der Scene vorangeflattert sind und schon im Vorgrunde erwartend ruhn.* —

Raphaels erhabener Geist diente zuweilen auch den irdisch verwirrten Wünschen. Aber endlos herrliches hat auch da der Geist in seiner Ahnung. Hand und Auge sind sterblich beschränkt. Unser Schauen, wie unser Wissen ist nur Stückwerk, und gab es wohl kalte Geister, die ihr Leben nur bei dem Lichte der Arbeit beschauten, so können wir doch in keiner Stunde von ihm das sagen.

Rein ist seine Flamme, wo er selbst uns dichtete, in seiner Schöpfungsgeschichte, in

* Ueberaus herrlich und groß ist dieses merkwürdige höchst dichterische Gemählde in Kupfer gestochen von dem früh verlebten Künstler, Friedrich Müller aus Stuttgart. 1816.

seiner Bibel * bei seinen verschiedenen herrlichen Darstellungen der Geburt des Heilands, ** in seinen heiligen Familien, *** bei dem Predigtamte Christi, † in der geisterhaften Darstellung auf dem See, †† in der

* Die Logen genannt. Wandgemählde im Vaticanischen Pallaste zu Rom. Man s. Landon. Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres. Raphael. Tom. I. 14. bis 61. in Umrissen.

** Landon. Pl. 223. 224. 331. Zum Theil aber nur Kupferstiche nach Zeichnung Raphaels.

*** Die merkwürdigsten darunter sind, die große für den König Franz I. von Frankreich, in Kupfer gestochen von Edelink. Die Madonna vom Stuhle. Die Jungfrau mit dem schlafenden Kinde. Die Familie mit dem Vogel und diejenige mit dem Fisch. Die Jungfrau mit dem Knaben, in Kupfer gestochen von Folo.

† Landon. Pl. 303. Kein Gemählde, sondern Kupferstich nach Raphael.

†† Landon. Pl. 3.

Verklärung,* bei der Kreuztragung** und bei der Himmelfahrt.*** Das Gebet am Oelberg † und die Grablegung; †† selbst diese seine jugendlichen Arbeiten, haben schon hohen Sinn. Die tiefangeschauten Scenen aus der Apostelgeschichte sind nicht alle zu benahmen. Nur der Tod des Ananias, das Opfer zu Lystra, Paulus zu Athen seyen als Meisterwerke noch erwähnt. †††

* Ebendas. Pl. 2. Schön gestochen von Raphael Morghen.

** Landon. Pl. 296.

*** Landon. Pl. 130.

† Landon. Pl. 226.

†† Ebendas. Pl. 154. Unbefriedigend in Kupfer gestochen von Johannes Volpato, der in der Folge die Stanzen herausgab, jene großen Gemählde Raphaels im Vatican, nämlich die Bestrafung des Heliodor, die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängniße, den Burgbrand, den Rückzug des Attila vor Rom, das Wunder zu Bolsena, den Streit über das Sacrament, den Parnaß und die Schule von Athen.

††† Landon. Pl. 7. 8. 9. Ausführlicher handeln

Man wird mir verzeihen, daß ich weitläuftiger über diese einzelne hehre Erscheinung in der Zeitgeschichte geredet habe, als der Raum es verstatten dürfte. Allein ihr wunderbarer Glanz berechtiget hierzu und Dank dem Geiste, der dem Menschen und

über den Künstler und Dichter folgende zwei Werke. Raphaels Leben und Werke von G. Chr. Braun, Rector in Wezlar (jetzt Professor in Mainz) Wiesbaden 1815. bei L. Schellenberg. Sodann eine Vorlesung von Füßli über das Leben und die Werke Raphaels. Zürich 1815. — Nach einer allbekannten Erfahrung, sagt Matthissen in seinen Erinnerungen wirkt in Raphaels meisten Bildern der Zauber nicht, wie heftige Schläge der Elektrizität, sondern wie sanfte Berührungen des Magnetismus. Alles ist Harmonie in seinen Gemählden, aber der Gesammteindruck des Ganzen erwärmt nicht in den ersten Augenblicken. Je länger aber das Auge darauf ruht, je mehr neue Schönheiten gehen ihm auf. So werden bei unverwandtem Hinstarren am Nachthimmel aus zwanzig Sternen zuletzt hundert Sterne.

dem Christen so unendlich belebende Bilder seines Glaubens darreichte, wie die eben erwähnten reineren es sind.

Er nahm sich nicht Zeit zu rasten; denn seine Laufbahn war kurz. Er vollendete, wie er gekommen war, an dem stillen Gedächtnißtage, wo unser Heiland verschied.

XV.

Kunstschulen.

Am Geiste entzündet sich der Geist und der Geist ists, wie gesagt, der festhält und den Gestalten und Weisen seinen bleibenden Stempel aufdrückt. Die Kunst aber ist, wie er, der Sprosse der hohen Natur, und wo prangen die Tempel schöner als in jenen Gegenden, welche die Natur schon mit allen Reizen geschmückt hat? Das ältere Rom kannte nichts erhabeneres, als den einfach

großen Tempel des Agrippa. Noch ſteht dieſer Tempel * und was zeigt ſich uns? — Das Bild der Natur, ein einfaches ungeheueres Rund mit dem hohen Lichte des Himmels; das Bild der Kunſt, ein weit vorſpringender zierlich bedachter Säuleneingang mit ſeinen dämmernden Schatten.

Wir dürfen darnach uns bemeſſen. Es giebt keine Kunſt ohne die Lehre der Natur, und keine erhöhete Natur ohne die Lehren der Kunſt. Doch iſt es ein anderes, ein Gewerbe treiben und dem bürgerlichen Kunſttriebe fröhnen und mit leiſem Aufſchwung über den niederen Lärm der Straße ſich erheben, und ein anderes, ſeine Gedanken der ſtolzen Kraft vermählen und im Reiche des Unſichtbaren Licht ſchaffen und Geſtalten hervorrufen, die ein höheres Leben athmen. Neuere Künſtler mahlen, die älteren dachten. Jene geben die Schale, dieſe geben den Kern. Es iſt das höchſte Verdienſt,

* die jetzige Rotonde.

Glanz mit der Bedeutsamkeit vereinigen: allein mit letzterer fängt man an und man hat Ruhm von ihr, wenn man auch den Glanz nicht erreicht hat.

Die Kunst zeigte sich immer in jenen kräftigen Zeiten, wo Bewegung war im Leben. Sonderbarer Beruf des Künstlers, mit der höchsten Mühe seines Geistes eine Lust, ein Spiel, dem Geiste zu bereiten. Aber hat die Welt, die Natur selbst einen anderen? Und was sind die Werke von Cervantes, von Lorenz Sterne, von Friedrich Richter, was die Werke aller Dichter anderes? Hinter der wahren Kunst steckt der tiefste Ernst, wie hinter dem glücklichen Spiele die tiefe Gewandtheit.

Untersuchen wir näher, was das Höchste in der Kunst ist, so antwortet nicht unser Geist, sondern unser Gemüth. Gewiß ist die rechte eine hohe Naivetät, ein tiefes klares Bild aus dem dunkeln Schatze unseres dichtenden Gemüths; Reinheit bei der Stärke, Zartheit bei der Fülle, Geist bei

der Anmuth iſt dieſes Höchſte. Darum ſind die Wege verſchieden und Corregio's Chriſtnacht * geht neben Raphaels Verklärung. [65]

Was beweiſt die Kraft, das ſichere Gebot unſerer Seele mehr als der kühn arbeitende Bildner mit ſeinem Meiſel, der kühne Mahler mit ſeinem ſchöpferiſch belebten Pinſel?

Raphael war nicht Gelehrter, nicht Theolog. Aber er empfand durch die fromme Erziehung ſeiner Eltern, durch den verherrlichenden Glanz der geſchmückten Kirchen die heilige Geſchichte tief; erkannte durch ſein Gemüth die Zeit, die weit vor ſeinem Zeitalter lag und, was kein Studium, keine Wiſſenſchaft ſo klar erſah, zeigte er der ver-

* In der Königlichen Gallerie zu Dresden. — Vinci's berühmtes Nachtmahl iſt mehr ein tief berechnetes Kunſtwerk, deſſen hohen Geiſt die vollſtändigſte Symmetrie, nicht nur der Anordnung, ſondern auch des entſprechenden Gegenſpiels der je zu zwei in Aehnlichkeit dargeſtellten Männer emporhebt.

wunderten Welt in anschaulichen Bildern.* Sein Geist, seine Formen könnten uns zurückführen, zum zweitenmale, wenn des Lebens ernster Schmuck nachhülfe.

Ueber seinem unerläßlichen Gesetze der Zeichnung schwebt der Reiz und die Schönheit und die Phantasie.

Wie erhebt sich die Kunst? — Einfach, aber schwer. Der Meister begeistert seine Schüler, das Volk den Meister. Die Erscheinungen des Landes und der Zeit befeuern den Mahler, wie den Dichter. Todt sind für ihn die Gesetze der Convenienz, der Etiquette, der modischen Uebereinstimmung. Der Zwang läßt den Mahler ohne lebendes Vorbild. Wo die großen Mahler des Mittelalters noch nachbilden konnten, wo sie den Haufen der Volksmenge sahen in Bewegung sich häufen und lichten und entfalten, unter der Andacht der Kirchen, auf den Plätzen;

* Mahlte nicht derselbe Mann die Schule der Weisen des Alterthums, das unbeschreiblich wahre Gemählde von erstaunlichem Umfang?

muß heute der Künstler ersinnen, denken und prüfen. Soll er das Programm geordneter Cäremonien, soll er Rathsversammlungen seinen Bildern zum Vorbilde wählen?

Die Stufenleiter, welche der Künstler zu durchgehen hat, gehört zu dem ehrwürdigsten des Lebens. Von vorn an strebt das Gemüth, die Einfalt der Kraft in beschränktem Kreise. Nur einzelne Strahlen des Höheren dürfen des ersten Meisters Werkstatt erleuchten. Da wächst dann die Liebe, der Muth und der Eifer, das Sinnige und das Eigenthümliche. So baut der befiederte Sänger der Natur eben auch sein kunstvolles Nest. Von der Breite herab könnte er's nicht bauen. Ist das Eigne und die Thatkraft gesichert, der Muth entflammt, dann verläßt er die niedere, sorgfältige Schule und sieht den Reichthum des Fachs. * Uebertreibung wird ihm dann

* wie den Reichthum der Weltgeschichte und der übrigen Dichtung.

keine Größe, Affectation keine Schönheit und Sitte scheinen. Mäßig bedarf der Held des Kothurns und augenblicklicher Schall ist nicht die Kunst.

Also sinnig muß der Menschenkreis seyn, der den Mahler umgiebt, damit er die Leidenschaft nur in ihrer Würde erblicke; kindlich, gemüthlich muß das Leben um ihn wühlen, damit er seinen Gestalten Bewegung, Heiterkeit und Jugendkraft verleihe, ohne die keine Kunst ist. Selbst das Alter wird er dann noch zieren.

Daß das die Bedingungen seyen, lehrt uns die Geschichte der Schulen der Kunst. Daß das Leben unter gleicher Einsaat, gleichem Elemente, das Gleiche, das gewünschte erzeuge, beweist uns die neuere Erscheinung, die Höhe der schwierigen Kupferstecherkunst. Ein einziger Mann ruft den Geist hervor und er kommt im Sturme, wenn des Zaubers Formel die rechte ist. Johannes Volpato belebte diesen Zweig in Italien, Johann Gotthard Müller in Deutschland. Nicht

kleinere Anstrengung haben sie erregt, als die großen Meister der Vorbilder und es ist eine Art von farbennachahmender Dichtung in die klaren Bewegungen des Grabstichels geeilt. *

* Es darf auch nur die Liebe der Kunst in unseren Schulen wieder ernster sich anfachen, wozu die Musterköpfe der Raphaelischen Gemählde am kräftigsten beitragen könnten, so wird sie zurückeilen. Aus der Schule tritt sie unter das Volk und die erweckten Meister kommen mit der erweckten Ehre. Immer gebiehrt sich die Fähigkeit; aber wie manches Talent lebt in stiller Unbekanntschaft der Welt, wie die einsame Palme der Wüste, die ihre Früchte streut, ungenossen, unter dem ewigen Auge des Himmels.

Noch ist die Kunst nicht zu reich. Meisterbilder der classischen Zeit sind durch die Begriffe des Wahns getrübt.

Und doch ist selbst das Idyllische in der christlichen Kunst zu erringen. Ich will nur Ein Gemählde dieser Art anführen. Im Geiste und den Formen Raphaels, von Lebrun. Die h. Jungfrau steht in der aufgehellten

Tiefe des Himmels und wendet ihren reinen holdseligen Blick zu Elisabeth, die im Schatten einer näher heranbrängenden Wolke niederknie't und mit dem Feuer inniger Verehrung zu ihr aufsieht. Dieser Aufblick, diese Bewegung der Alten ist das bewegteste Leben. Sie hat die feinen Gesichtszüge des Italiänischen Frauenalters. Im gesunkenen Glanze der Jahre schwellt noch die Jugend den blühenden Mund. Ein Gestammel süßer Entzückung schwebt über die feurig gefärbten Lippen. Ein Chor von Engeln, voran ein Seraph mit glänzenden Schwingen, schweben anbetend herbei. Vor ihnen drängt sich mit Macht der Busen jener aufwallenden Wolke und, wie im frischen Anhauch' des Windes, wallen vor der Glorie die goldnen Locken der bewegten Gestalten.

Glanzvoll, aber in unrichtiger, dürftiger Nachzeichnung ist dieses genialische Bild von Fr. Poilly und nach ihm noch unbedeutender von C. Galle in Kupfer gestochen worden.

Kunstwerke sind der Ruhm und nach Jahren auch selbst der Reichthum eines Volks. (Frankreich unterhält eine Academie in Rom und ihre Früchte nützen seinem Kunsthandel.)

XVI.

Schauspiele.

Ob Spiele zu begünstigen seyen, war stets die Frage. Immer dünkt es mich, daß ihre Erscheinung erst dann hervorwachse, wenn eine Lücke entstanden ist in dem klaren hehren Spiele selbst, welches wir Leben und Bewegung des Lebens nennen. Die Lücke soll ausgefüllt, das Verschwundene im Bilde zurückgeholt werden!

Das urälteste Spiel trieb der Mensch mit der Deutung seiner Träume. Des Traumes bedient sich die Natur, um dem Ermüdeten, der neue Kräfte nimmt von der Ruhe des Schlummers und des Schlafes, Eindrücke des Tages zum andernmal vorzuführen, wie der Lehrer wiederholt, wohlmeinend, unter seinen vergeßlichen Schülern. Zuweilen eilt

sie weiter zurück, zeigt uns Vergangenes, das dem Gedächtniße theuer ist, das unter dem Treiben des Tags, unter seinen Geschäften, seinen gegenwärtigen Zerstreuungen dem wachenden verschwunden war, mahnt und erinnert und bringt Entfernte zu liebem Gespräch. 66

Oder sie zeigt auch Gesichte in seltsamer Farbe, mit Bedeutung, mit dem Bande, mit dem Geheimniß der Zukunft: läßt aus den Kräften und Anlagen, die schlummernd wurzeln, deren Zeit noch nicht gekommen ist, eine wunderbare Blüthe der Vorschau aufschießen. * Der Geist räth und hofft, stärkt

* Unsere Wünsche, sagt ein Gedanke des Fürsten von Ligne, sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande seyn werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft ausser uns dar: wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. — (Allein zu oft denkt der Mensch nur an den Lohn, nicht

ſich an dem Hoffen und wird ſchon vertraut mit dem unverhofften Gedanken. Im öffentlichen Leben hat dieſes Spiel längſt aufgehört. Könige fragen nicht mehr nach ihren Träumen: denn ein Tag wacht beſtändig in ihren Gemächern. Nur die Jugend träumt wohl zuweilen die räthſelhaften Träume, wachend oder ſchlummernd, ſo wie nur im Frühling feierliche Stimmen durch die hehre Nacht in der Natur ſich hören laſſen.

Von ihren Träumen eilten die Völker zu großen Thaten. Ein kühner Geiſt ſammelte die Schaaren. Es krönte ſich der Muth. Aber das Laſter ſchlich hinter dem Siege her. Denn was iſt rein? was iſt gut? — Frevel miſchten ſich ins Leben, die die furchtbaren Göttinnen, die Erinnyen, weckten. Da wurde die Schandthat gerächt am Thäter, an ſeinen Kindern. Da trat die Sage unter die Völker, die ſchreckende Sage vom Blutfleck der Ahnen, der an den Enkeln noch

an das Verdienſt und träumt ſich über dem ſtürmiſchen Meere, ohne es zu befahren.)

gerochen werde; die Sage von der unversöhnlichen Gerechtigkeit, die über dem Haupte der Menschheit, wie über dem Einzelnen, schwebe.

Wer mag sie erklären, diese Sage? — Ninive sank mit seinen Schätzen, Babylon und Troja und der Salomonische Tempel. Orest büßte den Muttermord; Oedipus die zornige Erschlagung seines Vaters; Philoctet den verhohlenen Bruch seines Eidschwurs.

Das Volk zu belehren, den Verbrecher zu warnen, unternahmen es fromme Dichter, die Schrecken der Vergeltung im schauerlichen Gewande zu schildern, das vergangene erblassende Bild der Zeit lebendig furchtbar zurückzurufen. So entstand das große hehre Trauerspiel der Alten, wo der Geist der Vergangenheit und der Zukunft an dem Gemüthe vorüberschreitet, geheimnißvoll schrecklich über den Abgründen des Lasters sein Wehe ruft, oder still erhaben, mit dem Fingerzeige des ewigen Gottes, die Wege bezeichnet, die der Mensch nicht wandeln

ſoll. Zum Zeichen ihrer Macht ſprach die Stimme der Geiſter im ernſten bewegten Chor, mit der feierlichen Stetigkeit, welche die Einbildungskraft dem Rufe der Ewigkeit leiht. Das geſchwätzige Volk verſtummte in Angſt und Andacht vor der grauſigen Erſcheinung der ewig wachen rächenden Vergeltung.

Das war die große Zeit des heidniſchen Götterglaubens. Wie groß wirkte ſie auf das Herz der Völker! Als die Bewohner von Argos, erzählt Plutarch, funfzehn hundert ihrer Bürger hatten den Tod büßen laſſen, veranſtalteten die Athener eilige Sühnopfer, damit die Götter den Gedanken eines ſo grauſamen Anſchlags von ihren Herzen entfernt halten möchten. —

Lichter, verbreiteter wurde nachher das Leben. Das Gewerbe, der Handel bepackten den Menſchen mit ihren Sorgen. Der Tag wurde zum Geſchäft. Der Gedanke blieb bei ſeiner Wohnung, bei ſeiner Stadt. Da erſchien ſtatt der ambroſiſchen Speiſe

hehrer Kraft, die mit dem Schicksale ringt und geläutert wird, statt der hohen Göttergestalt der Heroen, ein Spiel des Witzes und des engen Getriebes der heimischen Dinge. Es gingen Scherzspiele aus und das Volk lachte über seine Sünden, seinen Nächsten.

Unser Zeitalter bot endlich jenes Zuckerbrod dar, lockend die süße Welt unserer Leidenschaften, wo der Irrthum und das Niedere und alle Entschuldigung mit dem Schimmer des alten, ehrwürdigen Schicksals verbacken ist. Intrigue heißt das dürftig zugespitzte Wort, das diesen Spielen der Phantasie seine sogenannte Pointe leiht. Hier werden die Begriffe des Rechten, des Guten, des Sittlichen und Großen verwirrt und vergiftet. * Hier sammelt sich jene

* Si vous laissez en liberté les mouvemens du coeur, comment pourrez-vous gêner les foiblesses de l'esprit? warnte Montesquieu. (Esprit des loix. T. 1. L. 7. Ch. 14) Aber die Zeit hat ihn nicht gehört!

Stimme, die Lob ruft für Alles, was leuchtet, was glänzt, was der Flamme oder dem Blitze gleicht, der aus der leicht hergetragenen Wolke zuckt und zündet und zertrümmert, ohne Auge, ohne Wahl. Nicht fragt man nach der Reife, nach der Höhe. Schnell, augenblicklich richtet der Mensch, der Mensch über den Menschen. Noch ehe der Vorhang fällt, ist das Urtheil vollzogen. Schreckliche Erscheinung im Leben! Menschliche Phantasie als Richter, Theaterdichter als Gesetzgeber, Schmeichler als Lehrer. Da erdenkt sich die Eile freilich auch das eiligste Werkzeug. Da erscheint statt des Schwertes, von zitternder Menschenhand geführt, endlich die thätige grausame Guillotine. Es erscheint die Laune, die selbst mit der Strafe noch spielt. Carrier mit seinen Wasserhochzeiten, [67] Collot d'Herbois mit seinem unmenschlichen Morden. [68] Das ganze schweifende Ungeheuer — Revolutionsgericht. [69] Doch ich wende mich weg von diesen Scenen. Vertreibt man den

Würfel; warum nicht auch die Entartung eines größeren Spieles. —

Groß, kräftig waren unläugbar die Völker, als das Schauspiel im Leben und die Lücke, die es füllt, noch mit ihren Thaten erfüllt war: als hehre große Feste die Augenblicke seiner Erholung feierten. Da war die Kirche das Schauspiel, der Markt die Versammlung. — Doch kann die Erinnerung großer Thaten, großer Ereigniße der Zeit im reinen Bilde ihres Vorübergehens nicht schaden. Die Bühne ist Lehrerinn der Sitte und des Edelmuths, wenn sie wahrhaft lehrt * und nicht den gemeinen Roman gibt.

* Das Heilige kann nicht auf der Bühne erscheinen; nur in Bildern, die, still verschwiegen, keine Stimme hören lassen, die an den Nachbar, an die Straße erinnert; in Bildern, die Geisterſprache reden und keine Aehnlichkeit haben mit diesem oder jenem, die kein lebender Gedanke des Lasters, der Verlachung oder der Thorheit vor das Auge des Beschauers begleitet. — Auf der Bühne geht die Geschichte an uns vorüber, die wir eigentlich unsere

Geſchichte nennen, und die Darſtellungen einer claſſiſchen Bühne geben dem Gebildeten einen der höchſten Genüße. Es iſt eben die Geſchichte, die uns lehren ſoll, daß einige Wahrheiten im Leben felſenfeſt gegründet ſind und zertrümmern, was ihnen nahen will. — Wenn die Engländer um etwas zu beneiden ſind, ſo ſind ſie es um Shakeſpeare, jenen Mann, der ohne Prahlerei und gleichſam wie von ſelbſt ein ſo ungeheu'res Spiel mit dem Leben und den Bildern des Lebens, wie mit der Natur ſpielt, daß ſein Volk an ihm allein Gigantengröße und Gigantenſchritt lernen muß, wenn es auch ſonſt keine Schule hätte, die ſeinen Geiſt zum Wachsthum in der tief bewegten Klarheit ſeines Bewußtſeyns und ſeiner Macht führt.

XVII.

Höhere Bildung.

Betrachten wir ein Volk, das Redlichkeit, Tugend, ſtillen Bürgerſinn, Muth und Kraft

vereint, das unbescholten seinen Sitten, seinen Gesetzen und der Ordnung lebt, das Religion und Weisheit übt: — geachtet wird es von seinen Nachbarn, geehrt in den Blättern der Geschichte, aber hoch gerühmt wird es darum noch nicht. Wohl hat in der Feuerkraft der Kühnheit schon manches Volk auch seine Schranken durchbrochen, Schlacht um Schlacht geschlagen, Denkmäler seines Brausens bei'm verödenden Zuge hinterlassen: aber die Geschichte nennt das Volk und seinen Führer — Barbaren.

Ruhm eines Volks, in welchem Geheimniße liegt also dein Nahme? Wann gelten die Siege für Tugend? wann die Tugend für Edelsinn?

Wir blicken auf Griechenland und eine ganze Halle des Ruhms schreitet an uns vorüber. Glänzender ist der Horizont eines Volks nirgends erleuchtet. — Im Dunkel ihrer Thatkraft stand die Stärke der großen Römer: da erschien erst das Licht, das heute der Knabe als das Siegel ihres Nah-

mens kennt. Auch die Meder und Perser waren tapfere Völker: aber, was sagt die höhere Geschichte von ihrem Ruhme? War nicht das überwundene Völkchen von Judäa reicher?

Das Geheimniß des Völkerpreises liegt in der Natur. Die veredelte Pflanze bedarf noch des veredelten Bodens.

Schutz, Ehre des edleren Zwecks und der Bildung ist dieser Boden; bereite ihn das Volk, wie bei den fühlenden Griechen, oder reiche ihn ein Octavian und Mäcen. Alsdann gedeiht die Frucht zu ihrer Reife und schnell ist ihr Gedeihn. Denn am Hohen entzündet sich das Schöne.

Aber so verwickelt sind die Faden des Lebens, daß oft ein Gesetz sie verschlungen hält. Denen er Alles schuldig ist, seinen Geist, seinen Muth, sein Herz — darf der Mensch oft nicht danken. So steht die Blume auf dem Beet und der Mahler faßt ihr Bild in seine Seele und verwebt es in das Leben seines Gemähldes.

XVIII.

Höhere Stände.

So alt, wie die Welt, sind die Höhen und Tiefen der Natur, jene Höhen, an denen das Licht sich abstuft zur schönen Landschaft, jene Tiefen, die sich des Anblicks erfreuen, wenn das allwaltende Aug' der Sonne über ihnen in segenreicher Gleichheit und Klarheit ruht. 70 Stets geht das Leben mit der ewigen Natur; stets zeigt sich diese im Wiederschein von jenem.

Ueber der Fläche baut sich der Mensch seine Höhen, Aussicht zu gewinnen für einen lichteren schönen Kreis, Höhen für Sitte und für Verdienst. In hehrer Zierde steht der christliche Dom über dem kleinen niederen Leben und erhebt seine Kuppel zum

Glanze in hoher Luft, zum Zeiger für den wechſelnden Tag.

Dürften ſie wanken, jene Berge der Natur, dieſe Höhen der Menſchheit? Wer würde ihres Anblicks ſich erfreu'n? wer würde hintreten und ihr ſchöneres Licht bewundern wollen? Wer würde auf den Höhen ſich anbauen und Sitte pflegen nach ihrer Art und dem Gewerbe entſagen, das die Ebene bereichert? — Glücklichere Wohnung als der Krater bewegter Berge iſt ſelbſt das wogende Meer und die Nacht des ſtürmiſchen Oceans.

Darum erkennt die Vernunft die Weisheit ihres Meiſters, der die Höhen feſt ſtellte und bebende Vulcane ſetzte nur da und dort, zum Zeichen ſeiner Weisheit in der Ruhe der Natur.

Doch gab es Menſchen, die dieſe Weisheit verkannten. Seltſam, Menſchen die ſelbſt ein Privilegium beſaßen, das der Herr ihnen gab, lehnten ſich auf gegen ſein Geſetz. Ja, wenn von Vorzügen der Geburt

die Rede seyn soll, wie privilegirt die Natur den Denker, der sich ihrem ewigen Urquelle nahen darf mit seiner Forschung, den Fühlenden, der ihres Geistes Herrlichkeit schau't mit geweihterem Auge! Wollten sie das Privilegium von sich werfen, das ihnen verliehen und geschenkt ist? wollten sie herabtreten von dem höheren Standpunkte, weil nicht alle ihre Brüder ihn betreten können? Die Geschichte zeichnet ihre Nahmen über den dunkleren Gräbern ihrer Mitmenschen in das Buch des Gedächtnißes, und noch keiner nahm ihr den Griffel.

Möge also der Wille des Meisters sein Recht behalten von Alters her.

Mäßigung ist es, was wir Tugend nennen bei der Staatsgewalt. Mäßigung ist auch das schöne Gesetz des natürlichen Vorzugs. Mit den Geheimnißen, welche die Natur uns vertraut, Verderben breiten über ihr Leben, über unser Leben: welcher ihrer Geweihten hat davon Ruhm gehabt?

Die Höhe der Menschheit, die moralische

und die bürgerliche, zeichne sich also aus durch jenes Vorbild höherer Tugend, die dem Leben zur Kraft vorleuchtet, wie die Sproßen jener edeln Familien Roms leuchteten, die Fabier und Scipionen, die Claudier, Valerier und Servilier, die ihren Ruhm, ihre Vaterlandsliebe in die Stürme der oft geretteten Republik verflochten haben. * Wann erkannte das Volk ihre Verdienste nicht an? oder, wenn es sie verkannte, wann erkannte es sein Unrecht nicht wieder an?

Vorbild waren sie, nicht nur des Ruhms sondern auch der höheren Sitte, auch des Glanzes der Entsagung für den Altar des Vaterlands; Vorbild jenes Maaßes zwischen rauher Selbstverläugnung und der Zierde des feineren Edelmuthes. Ihre Sitte glänzte im Senate; ihr Schooß gebahr die Mehr-

* Den plebejischen Geschlechtern, den Sempronien, Deciern und die sonst Ahnen des Verdienstes um ihr Vaterland pflanzten, sey der Ruhm ihres Nahmens nicht minder vorbehalten.

zahl jener Dictatoren in den Zeiten der Gefahr. Ueberzähligkeit entzweite sie nach langem Ruhme unter sich und die Ausartung der Sitte und der Mäßigung mit dem Staate. Sie fanden es schwer, das Privilegium ihrer Väter mit einfacher Würde und Weisheit zu genießen.

Gleich wurden nun Alle unter gebietenden Herrschern, vor ihrer Laune, ihrer Willkühr. Geschlechtsnahmen bestanden noch, die an das Hohe erinnerten, Männer lebten noch, die der Herrschaft sich verwandt halten konnten: aber der Stab ihrer consularischen Würden, ihr Selbstschutz, ihr Mitgebot im Rath war gebrochen. Dunkel verlor sich in die Jahrhunderte des Kaiserthums das Ausglimmen der leuchtenden Familiengestirne.

Schrecklich ist das Bild dieser Zeit! — Unwillig wendet der Geschichtsforscher seine Augen von dem halbtausendjährigen Reiche der Kaiserdespotie hinweg, wo endlich mit der Ohnmacht und der Mischung der Stände,

mit der Willkühr und dem Wechsel der Gebieter das ganze große Volk in einen Pfuhl der Entwürdigung und der Knechtschaft gesunken war. —

Jetzt glänzte der Deutsche mit seiner Tugend, mit seiner Stärke: jetzt bildete sich ein neuer Bau des Lebens unter dem Einfluße seiner Lehen und des Christenthums.

Wie die alten Römer um den anspornenden Zweck der Begier, zuerst um ihren Heerd, dann um das Wachsthum ihrer Macht, endlich in Eifersucht um die Herrschaft der Welt gekämpft hatten; so kämpfte bald der Ritter für ein geistiges Reich der Tugend, für ein Sinnbild der Ehre und den Schutz der Frauen, für die Dornenkrone des Christenthums. Mitten in der Nacht der sogenannten finsteren Jahrhunderte erhob sich der neuere Adel, der Adel der Sitte, des dauernden Familienglanzes, der Gelübde für Ehre und Regenten. Auf den Pfeilern dieser Bauart ruhen jetzt die Monarchieen und sie ruhen in Kraft und Ein-

heit, in Milde und Glanz, in Zierde und Unbescholtenheit, wo nach edelmüthigem Grundsatze, bei gleichen Gesetzen, bei gleichem Maaße der Lasten, bei gleicher Liebe und gleichem Kampfe für das Vaterland, der Privilegirte von Geburt dem großen Privilegium der Menschheit, dem Handel und den Glücksgaben der Gewerbsucht entsagt.

Das Ritterthum hat die feinere Sitte gebohren, das Ritterthum wird sie erhalten. Wohlthätig wirkt alles Edle auf das Leben. Es darf uns lehren.

XIX.

Frauenehre.

Achtung, zarte Achtung den Frauen! — Fern von ihnen sey Sorge, Schmerz, die Bürden der männlichen Kraft. Dann blüht das Menschengeschlecht. Dann erstehen jene

Männer, die ein Volk bilden in dem Sinne des Worts. Wir ſchonen den Baum, der früchtebeladen Segen bietet für den freudeloſen Winter. Schonen wir auch die, welche Stützen ſetzen dem Winter der Jahre, Stützen in Kraft, in Geiſt, in tugendlicher Gewohnheit. — Was kann dem Manne ſchöneres begegnen, als die holde Sitte der Frau? Nicht wird Aphrodite mehr verehrt, nicht Cupido; aber was wir himmliſches kennen, noch in der chriſtlichen Zeit, iſt die edle fühlende Frau! Auf dem Throne wird ihr die Anbetung der Zeitalter; in der Hütte iſt ſie die Erſcheinung eines Engels. Was Großes gebohren iſt, hat die Gaben der Mutter; was Inniges die Kunſt verherrlichet, iſt die Gebenedeiete mit ihrem Sohne. Wie ein Lüftchen ſtreift, kräuſelnd über den Waſſern, die ſtill den hohen Himmel zurückſtrahlen, wie der Hauch ſpielt über dem Spiegel, wenn heimlich vertraut die Beſcheidenheit um ihre Reize befragt; ſo ſpielt in lichter Unſchuld zartes Gefühl über das Ant-

litz des Weibes, stets mahnend, ob die himmlische Schwester, Tugend, erröthe, die uns unsichtbar geleitet. Diesen reinen Spiegel zu bewahren, ist das Palladium der Menschheit! *

XX.

Rechtspflege.

Die erste Majestät im Leben,
Die höchste heißt Gesetz und Recht. **

In jenen Zeiten, wo die Rohheit der Sitte, die Willkühr und der Raub sich über

* Daß nicht den ausgezeichneten Frauen ebenso leicht, wie den Männern, ein bleibenderes Gedächtniß, eine bleibendere Dauer ihres Vorbilds gestiftet werden kann! — Sie verdienten es oft mit größerem Verdienste, in schönerer Hinsicht. 71

** Worte eines deutschen Schriftstellers.

die geſellige Ruhe, die Ordnung und die Tugend des öffentlichen Lebens emporgeſchwungen hatten, übernahm es der Edelſinn hochherziger Männer, die Unſchuld und die Ohnmacht mit ihren Waffen zu beſchützen. Die einzelne That wurde bald zum Verband und die Geſchichte rühmt dieſen leuchtenden Zug aus der finſteren Zeit.

Heller und heller lichtete ſich aber der Tag, als Kaiſer und Reich Richter ſetzten nach der Regel eines kundbaren Rechts: als ſie den alten Codex hereinführten, der, aus den freien Urtheilen eines großen Volkes entſproſſen, die Frucht einer merkwürdigen Blüthe war. Recht iſt immer die heilige Idee des Menſchen. Sie zu erhalten, ergreift er zuweilen mehr aus Irrthum als Gefallen das unrechte Mittel.

Das Fauſtrecht verkehrte ſich in einen milderen Kampf, den Kampf um die Deutung des Geſetzes. Der lärmende offene Streit trat ſtill ein zu den Schranken des Gerichts. War dieß Wohlthat für unſer

Volk, unſern Sinn? — Niemand wird es läugnen. Der Krieg der Federn iſt jener Kampf, welchen die Zeit zuerſt ſcheute: denn er iſt ſchwer und ſinnreich. Seinen Gegner zu Boden werfen, mit der Stärke oder Liſt, heißt in der Geſchichte, ſiegreich kriegen. Aber die Kunſt, die Macht oder Liſt des Augenblicks überliſtet dort nicht ihren Gegner. Ein Nachhalt, das Richteramt, wacht, wacht über die Faſſung und die geſammelte Stärke des Gegners. Angriff und Vertheidigung, alles bewegt ſich nach feſtem ſittigen Brauch. Solchen Kampf zu ſchlichten, konnte aber bald nicht ohne Wetteifer bleiben. Das ganze Studium der Nation wandte ſich nach der neuen Are ihres Lebens. Ungeheuer ſind die Arbeiten, welche fleißige Rechtsgelehrte dem Eifer um einen geregelten Schutz aufſtellten.

Und heilig war dieſer Beruf für das Bedürfniß der Zeit: groß war der Erfolg. Licht trat in die Fugen der Bewegung. Das Urtheil des Geiſtes empfing Schluß und

Schärfe. — Doch schwankt die Wage des Lebens selten lange in der heilsamen Gleichung. Willkühr zu verbannen, unterschied man bis zur Willkühr. Das Gesetz erhielt einen Bruder: Billigkeit löste seinen Buchstaben. Bald galt das Ansehen der Richtersprüche, die einzelne Meinung für Gesetz. Für Alles fand sich endlich die Behauptung. [72]

Jetzt lenkte das Jahrhundert der philosophischen Kritik gegen den Wirrwarr ein. Der Wahn wurde geächtet, der Sinn des Gesetzes gelichtet. Die Sorgfalt, die Mittel um den Kampf wurden geordnet. —

Zum Lobe des schriftlichen Rechtsverfahrens kann man sagen, daß es sich schlüßiger hält, als das mündliche, kein Gift verbreitet unter die Menge, die oft mehr auf den Sachwalter und seine Entschuldigungen des Fehltritts hört, aus eigener Lust, als auf den Spruch des Richters; daß es belehrend ist für den nachkommenden Forscher, für offen und für verschlossen gelten kann, jenachdem man es achtet; daß es den Richter

und seine Würde nicht dem Spotte, nicht der Herabwürdigung in den Augen des Volks aussetzen kann, welche so oft, unstrafbar, in der feineren gefühlten Satyre liegt und von der Menge, die das Höhere herabzuziehen von Alters her gestimmt ist, mit Begierde ergriffen wird. Wild ist so vieles im Menschen, wenn die Leidenschaft weckt [73] und noch hat sich's nicht erprobt, daß die Oeffentlichkeit den Character jener Völker, die sie rühmen, veredelt hat. [74] Selten gewinnt die alte Einfachheit der Denkart, die Gleichmäßigkeit der älteren Sitte durch die häufige augenblickliche Mischung des Urtheils; seltner gewinnt die Religion, die einen Schleier deckt über die schlechtere Seite des Lebens. Kann das Gesetz immer mit der Moral hinwandeln? und, wenn sie sich entzweien müssen, welches Schauspiel für den Sinn des Volkes!

Des Deutschen Gericht hielt den Mittelweg. Wir können nicht sagen, daß unsere Verhandlung heimlich sey. Selten ist nur

für Eine Parthei die Gerichtsſtube offen: ſelten horchen nicht Ohren des Volkes, die mitgeladen ſind für die eigene Sache. Aber, was wir für das Band unſerer öffentlichen Ruhe, unſeres ſtilleren, doch ſtarken Volksgeiſtes achten dürfen, iſt der Geiſt unſerer unteren Inſtanzen. Herrſcht da Sorgfalt und Geradheit des Urtheils; erſieht das Volk in dem Manne, der die veränderliche Verwaltung vollzieht, die über des Staates zeitgemäßer Zweckeinrichtung ſchwebt, auch den unbeweglich feſten Sinn, der das Urtheil des Einzelnen ſpricht: dann erkennt es den alten Geiſt, der am Heerde waltet, den Geiſt einer einigen großen Familie. Und wohl ihm, wenn es ihn erkennt! Vertauſchen wir nicht dieſe Ruhe gegen die unruhige, ſtets abweichende Nadel des nachbarlichen Magnets.

Der Richter darf menſchlich ſeyn, kann das offene Unrecht überzeugen. Bei ihm zeige ſich keine Laune, denn das iſt ein übler

Anblick: [75] keine blinde Gewalt, denn das Werkzeug könnte beillos werden. [76]

Geldstrafe taugt mehr, als die Leibesstrafe. Den Geist der Nation pflegt man züchtigend von der Seite zu belehren, seltner niederzuschlagen: denn Wärme und nicht Kälte ist das Leben. Auch die Vollziehung sey mild. [77]

Herrlichkeit des Volks, wenn unseren ernsten bürgerlichen Gesetzen die Kraft freierer Tugend und der Religion hinzugeht!

Auch über Leben und Tod walten Richter. Ernst wird da unser Auge. Die Weisheit fragt, ob schneller, ob langsamer der Spruch fallen solle? — Gerichte, Völker eilen mit dem Beile. Um der Noth des Beispieles willen, in Zeiten wankenden Gehorsams, trifft es schnell. [78] Bei der Ruhe macht dieselbe Eile grausam und es wächst der Schlächtersinn auf, den die Gewohnheit bildet, unwürdig der Reife der Ueberlegung, unwürdig des Volks. Sind die Verbrechen

seltner, wo sie herrscht? oder sind sie seltner, wo sie nicht herrscht? — Selbst das äusserste kann gleichgültig werden.*

In Deutschland fällt der Verbrecher, nach langer Berathung, gleichsam als ein Sühnopfer der ewigen Vergeltung. [79] Wie ungeheuer muß die That gewesen seyn, einen Menschen noch mit dem Leben büßen zu lassen, wenn eben die Zeit beginnen will, das Gedächtniß der Sünde schon zu bleichen! Da fühlt die Brust sich beängstigt; da fragt der Mensch nach dem höheren Gebote. Der Vorhang der Zeit zerreißt, wenn die Stimme des Ewigen spricht! Schon die Alten hatten den Schrecken des Gedankens: die Strafe folge hinkend, aber sie ereile.**

* England, Frankreich bieten Register von Verbrechen und wo ist die Gerechtigkeit schneller? —

** Horaz. Oden. 3. 2. **Raro antecedentem scelestum deseruit pede poena claudo.** — Doch ist es natürlich, den Verbrecher nach gewisser Ueberweisung zu richten und nicht die Kerker zu füllen.

XXI.

Sachwalter.*

Ein Kampf ohne Kenntniß der Waffe führt den Besten zur Niederlage. Daher der Beistand der Anwälte. Ihr Sporn ist die Ehre des Siegs, der Beifall des Richters, der Dank des Clienten, die Achtung des Gegners. Es könnte leicht scheinen, diesem Berufe zu dienen. Das Gesetz ist ja klar, der Spruch des Rechten so sicher! — Aber anders urtheilt der Erfahrene. Zeigt sich das

* Ich gebrauche einen deutschen Nahmen, weil sich nicht ganz absehen läßt, warum man einen fremden alten und von der Zeit verbrauchten Nahmen für immer beibehalten solle. Nennen wir ja auch den Richter nicht mehr judex oder, wie der Hebräer, Schoffeth. Anwalt hat längst den Schriftgebrauch für sich.

Leben in wirrem Entſchlüpfen, ſo iſt es hier. Die vergangene Stunde kommt nicht zurück und die Zeit verſteckt oft den Faden dicht in ihren Knaul. — Bei den Römern, Griechen, jenen Muſtern einer großen Zeit, war es die Bemühung angehender Staatsbeamten, ihre Mitbürger vor den Richtern zu vertreten. Da bildete ſich der Schwung, wie die Schranke der Denkungsart. Sorgfalt erhielt ſich um die Frage über das mein und dein, über Ehre und Nahmen. Es erhielt ſich die Achtung vor der Verfaſſung, die Liebe für das Geſetz und die Mäßigung. Daß Sitte des Volks dabei waltete, verſteht ſich von ſelbſt; denn von dem Umſturze der Sitte geht ſtets das Verderben aus: der Fall des Geſetzes folgt nach.

Oeffentliche Sachwalter waren in gewiſſer Hinſicht auch die Tribunen des Volks und Cicero, der es gut, wie einer der Römer um ſein Vaterland meinte, geſteht freimüthig, daß die Aufhebung des Tribunats den Verfall des Volkes herangeführt habe.

(De legibus. III.) Eine gewisse Vermittlung wird erhalten, die das Volk verständigt. Nicht von Abentheurern, die vom Gesetze nichts wissen, schmeicheln und reizen und der eigenen Beute auflauern; sondern von Männern, die eine Ehre kennen und wohl selbst den Beruf wieder zu vertauschen eilen. Denn ruhmlos und dornenvoll wie keiner, sagt schon eine Encyclopädie, ist der advocatorische Beruf; aber er ist die Schule für das Leben. Ungekannt, im engen Kreise sammelt sich die Uebung.

Die Pflicht der Sachwalter ergibt sich aus der Pflicht der Richter. Man hat gesagt, der Richter müsse auf das wahre, das gute, das heilsame und das billige sehen, seine gesunde Vernunft brauchen und darnach sprechen, unbekümmert um Gesetze und ihre Glossatoren. So hätten es unsere Vorfahren gemacht. — Man kann das einräumen. Der Zeit war aber der wankende Spruch nicht recht und sie gebrauchte daneben die Faust. —

Das Rechte ist einzig das Gesetz. Darum muß der Richter nachschlagen und der Sachwalter allegiren. Das Urtheil der eigenen Meinung theilt sich nach den Köpfen: das Gesetz aber stehet fest. *

Eine feste und wohlbedachte Gesetzgebung ist geschichtlich die Wohlthat der Staaten. ** Allerdings ist die bedächtige Anwendung der Gesetze das Verdienst der Staaten. Doch kann die Förmlichkeit ausarten. *** Und daher ein Aufschwung der unmittelbaren Staatentugend in unseren Tagen! — Die Intelligenz des Richters soll die ganze Rolle umfassen, da umfassen, wo das erste Stadium und die Wahl des Weges begangen wird.

* Was Hintansetzung unnöthiger Formalitäten sey, darüber spricht Möser. Patriot. Phantasieen Th. 1. Cap. 51. und 22.

** Montesquieu war zwar nicht dieser Meinung, als er sein bekanntes eiferndes Capitel schrieb: On a dit sans cesse etc. Esprit des loix. Livr. VI. 2.

Der Erfahrne weiß, was Gutes in dieser Absicht liegt.

Wenn es in den moralischen Kräften des Menschen sich bewährt, zweierlei Ansichten, die der Klage und die der Vertheidigung gleich gründlich, gleich unpartheilich zu verfolgen und richtend zu erwägen, [31] den Sporn der Ehre und der unendlichen Gewissenhaftigkeit zu ersetzen; wenn eine Pflanzschule sich erprobt, welche die Beispiel gebenden Männer nachzieht, dann würde die ohnedim so merkwürdige Zeit sich's rühmen dürfen: dann würde Voltaire uns loben müssen, der da meinte, das Vermögen seiner Zeitgenossen würde unter Gerichtsacten begraben. *

* In Deutschland war übrigens dieß selten der Fall. (In Voltaire's Vaterlande aber ist es noch beim alten. —) Die eigentliche Advocatie d. i. die der Sache ist zwar das Verdienst, aber kein lohnendes Geschäft nach Verdienst.

XXII.

Die Schule des Menschengeschlechts.

Daß wir auch da von einer Schule reden müssen, wo nicht die kurzen Jahre der Minderjährigkeit, auch nicht die ganze Lebenszeit eines Menschen vom Anfang bis zu ihrem Aeussersten, nein, wo Jahrtausende mit ihren Lehren, ihren Warnungen, ihren Strafen vorübergeschritten sind; wo die Weisesten Brüder waren und lehrten: darüber dürfen jugendliche ewig erneuerte Geschlechter nicht streiten. Genug, daß eine Schule der Jahrtausende uns entgegen kommt und unsere Bedürfnisse kennt. Mit jedem Geschlechte, mit jedem Menschen müßte, ohne diese Weisheit der Vorsehung, die Lehre von vorn an gebohren werden.

Fassen wir den Gesichtspunkt. Ein Reich

der Geister geht in die Jahrtausende zurück. Von Moses bis zu Klopstock strömt ein harmonischer Preis des Ewigen. Von Herodot bis zu dem forschenden Verfasser der Schweizergeschichte gehen die Sagen der Jahre von Mund zu Mund. Von Homer, dem erhabenen Sänger, rieselt ein Quell der Begeisterung lebendig frisch durch das Dunkel der Jahrhunderte bis zur Schwelle unserer erleuchteten Wohnungen.

Ist also das das Bild der Zeiten? Trägt ein hehrer Strom der Gedanken und Gefühle die Arche der Menschheit über die Wellen der Zeit?

Wohl, wenn es wäre! -- Aber es ist nicht das. Wir ehren jene Geister als glänzende Leitsterne über den dunkleren Wogen der Geschichte. Ihr großes Bild ist das Bild der Wildheit und der Bezähmung.

Nichts in der Welt, was zum Menschenleben gehört, hat ein ewiges Gesetz. Nur die Natur besitzt diese Mäßigung; nur da herrscht kein König, kein Vater, kein Herr;

nur das Thier thut und genießt nach Genügsamkeit eines Instinkts. Die Natur hat ihre ewige Regel. [81] Das Menschenleben treibt vom bekannten zum unbekannten, vom Wechsel zum Wechsel.

Epochen nennen wir die großen Punkte dieser Wechsel, die von der einfachen Urzeit der Familien bis jetzt sich gefolgt sind. Noch sind deren in Absicht auf die gemeinere Moral der Menschheit nicht viele.

Die erste zeigt Freie und Sklaven, die zweite Herrn und Vasallen, die dritte, die jetzige, Oberhäupter, Gesetze und Unterthanen.

Daß dem Treiben der Menschheit die Regeln und die Ordnung einer Maschine, eines freien Baues, sich aufdringen, liegt in ihrer Bestimmung zu gewissen Reichen, zu einer gemeinsamen Veredlung, die durch die Lehre begreift, was der Instinkt, die verdienstlose Befolgung eines schöpferischen Gebots nicht sagt.

Das Gebäude dieser Lehre zu errichten,

bezwang der Freie den Freien und machte ihn zu seinem Sklaven. Vielleicht nicht immer im Kriege. Oft beugt sich der Schwächere in der Noth seines Bedürfnißes oder, wie die neuere Zeit noch gelehrt hat, im Gefühle des Verhängnißes und der Uebermacht des Geistes dem Mächtigen. Hart war diese Schule. Noch kennen wir in entfernter Zone ihr lebendes Bild.

Wohl haben manche gefragt, warum Rom, dieses Pünktchen einer Stadt an der Tiber, dessen Mauern mit einem Pfluge umzeichnet wurden, die Herrscherinn der Welt werden durfte? — Nicht die höhere Moral ehrte doch seine Herrschaft? Aber Rom hatte die Bestimmung, das Joch der Sklaverei zu lösen. Rom machte die Freien zu Sklaven. Die Bewohner seiner Provinzen traten aus dem Kreise ihres eigenen Bürgerrechts. Da fühlten die Herrn, daß sie Brüder hatten an ihren Sklaven. Die Herrschaft der Stände milderte sich unter dem Drucke eines gebietenden Reichs.

In Rom selbst herrschte ein eingepflanzter Verband, das Gesetz des Wachsthums, Ehrgeiz für den Nahmen, weise Achtung vor den Gebräuchen und den geheiligten Idolen der Unterjochten. Jener hob stets den eigenen Muth; diese milderte die nothwendigen Gebote der Unterwerfung. [82]

Der Gipfel der Macht war endlich erreicht. Damit wankte die umfassende Kuppel des Geistes der Quiriten. [83] Die Herrn entzweiten sich als Brüder. Die Fackel des Bürgerkriegs flammte auf. Eine neue Lehre für die Menschheit schritt heran. Auch die Freiesten wurden nun Unterjochte. Ein Haupt herrschte über das unermeßliche Reich, Ein Herr über Leben oder Tod. Zu solch einfachem Gesetze war die Menschheit noch nicht gelangt. Die Römische Welt verkehrte sich in Knechtschaft. [84] Der niedere Ungekannte preiß endlich sein Glück. — Cäsar Augustus regierte noch leidlich gut: er kannte die Triebe, die Kraft und den Widerstand des überwältigten Lebens. Schon Tiberius wurde

Tyrann, Nero ein Despot. Die folgenden wankten mit kurzer Tugend und langem Laster bis zum Untergang. In Brand und Verödung, im blutigen Zücken des Richtschwerts leuchtete die schauerliche Lehre, daß die Welt das Einfachste nicht trägt. * Mit Schrecknis eilt schon in der Natur der wohlthätig verbreitete Stoff der belebenden Wärme vereinigt in dem flammenden Meteor dahin, ein Bild des größeren Kometen, der, vielleicht ebenso aus den Sphären der Gestirne versammelt, vom winzigen Kerne durch Aeonenfernen seinen Schweif ausbreitet. Wem zum Nutzen? wem zum erfreulichen Lichte? —

Die Römische Kaiserdespotie wurde die Folie des Christenthums, die Folie nordischer Sitten. Jenes bereitete still seinen Heerd und während Brand und Verwüstung das sinkende Reich verheerten, flammte eine

* Es ist eine beruhigende Frage für jedes Zeitalter: was wäre die Welt, wenn Ein Reich darüber hinschleppte? — Die Geschichte lehrt uns, kleinere Vereinigung schätzen.

neue unſchuldige Flamme auf den Altären des geretteten Geiſtes. Rauhe Völker umzogen das alternde Reich der heidniſchen Größe und wurden wandernd erzogen, wie einſt das Volk in der Wüſte. Was ſie mitbrachten, war die Binde der Lehen, jenes Reich, wo bald nicht mehr der unbedingte Sklave vor der Miene ſeines Herrn erzitterte, wohl aber der Freie zum Dienſte der Ordnung und des Schutzes dem Freien eigenwillig ſich verpflichtete. Hart war noch das Syſtem, vom Herrn zum Vaſallen, vom Vaſallen zum Leibeigenen. Aber es war doch Syſtem, Geſetz: nicht Willkühr Eines über Alle.

Hohe Kraft, hohe Sitte erzeugte, wie wir ſchon haben rühmen müſſen, die Blüthe der Lehen.

Und haben wir heute noch anderes, das wenigſtens nicht ihren Stempel trüge? Nur verfeinert herrſcht die Lehre. Denn ſollten die Zeiten des ſinkenden Römerreichs zurückkehren, wo ein wankender Thron über wan-

kenden Palläſten und Hütten im einfacheren Gedanken der Herrſchaft erblickt wurde? * Genug, daß das Geſetz gänzlich die Elemente beherrſcht, daß kein Sklave, kein Leibeigener unter dem Menſchen ſich anreiht. Aus den Leben folgten die Stände.

Aber zwei Dinge ſprangen nun ins Leben, die der alten natürlich bewegten Kraft die Eile, die Flügel des Windes verleihen. Es iſt der Druck und das Feuergewehr. Unbegreiflich hielt ſich der Gedanke jenes erſteren, welchen wir in Werken der Alten ſchon beinahe bis zur Anwendung ausgedrückt finden, der auf ihren Siegeln ſchon da ſtand, unter der Oberfläche der unvordenklich langen Schriftkunſt verborgen, um mit dem Blitze zerſtörender Feuerkräfte, Hand in Hand, einen neuen furchtbaren Bund über dem Leben der veränderten Reiche zu flechten. Wäre nicht die Schule und die

* Niemand herrſchte unſicherer, als eben die römiſchen Kaiſer.

Milde des Chriſtenthums und der ſchnellere Umſchwung einer warnenden Rache, was würde die Zeit jetzt bieten? [85] Aber mit dieſen Lehrern lebt ſie ſelbſt unter der Rieſenkraft der Zerſtörung ein milderes Leben.

Doch immer bedenklich bleibt die Schnelle der Kraft: denn ungewohnt dem Ohre iſt das dauernde Sauſen des Sturms, beleidigend dem Auge der allverbreitete Schimmer des Lichts. Daher der Kampf der Preße mit dem Geſetze.

Kleines Geheimniß macht die Freude der Hütte vor dem Glanze des Tags und in allem liebt ſich das Gemüth eine ſinnige Mitte.

XXIII.

Preßfreiheit.

Frei, wie die Hand des freien Mannes in seiner Ruhe, in seiner Beschäftigung mit sich selbst, bei seinem Spiele, bei seinem Ernste, so frei und kühnend ist auch sein Geist in und mit sich selbst! Selbst dem Verstandlosen wird sein Spielraum gegönnt, wenn er in stiller Beschäftigung mit sich selbst seinen Mängeln, seinem Wahnsinne lebt.

Aber anderes ist die erhobene Hand, die hinausgreift über den Bering der eigenen Hütte, den Nächsten erfaßt und an sich zieht oder ihn dahin schleudert und verwirft; die seinem Gute mit dem Raube droht oder aber einen Abgrund darunter gräbt für das verderbliche Wirken der blinden Elemente. Vergleichen wir ebenso den Geist. Auch seine

Region hat die Elemente der blinden Kräfte, Kräfte des Sturms und der Gährung, die verbreitet über den Wogen des dunklen Meeres der niederen Geisterwelt das Verderben hereinstürzen, welches dem Schiffe des unglücklichen Helden von Ithaka so nahe am heimischen Strande von der Thorheit seiner Gefährten bereitet wurde.

Den Sturm zu beschwören, wacht das Gesetz. Wir haben ihn rasen gesehen, ungebunden, als jenes Schiff im eigenen Hafen über seinen Ankern trieb, das so lange und glücklich in der Noth grauvoller Wetter an fremden Küsten getrieben hatte.

Der Gedanke, wie die Hand wird gebunden, wenn sie ins Getriebe des öffentlichen Gesetzes thätig einschreiten: aber nicht gebunden, wie das Thier, das in den Schranken seines Kerkers zurückgehalten ist, sondern von der weisen, kräftigen Hand, welche noch bei dem Beginnen des Schadens ergreift und rettet, straft und vergütet. — Aller Verkehr wird begünstiget, der

Verkehr der Gedanken, wie der Verkehr der Hände zum großen lichtvollen Bau der Zeit. Nur die Sitte der Bauleute, ihre Einigkeit, ihre Richtung zum Zwecke, ihr Zuthun oder Abthun an dem vorgesteckten Ziele können beobachtet, geleitet werden. Ja, wo die Ordnung schon heftig zerrissen war, Wille und Tugend verwirrt worden sind, der Vorsatz wankt, da führt ein strengeres zum neuen Anfang, zur einlenkenden Beschwichtigung der bewegten Gemüther. Da kann der erprobten Gewohnheit nicht der freiere Faden vertrauend folgen. Blüthen zu erwarten, muß die zerrissene Wurzel erst kräftig zusammenwachsen: denn sie enthält den Ernst und die Freude des Triebs. An dem Bilde der Nothwendigkeit heilt sich der Unmuth, welchen der Genius der Menschheit bei den Fesseln seiner Schwungkraft empfindet. Er trauert, aber sieht auf die künftige Reife der Zeit.

Langher und bizig erneuert ist der Streit, ob Gesetze die Vorhand behalten sollen oder

das Urtheil der Schriftsteller, dem Volke die Segel seiner Richtung zu geben. Letzteres sey einmal angenommen, ihm wohne die Ueberredung bei: welcher Ausgang des Volksheils wird erfolgen? — Montesquieu lehrte seinem Volke das Unglück eines Umsturzes der Staatsverfassung, lehrte es an dem warnenden Beispiele der Römer und der Griechen, lehrte die Ursachen und die Folgen, sprach frei und wahr, und, wenn wir heute seine Lehren lesen, sind sie die Stimme eines Sehers. [86] Aber, wendeten Verständige die bedeuteten Ursachen ab? oder wichen die Unverständigen vor den Schrecken der Folgen zurück? Keins von beiden. Um die Schrift des Weisen flatterten die Libelle empörter Leidenschaften, [87] die Libelle des Raubes und der Lust und boten die süße Verführung des Augenblicks. Wo siegte die helle Stimme der Vernunft? wo die des redlicheren Volksurtheiles? Das Gesetz fiel und die Vernunft fiel und die Schlechten richteten und die Guten verstummten. Der

Weise hatte verkündiget, daß ein Staat von Umfang, von mannigfaltiger Sitte, von Lastern und von ungleichen Reichthümern nicht Republik seyn könne — und einer der ersten Gedanken der Empörten war: Republik.

Die Preße hat Voltaire und Rousseau auf die Straßen des Volks geführt, ihren Spott, ihre Einsicht in die Fehler der Gesetze, ihre Träume von Verbesserung im verführenden Gewande zu verkündigen. Das Kleid wurde gewählt, aber es war das Hemde der Dejanira! Darum treibe ein Volk das zügellose Unthier Preßfreiheit mit Hülfe seiner Weisen in die Schranken.

Die Völker des Alterthums bildeten und übten die Diät ihres Lebens an dem Schooße der Natur. Gesetzgeber zeigten ihnen das Heilsame dieser Einfachheit. Da bewährte sich Kraft und Dauer, Größe des Leibes und der Seele. Reisende besuchen, um ihr Gemüth zu stärken, noch jetzt die wenigen Gegenden, wo die große Meisterinn Natur lehrt. — Uebernimmt der Staat die Bil-

dung zur Moral, zu Kenntnißen, zur Umsicht der Seele in allem nützlichen, wissenswürdigen: warum soll er die Urfeder dieser Anstrengungen von gewissenlosen Schriftstellern anfeilen, verderben lassen? Man sagt, zur Hälfte, irrig, das Publicum schaffe sich seine Schriftsteller, nicht diese ihr Publicum. Um den Lohn des Gewinns würzen ja Schriftsteller immer verderblicher, und wenn auch der Character eines Volkes zuerst in seinem Schooße sich verirret: der zügellose Schriftsteller stürzt ihn ganz zum Verderben. Unsittlichen Schriften den offnen Eingang versperren, sie wenigstens einengen, hinausweisen aus dem Kreise der Volksbildung, sie, zumal bei dem großen heiligen Zwecke der Jugendbildung, nicht verderbliche Nebenlehrer seyn lassen, soviel ist also wohl löblich. Wozu sonst die Sorgfalt, die Mühe und Kraft, welche der Staat seinen Bildungsanstalten schenkt, die ewig beschäftiget seyn sollen, das sinnliche Kind dem niederen Triebe zu entziehen? —

Der Angriff der Preße betrifft ausser den Sitten hauptsächlich den Staat, die öffentliche Ordnung und die Religion. Ist er gegen bestimmte Personen gerichtet, so nennen wir das jederzeit Injurie und die gedruckte Injurie bestraft sich, wie die geschriebene und mündliche. Einige Schärfung der Strafe wegen des weiten Verläumdungskreises versteht sich von selbst, sowie die Genugthuung auch wieder öffentlich seyn muß. — Was nun aber den Staat betrifft, so ist der eine höchste Macht; der Staatsbürger aber ist eine untergeordnete, in ihrer Selbsthülfe beschränkte Person. Nun frage man jeden denkenden Bürger, ob er die Gewalt seines Staates in Hinsicht der Behauptung und des Schutzes seines Daseyns nicht gern allmächtig weiß, sey es Republik, sey es Monarchie. * Der Bürger schützt sich mittelbar, der Staat unmittelbar. Mag also der Bürger Gesetz und Ordnung schätzen

* Nihil gloriosum, nisi tutum, sagt Sallust.

und heilig halten; mag er in jedem Augenwinke, welchen der Nächste, ohne ihm den Beweggrund anzudeuten, zu rechtfertigen, über seine Person sich erlaubt, eine Beleidigung seiner natürlichen oder bürgerlichen Ehre erblicken: nicht so klein denkt er von der Empfindlichkeit seines Staats. Selbst der Gesetzgeber überläßt ihn sich selbst.

Schauen wir nach jenem kleinen Gebietchen, über welchem jetzt noch durch alle Zeiten der Stern erster Größe aus dem Alterthume herblinkt, nach Athen, wo der erhabenste Gesetzgeber den Staat schuf, in welchem der Bürger gleich groß in der Begeisterung für sein Vaterland, in der Verachtung des Todes für seinen Heerd, für seinen Willen; gleich mild in der Ruhe, gleich thätig und spielend für Künste und Wissenschaften, für Dichtung, für Bildungen des Schönen, diese jetzt oft bescholtenen Quellen der Verweichlichung, sich zeigte. [83] Der Bürger von Athen hatte ein freies Urtheil über seinen Staat, eine freie Stimme für

seine Wahl zur Verfassung: aber er hatte nicht eine freie Stimme über seine Götter, nicht ein freies Urtheil gegen die Ehre seines Nächsten.

Was ist also der Staat? — In seinem Regenten eine wirkliche, heilige, unverletzbare Person. Ausserdem Einrichtung, Zweck, der mit Gründen beurtheilt werden darf, ohne Gründe aber nicht kritisirt werden kann. In demselben Boden, unter demselben Himmel, wo der Keim lustig grünte, dorrt wieder der Baum, wenn die Zeit seine Wurzeln nicht auflockert. Darum ist die Kritik des Weisen nicht ohne Nutzen. Wohlgemeint, sind aber auch in weitläuftigen Reichen die Mittel des Staats zu groß, als daß sie den Händen derer, die ihn lenken, so überlassen werden mögen, wie dem Bürger die Handhabung seiner Ehre, seines Gutes unter dem Gesetze. Gäbe es einen Staat, der nicht von Menschenhänden regiert würde, dann könnte man ihn als eine Person betrachten.

Doch wird der Staat eine Perſon, wenn er ſich eine Conſtitution vorſetzt und darum iſt die Conſtitution die Wohlthat eines Staates, die ihn ſchützt und auch die freie Ausübung der Religion, den Glauben des Gewiſſens, ſchützt.

Hat nun die Preße eine Stimme, ſo behält ſie ihren Hall, wie die Conſtitution es zuläßt, in Schranken des Geſetzes. Doch ſey das Geſetz erhaben über die enge Theorie von Privatbeleidigung * und geſtatte viel, damit der ſtille Denker mit ſeinen Vorſchlägen zum öffentlichen Beſten nicht zurückbleibe. — Menſchlich iſt übrigens Alles: denn die herrſchende Parthei bildet ſich ihre Begriffe und ſtellt ſie unter das Geſetz. Unter Robespierre durfte man eine Zeitlang Gott nicht nennen und eine Lilie im Garten war Verbrechen. In Zeiten ſolcher Gräuel iſt

* damit keine Inquiſition aufwachſe und das Sprüchwort ſich bewähre: La loi extrême dans le bien, fait le bien du méchant et le malheur du juste.

das Gesetz nur das Beil für die Meinung der Gewalthaber, der Richter; denn auch Richterstühle sind in den Zeiten des Schreckens dem stürmischen Drucke nachgewichen.

Soviel Selbstvertrauen, aber auch soviel Kraft des Widerstandes muß der Staat haben, um die Mittelstraße zu gestatten, die der Preße, wie allem Dinge, das wohlthätig ins große Leben eingreift, angemessen ist und bleibt. *

* Erfreulich ist's, die Gesetze seines Vaterlandes rühmen zu können und das kann der Verfasser mit Recht. Das H. Nass. Landesgesetz vom 4/5. Mai 1814., die illimitirte Pressfreiheit betr. controlirt den Drucker und den Verfasser eines Buches auf die allerleiseste Weise, nämlich nur wegen Schmähschriften gegen Personen und öffentliche Behörden, wegen öffentlicher Hintansetzung der Pflichten gegen Kirche und Staat und wegen der öffentlichen Verletzung der Ehrbarkeit und Sittsamkeit. Die sonst gewöhnliche Censur vor dem Drucke hat nicht statt. 90

XXIV.

Staatsform.

Man ſagt, Tugend ſey die Veſte der Republiken, Ehrbegierde der Schutz der Monarchieen, Furcht der Stützbalke der Despotie. — 91 Man kann das vorzugsweiſe zugeſtehen: aber wir wollen nichts daraus folgern. Wehe, wenn die Kette zerriſſen wird, welche die Natur aus allen Stoffen geformt hat! Was heißt Tugend des Bürgers ohne Ehrgeiz? was heißt Ehrgeiz ohne Tugend? was iſt Tugend und Ehrgeiz ohne gerechte Furcht? Ja es gibt einen Ehrgeiz, von welchem man ſagen kann, er erklimme ſeine Höhe ohne Tugend. Wer könnte dieſes Fantom, dieſe hohlere Ausgeburt menſchlicher Einbildungskraft weniger verkennen, als Völker, über die der Schat-

ten des Baumes sich schon ausgedehnt hatte, der, wie durch Bestimmung, seine Wurzel von Alters her bei einigen Nationen hat. 92 Lassen wir ihnen diese Ehre, die den Geist bei seinem Scheiden nicht befriediget. Sie ist nur ein Feuerstoff, der von jedem Funken entzündet phantastisch dahinfährt. — Ist sie gefährlich, so hält sie uns wach.

Edlere Bestandtheile ihres Bauens sind dem Menschen, den Staaten gegeben. Sie glücklich zu mischen und zu messen, ist das Verdienst und die Kunst.

Lange mühten die Völker des Alterthums sich ab, den rohen Kräften ihrer Kindheit Einigung zu verleihen. Hier war es ein Genius, der für Jahre sie zusammenrief; dort ein Bund, der durch Vertrag sich ein leitendes Oberhaupt schuf. Für die Noth regierten Zeichen der Götter und Stimmen der Orakel. Selbst die Dichtung von Alters her wurde befragt, die Blätter der Sibillen.

Aber allmählig zeigten sich Bande der allgemeineren Verständigkeit, Berechnung,

Vorsicht in der Zusammensetzung, Gleichmaas. Es erstanden Weise, die die Baukunst lehrten. Plato und Aristoteles, Tacitus und nach dunklem Ruhen Hugo Grotius. Jetzt wurde die Geschichte verdienstvoller. Es zeigte sich die Ehre im Bunde mit der Tugend, die Tugend im Bunde mit dem Urtheile, das Urtheil im Bunde mit der höheren Versöhnung. Hatten Könige noch kein Gesetz für sich selbst, so setzte ihnen unsere heilige Religion durch ihre Vorschriften ein Gebot. * Dieß Gebot ist der Mörtel der ewigen Gerechtigkeit.

Monarchieen nennen wir die Staatengebäude, die nach diesem Verrinnen der Zeit jetzt in der Mehrzahl sichtbar sind. Der Nahme bedeutet ihre Tugend, die Tugend der Einigkeit unter Einem. — Was Tugend allein für das Vaterland vermag, bewies Athen, das mit dem kleinen Heere seiner Bürger muthig kriegte, siegte und

* Welche unendliche Wohlthat des Christenthums liegt allein in diesem ihrer Geschenke!

blühte. Was Untugend schadet, beweist uns das nämliche Athen, auch beweist's uns Karthago, da sie mit ebender Anzahl von Bürgern in Knechtschaft fielen, mit der sie gesiegt und geblüht hatten.

Zu groß in ihrem Umfang, zu verschieden in ihren Bestandtheilen, zu verwickelt in ihren häuslichen Getrieben, zu verderbt in einzelnen Organen sind die jetzigen Staaten, um das streitige Gesetz der Republiken nochmals zu ergreifen. [93] Schöneres leistet das geistige Band. Da herrscht die Freiheit, die man auf der Straße gesucht hat, vor dem Gesetze. Da herrscht die Kraft des Zwecks, die im Haufen sich nicht mehr zusammenhalten wollte. Es zeigt sich die Ehre dem Geiste unterthan, der seine Absicht aus höherer Lehre nimmt. Die Religion endlich sitzt auf ihrem Throne und beherrscht den Herrscher.

Aber ist das nun der Geist der Monarchieen, so zeigt sich ebendarum für sie höchst wichtig, was wir im einzelnen zu betrachten

haben, der Geist der Gesetze, der Geist der Ehre, die Richtung der Kraft, die Läuterung der Religion zur Lehre.

Es gibt zwei Worte im Leben, die vor dem Gifte des Wahns bewahren. Sie heißen Edelmuth und Sittenstrenge. Jenes ist das Wort, das wir groß nennen dürfen; denn in jedem Momente, wo ein Entschluß zu fassen ist, ist es der Spiegel, der das reinere Licht strahlt. [94] Dieses ist die Formel, die eines Volks Altern zurückhält [95] und sein Ohr für das Rechte aufschließt.

Preßfreiheit ist die Klippe, welche erst in unseren Tagen aus dem Strudel der Zeit auftauchte. Das Alterthum kannte sie nicht. Was der Einzelne sprach, was der Einzelne lehrte, hallte langsam von Mund zu Mund. Aber mit Windeseile bewegt sich jetzt die Stimme der Meinung, der Vorschlag zur That. Wie das Licht des Tages strömt er auf einmal bis zum Winkel der niedrigsten Hütte. Der Befangene denkt sich, der stehende Buchstabe, an dem man nicht

die Hand des Redenden erkennt, sey schon Gepräge der Weltwahrheit und die gedruckte Lüge täuscht darum soviel sicherer. [96]

Mit welchen Schranken diese Maschinerie der geistigen Production, des geistigen Verkehrs, die ebensosehr nach dem ungeheuren zu treiben begonnen hat, als der gleichzeitige Gebrauch der großen Naturkräfte für den Handel der Welt, wohlthätig gebändiget werden könne, diese Frage gehört noch hierher, und sie führt zuvörderst auf ihre Entstehung, auf ihren Grund in der Weltregierung.

Mit der Erfindung des Drucks, mit dieser Erfindung, welche einen künstlichen Himmel für tausend Sprüche und Lehren und Rathschläge über dem Menschenleben gebaut hat, in welchem die Staatsgewalten mit ihren Geboten das oberste Feld behaupten und behaupten müssen, weil sie des bürgerlichen Lebens obersten Zweck halten, war uns die Vorsehung ein Richtscheit ihrer Allmacht schuldig und das gab sie nach ihrer Gewohnheit in dem zweifelhaften Geschenke selbst.

Die Preße iſt ſich ſelbſt die Cenſur. 97 Dieſe höhere Einrichtung müſſen wir achten, ſchonen; denn gehen die Geſetze durch die Preße ins unermeßliche, gebrauchen forſchende Schriftſteller, wohl oder übelmeinend, ſie zu ungemeſſenen Behauptungen, ſo muß ein Gegengewicht der Prüfung walten.

Dieſes Gegengewicht hält in Augenblicken, die nicht Gefahr drohen, die Duldung. Um der guten Früchte willen läßt ſie auch Unkraut wachſen. — Oft geht die Preße von ſelbſt den Gang der Mäßigung. Aber es gibt Nationen, welche entzündlich ſind; da bedarf ſie Schranken einer größeren Bewachung. Man könnte die Preße mit der Sprache, ihre Freiheit mit der Sprechfreiheit vergleichen. Dieß iſt dem Begriffe nach ſehr richtig: aber die Preße hat tauſend Schwerter, wo der Mund oft nur eins hat und der Geſetzgeber fragt nicht bloß nach der Aehnlichkeit der Waffe, ſondern auch nach der Weite ihres Gebrauchs, nach den Wirkungen, nach dem Verderben. Es macht einen Unterſchied,

ob die Brandfackel auf eine einzelne Wohnung geschleudert wird, oder tausende in einem glühenden Regen sich auf die friedlichen Sitze eines Volks herabstürzen.

Am Gängelbande reizender Sinnlichkeit führen Schriftsteller die Menschheit, die so sehr Kind ist, wo dieser Reiz ihr winkt, um Lohn zur Verschwendung ihres Seyns; reichen statt der Speise des Geistes, die herbe ist, aber zum Leben führt, überzuckerten Moder. * Das wohlthätige einfache Gewürz wird in tausendfacher Mischung zur giftig betäubenden Süßigkeit.

Wenn also die Sitte und der Geist der Gesetze über dem Leben der Menschheit jetzt in schwungreicher, unendlicher Unruhe kämpfen und bekämpft werden; so treibt nur edelmüthiges Wachen den Menschen, die

* O Natur! was hattest du in der Hölle zu thun, als du den Geist eines höllischen Feindes in ein so reizendes, irdisches Paradies verbargst? O! daß Betrug in solch einem prächtigen Pallaste wohnt! (Shakespeare.)

Völker, zur Kraft, zum Wachsthume der preiswürdig veredelten Idee, und nur die Genügsamkeit der Sitte bändiget ihre Begier nach der Lust, nach dem frechen Wechsel des Glücks. Dem Volke werde in seinen Schulen gelehrt, was der rechte Geist der Ehre, [92] die rechte Richtung der Kraft ist und die Religion mit ihren Zügeln werde geheiliget.

XXV.

Politik.

Von den Gesetzen einer Wissenschaft zu reden, die hier im Winde flattert, dort an dem ewigen Grunde der Moral sich festhalten soll, ist schweres Unternehmen. Des Menschen Gedanke gleicht gewöhnlich seiner Zeit und im Laufe der Dinge verbleicht sein Urtheil. [93] Welche Lehren gab Machia-

velli! * So tief, so sinnig; so unstät, so schrecklich und verhaßt. Das Bild seiner Zeit. Tief ist jedes Capitel: wach sein Auge. Aber, wo ankert das Ganze? — Ein großer Geist unserer Zeit wollte nach ihm regieren und fand Gedeihen der einzelnen Lehre in der Aehnlichkeit unserer Jahre mit jener Zeit. Doch nur der Meister wob sein Band über Alles. Jenen trieb allgemach die Leidenschaft nach Einem, und, wie Geister der Nacht, schweifte die Lehre, als das ähnliche vor dem unähnlichen verschwand.

Ich will eine kurze Vergleichung der Lehre hier herstellen, welche allseitig gegeben, einseitig aufgefaßt wurde. Sie ist nicht ohne bedeutenden Sinn. Zuerst die Kehrseite!

Machiavelli sagt:

1.) Cap. 3. S. 41. Die Begierde mehr

* Niccolo Machiavelli's Regierungskunst eines Fürsten. (Mit den Anmerkungen des Amelot de la Houssaye. Frankfurt und Leipzig 1745. Neuere Ausgaben standen dem Verfasser nicht gleich zur Hand.)

zu haben, ist unter den Menschen gemein und ihnen natürlich. So oft sie sich größer machen können, werden sie deswegen gelobt und nicht getadelt.

2.) Cap. 7. S. 69. Ein neuer Fürst muß sich seiner Feinde versichern und sich Freunde machen, durch Macht oder List die Oberhand gewinnen, bei dem Volke Furcht und Liebe, bei den Soldaten Ehrfurcht und Gehorsam haben, sich diejenigen, so ihm schaden sollen oder können, vom Halse schaffen, neue Gesetze einführen, ernsthaft und streng, großmüthig und freigebig seyn, ungetreue Kriegsvölker abschaffen, neue nach seinem Sinne anwerben, sich Freundschaft und Hochachtung der Fürsten erhalten, damit sie ihm entweder Gutes erzeigen oder doch Böses zu erzeigen sich fürchten mögen.

3.) Cap. 14. S. 112. Ein Fürst muß allen seinen Verstand, allen seinen Fleiß auf die Kriegskunst wenden, die einzige, daran ihm gelegen seyn kann, sie zu erlernen. Durch sie erhalten sich gebohrne Fürsten in

der Würde, durch sie gelangen öfters Privatpersonen dazu. Dagegen findet man, daß Fürsten, die sich mehr der Ruhe als den Waffen ergeben, ihr Land verloren haben. Und wahrlich, das erste Mittel darum gebracht zu werden, ist es, wenn du sie versäumest, sowie es das beste, um zu einer Herrschaft zu gelangen, ist, wenn du sie ausübest.

Ebendas. S. 114. 115. — Folglich kann ein Fürst, der das Soldaten- und Kriegswesen nicht versteht, bei seinen Völkern nimmermehr Hochachtung haben und sich nimmer auf sie verlassen. So ist und bleibt es denn nothwendig, daß sich ein Fürst ganz und gar auf Kriegsübungen lege. Ja, er muß darin während der Friedenszeit fleißiger seyn als im Kriege selbst. — Das kann auf zweierlei Art geschehen; in wirklichen Handlungen oder mit dem Verstande allein. — (Uebungen der Truppen, Jagd, Studium der Geschichte, Nachahmung eines Vorbildes.) S. 117. Philopomenes, Fürst von

Achaja, wird von den alten Geſchichtſchreibern gelobt, daß er zur Friedenszeit allemal an den Krieg gedacht und auf Reiſen öfters mit ſeinen Freunden angehalten und ſie gefragt habe: wenn der Feind auf dieſem Hügel ſtände und unſere Armee hier, wer wäre beſſer daran?

4.) Cap. 15. S. 120. Es iſt unvermeidlich, daß ein Menſch, der ſich vorgenommen hat, in allen Stücken rechtſchaffen gut zu ſeyn, unter ſo vielen Anderen, die es nicht ſind, über lang oder kurz zu Grunde geht. Folglich iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß ein Fürſt, der ſich erhalten will, lerne, auch nicht gut ſeyn zu können, damit er, wenn es ſeine Angelegenheiten erfordern, davon Gebrauch machen könne.

Ebendaſ. S. 122. ſagt eine Anmerkung. Es iſt jederzeit löblich, Gutes zu thun: aber es thut nicht jederzeit gut. Manches iſt der Vernunft, aber nicht der Erfahrung gemäß. Deswegen muß ein Fürſt, der das Seinige beſorgen will, ſich nach der Beſchaf-

fenheit der Sache richten und um seines Staates willen etwas thun, was er als eine Privatperson weder thun sollte noch würde. *

Cap. 18. S. 140. Du mußt gnädig, treu, höflich, aufrichtig und gottesfürchtig zu seyn scheinen: bei allem dem aber so völlig dein eigener Herr seyn, daß du, wenn es Noth ist, von allem das Gegentheil thun kannst. Ich setze als richtig voraus: ein Fürst, und insonderheit ein neuer Fürst, könne nicht alles thun, weswegen man die Menschen für gut erklärt: denn seine Staatsangelegenheiten nöthigen ihn oft, Treue und Glauben zu brechen und der Liebe, der Menschlichkeit und der Religion zuwider zu handeln. Er muß also sein Gemüth stellen und wenden, wie der Glückswind wehet,

* Morem accommodare, prout conducat. — Aber unvorsichtig und tollkühn wurde die Lehre dahin ausgesprochen: tout ce que la politique conseille, la justice l'autorise. Für die Politik sey Alles Recht.

ohne sich von dem Guten abzulenken, solange es immer möglich ist: allein auch ohne Bedenklichkeit Böses thun, wenn es seyn muß.

5.) Cap. 16. S. 128. Ein Fürst verthut entweder sein und seiner Unterthanen Vermögen oder anderer ihres. Mit dem Seinigen muß er sparsam Haus halten. Mit anderer Leute ihrem muß er verschwenderisch umgehen: sonst werden die Soldaten nicht bei ihm bleiben. Es ist auch keine Unbequemlichkeit dabei, von demjenigen reichlich zu geben, was weder dein noch deiner Unterthanen ist, wie es Cyrus, Cäsar und Alexander machten. Ja du wirst dadurch vielmehr noch furchtbarer werden.

6.) Cap. 17. S. 133. Hier entstehet die Frage: ob es besser sey, geliebt als gefürchtet zu werden? Ich antworte: billig sollte beides seyn. Weil dieses aber gar zu schwer, folglich eine Wahl zu treffen ist, so ist es sicherer, gefürchtet zu werden. S. 135. Wenn ein Fürst eine große Armee commandirt, so darf er sich nicht das geringste dar-

aus machen, dafern er für grausam ausgegeben wird: denn ohne dieses Mittel wird seine Armee nicht in Einigkeit und in dem Stande erhalten, etwas zu unternehmen. Unter des Hannibal wunderwürdige Handlungen zählt man auch dieses, daß er eine starke und aus sehr verschiedenen Arten von Leuten bestehende Armee in ein fremdes Land geführt und sich doch nicht die geringste Bewegung unter ihnen, noch gegen ihn selbst, weder im günstigen noch im widrigen Glücke geäussert habe. Cap. 25. S. 193. Wenn dem Glücke nichts widersteht, so übt es alle seine Macht aus. Es richtet alle seine Gewalt dahin, wo es weiß, daß ihm weder Damm noch Schranke entgegengesetzt sind.

7.) Cap. 18. S. 138. Jedermann weiß es, wie löblich es an einem Fürsten sey, wenn er Wort hält und ohne listige Ausschweifungen den geraden Weg geht. Allein die Erfahrung unserer Zeit hat gelehrt, daß nur diejenigen Fürsten was Großes ausge-

richtet, die sich aus dem Wort halten nicht vieles gemacht und den anderen zu hintergeben gewußt haben; daß es hingegen denen am Ende übel bekommen ist, die pflichtmäßig zu Werke gegangen sind. Es ist demnach zu wissen, daß es zweierlei Arten zu streiten gibt: durch Gesetze und durch Gewalt. Jene gehöret vor Menschen, diese vor wilde Thiere. Weil aber jene öfters nicht zulänglich ist, so muß man zu dieser greifen. Ein Fürst muß also nothwendig einen Menschen und eine wilde Creatur vorzustellen wissen. — Dazu muß man den Fuchs und den Löwen erwählen: denn der Löwe schützt sich nicht vor den Netzen und der Fuchs nicht gegen den Wolf. Er muß also ein Fuchs seyn, die Netze zu merken, und ein Löwe, den Wölfen Furcht einzujagen. Die, so nur Löwen seyn wollen, verstehen es nicht. * Ein kluger Fürst muß

* Dieses wichtige Wort wurde oft nach dem gedeihlichen Aufwuchse der Zwillingsnatur verscherzt.

sein Wort nicht halten, wenn es zu seinem Schaden gereicht und die Sache nicht mehr da ist, die ihn bewogen, es von sich zu geben. Es wird dir auch niemals an Beschönigung fehlen können, dein Abtreten zu schmücken. Man muß aber den Fuchs durch Stellen und Verstellen wohl zu verbergen wissen.* Die Menschen sind so einfältig und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß, wer da betrügen will, immer Leute finden wird, die sich betrügen lassen. Cap. 20. S. 164. Not. Die vierzehnte Legion war dem Nero allemal getreu und ehrte noch sein Andenken, weil er ihr die Ehre gethan, sie zur Bezwingung Englands zu wählen.**

8.) Cap. 20. S. 166. Wenn Fürsten die Hindernisse, die man ihnen entgegenstellt,

* Dieß ist die schwierigste Lehre, die Macchiavelli in seinem ganzen Buche gibt. Sie scheiterte. (Eine Macht, die zu groß ist, um ihr zu widerstreben, hat die Anschläge vernichtet, sagt Shakespeare. (In Romeo und Julie.)

** Tacitus. Hist. 2. 11. 3.

überwinden, so werden sie ohne Widerrede groß. Man sieht auch, daß, wenn das Glück einen neuen Fürsten, der mehr Ansehen nöthig hat, als ein erblicher, groß machen will, es ihm Feinde erwecket und über dadurch seine Herzhaftigkeit und Wachsamkeit, damit er auf solchen Stufen zu dem höchsten Gipfel der Macht hinansteigen könne.

Cap. 21. S. 172. Nichts kann einen Fürsten in solche Hochachtung setzen, als große Unternehmungen und ausserordentliche Handlungen. S. 178. Endlich muß ein Fürst zu gewissen Zeiten im Jahre öffentliche Lustbarkeiten und Schauspiele zum Vergnügen des Volks anstellen. Weil auch jede Stadt in gewisse Zünfte der Künstler und Handwerker eingetheilet ist, so wird es gut seyn, wenn er ihren Zusammenkünften manchmal beiwohnt und seine Pracht sowohl als seine Gütigkeit dabei zeiget: jedoch so, daß der Majestät des Fürsten nicht dabei vergessen wird, als welche ihn allenthalben

begleiten muß. S. 187. Da die Menſchen immer böſe ſind, wo man ihnen nicht eine Verbindlichkeit auflegt, gut zu ſeyn, ſo wird ein Fürſt, der die Menſchen nicht kennt, ſchlecht bedienet werden. Ich ſchließe demnach: Guter Rath ſey der Klugheit des Fürſten und nicht die Klugheit dem guten Rathe zuzuſchreiben.

So weit Macchiavelli. — Wer mißkennt in dieſen Lehren die Tage einer vergangenen Herrſchaft? Und wer iſt nicht verſucht, den Mann zu verabſcheuen, der dieſe Lehren gab? — Aber ſo unbegreiflich iſt das Gemiſche der Dinge und der ſchwierigen Wiſſenſchaft, wovon wir reden: derſelbe Mann ſpricht aus dem Grunde ſeines Herzens auch die Lehren der Tugend und des Rechten, der Moral und der ewigen Wahrheit. Der Leſer nehme ſich die Mühe der Vergleichung. Ich will aus ſeinem nämlichen Buche die ehrenden Worte der Parallele ziehen.

Ad 1.) S. 30. 31. Daher kommt es dann, daß du endlich alle diejenigen zu Fein-

den haſt, welche du beleidiget: daß du die Freundſchaft derer, ſo dir geholfen, nicht erhalten kannſt, weil du nicht im Stande biſt, ſie in allem zu vergnügen, was ſie von dir erwarteten, und endlich, daß du auch nicht ſtrenge mit ihnen verfahren kannſt, weil du ihnen verpflichtet biſt.

Ad 2.) Ebendaſ. S. 31. Man mag eine ſo mächtige Armee haben, als man immer will; ſo iſt man doch ſtets der Gewogenheit der Einwohner des Landes benöthiget, darein man dringen will. Das war die Urſache, warum der König von Frankreich, Ludwig der Zwölfte, Mailand zwar auf einmal einnahm, aber es auch auf einmal wieder verlor. S. 33. Wenn man Staaten einnimmt, die in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten unterſchieden ſind, ſo ſetzet es viele Schwierigkeiten und erfordert vieles Glück und große Sorgfalt ſie zu erhalten. S. 34. Wo die Unterthanen die Bequemlichkeit haben, ſich an den Fürſten zu wenden, haben ſie deſtomehr Urſache,

ihn zu lieben, wenn sie gut, und ihn zu fürchten, wenn sie böse sind. Die Fremden, so sich gelüsten lassen wollten, diesen Staat anzutasten, werden davon durch die Schwierigkeit abgehalten, die sie finden, ihn dem Prinzen zu entreißen, der darin residiret.

Cap. 4. S. 47. Es finden sich allezeit Mißvergnügte und unruhige Köpfe. Diese können dir nun zwar den Weg zu dem Staate bahnen: du wirst aber gewiß tausend Schwierigkeiten antreffen, ihn zu erhalten, sowohl von Seiten derer, die dir geholfen, als derer, welche du unterdrücket hast.

Ad 3.) Cap. 6. S. 53. Da es dem Menschen gewöhnlich ist, in Anderer Fußstapfen zu treten und ihnen in ihren Handlungen nachzuahmen: da es aber doch zugleich unmöglich ist, in allen Stücken ebendenselben Weg zu gehen und zu der Vollkommenheit derer zu gelangen, denen man nachahmet; so muß ein Kluger sich allemal die vortrefflichsten Männer zu seinen Vorgängern erwählen. S. 54. Die Erfahrung gibt,

daß derjenige, der sich am wenigsten auf das Glück verläßt, sich allemal am längsten gehalten hat.

Cap. 6. S. 56. Man kann die Menschen leicht wovon überreden; allein sie in der Ueberredung zu erhalten, fällt immer schwer. Cap. 7. S. 59. Diejenigen, so aus Privatpersonen bloß durch das Glück Fürsten werden, gelangen zwar ohne große Schwierigkeit dazu: allein sie finden desto mehr, sich dabei zu erhalten. Sie treffen keinen Stein des Anstoßes auf dem Wege an; denn sie gehen nicht, sondern sie fliegen vielmehr zum Throne. Wenn sie aber darauf sitzen, alsdann brechen erst alle Widerwärtigkeiten aus. (Merkwürdig bestätigte Worte!)

Cap. 7. S. 60. Es ist mit den Staaten, die einmal entstehen, ebenso beschaffen, als mit andern Dingen, die plötzlich hervorkommen und wachsen. Diese können nicht so starke Wurzeln fassen, und jene sich nicht in so gute Verbindung setzen, daß sie nicht

von dem erſten Sturm niedergeriſſen wer-
den ſollten, wofern ſie nicht ſo geſchickt ſind,
alsbald zur Beibehaltung deſſen, was ihnen
das Glück in die Hände geſpielet, Mittel
zu finden, und den Grund gleich nach ihrer
Erhebung zu legen, den andere ſchon vor
derſelben gelegt haben. — Wer den Grund
nicht gelegt hat, ehe er Fürſt geworden,
der kann ihn zwar durch große Geſchicklich-
keit noch legen, wenn er es iſt; aber das
Gebäude und der Baumeiſter ſtehen in gro-
ßer Gefahr.

Ad 4.) Cap. 8. S. 73. In Wahrheit,
man kann nicht ſagen, das ſey Tugend,
wenn man ſeine Bürger tödtet, ſeine Freunde
verräth, ohne Treue und Glauben, ohne
Religion, ohne Menſchlichkeit iſt und Mittel
braucht, dadurch man endlich wohl ein Reich,
aber nicht wahre Ehre erwerben kann.

Ad 6.) Cap. 9. S. 86. Ein kluger Fürſt
muß ſolche Verfaſſungen machen, daß die
Unterthanen ihn zu aller Zeit nöthig haben.
Sodann werden ſie ihm immer treu ſeyn.

Cap. 10. S. 90. Die Menſchen halten es ſo, daß ſie den anderen ſowohl um des Guten willen lieben, das ſie ihm erweiſen, als um deſſen willen, das ſie von ihm empfangen. (Ein unvergleichliches Wort, das in den Tagen der Gefahr ſich unvergleichlich bewährt hat.)

Cap. 11. S. 91. (Von dem Angriff der geiſtlichen Macht.) Noch habe ich von den geiſtlichen Staaten zu reden. Sie ſind ſchwer zu erlangen und leicht zu erhalten: denn ſie ſind von den alten Religionsgebräuchen unterſtützet, dieſe aber ſo mächtig, daß man ſich immer dabei erhalten kann, man verfahre auch übrigens, wie man nur wolle. Dieſe Fürſten allein ſind es, die einen Staat haben und ihn nicht vertheidigen, Unterthanen haben und ſie nicht regieren. (Dieſe Lehre ſeines Landsmannes kannte wohl Pabſt Pius, der Siebente!)

Cap. 21. S. 170. Die beſte Feſtung iſt die Liebe des Volks. Wenn dich daſſelbe haſſet, biſt du bei allen Feſtungen

nicht sicher. — S. 171. Ich werde allemal diejenigen tadeln, die sich zusehr darauf verlassen, und sich um die Liebe des Volkes wenig bekümmern.

Cap. 13. S. 110. So machen es die Menschen, wenn es ihnen an Klugheit mangelt. Sie fangen etwas an, weil sie einen gegenwärtigen Vortheil dabei sehen, und dieser verblendet sie, daß sie das darunter verborgene Uebel nicht sehen. — Die Weisen sind jederzeit der Meinung gewesen, nichts sey so schwach und so zerbrechlich, als eine Macht, die nicht auf eigenen Gründen beruhet. Eigene Kriegsvölker bestehen aus deinen Unterthanen, deinen Bürgern.

Cap. 15. S. 119. Viele Leute haben sich Republiken und Fürstenthümer vorgestellet, die niemals in der Welt gewesen sind, auch nicht darein kommen werden.

Ad 7.) Cap. 24. S. 188. Die Menschen halten sich an das Vergangene und wenn ihnen wohl ist, suchen sie sich nicht zu ver-

ändern. Ja sie vertheidigen vielmehr den Fürsten mit aller Macht, wenn er nur in andern Dingen seinen Pflichten gemäß verfährt. (Spanien. Rußland. Ungarn.) S. 189. Unsere Fürsten dürfen es also nicht dem Unglücke, sondern ihrer schlechten Verfassung beimessen, daß sie um ihr Land gekommen sind. Denn weil sie nicht darauf gedacht haben, daß eine Veränderung vorgehen möchte; wie denn die Leute gemeiniglich bei stillem Wetter Sturm und Ungewitter nicht zu befürchten pflegen, so haben sie, wenn der Feind anrückte, anstatt sich zu wehren, die Flucht ergriffen. — Keine Vertheidigung ist gut und sicher, als die durch dich selbst und deine eigene Herzhaftigkeit geschieht. Cap. 17. S. 132. Ein Fürst muß sich nicht vor seinem eigenen Schatten fürchten, muß langsam zu glauben und sich zu bewegen seyn und die Klugheit mit der Gelindigkeit dergestalt zu verbinden wissen, daß ihn ein allzugroßes Vertrauen nicht unvorsichtig und ein allzugroßes Mißtrauen nicht

unerträglich machen. Ebendaſ. S. 135. Wenn man einmal angefangen hat, vom Raube zu leben, ſo findet man Gelegenheit genug, des Andern Gut an ſich zu ziehen. — Der Menſch vergißt aber eher den Tod ſeines Vaters, als den Verluſt ſeines Vatertheiles.

Ad 8.) Cap. 25. S. 191. (Von dem Einfluſſe des Glücks in die Geſchäfte der Welt und wie man ihm widerſtehen könne. Ein merkwürdiges Thema für den politiſchen Philoſophen!)

Ich weiß, daß viele Leute ehemals geglaubt und noch glauben, die Welt werde dergeſtalt von der göttlichen Vorſehung oder auch vom Glücke regiert, daß die Klugheit der Menſchen daran keinen Theil habe, woraus denn folget, daß man ſich dem Schickſale und Zufalle überlaſſen und um nichts weiter bekümmern müſſe. Man hat zu unſeren Zeiten ſo ſeltſame Veränderungen geſehen und es gehet noch täglich ſo vieles wider aller Menſchen Vermuthen vor, daß dieſe Meinung ſehr eingeriſſen iſt und ſo oft

ich daran gedenke, finde ich mich geneigt, ihr beizutreten. Weil wir aber doch unſeren freien Willen nicht gänzlich verloren haben, ſo dünkt mich, man könne ſagen, das Glück ſey über die Hälfte unſerer Handlungen Meiſter und laſſe uns etwa über die andere Hälfte die Aufſicht. [100] Ich vergleiche es mit einem ſchnellen Strome, der, wenn er austritt, das Land überſchwemmt, Bäume aus der Erde reißt, Häuſer umſtürzt, ein Stück Land von einem Orte an den anderen fortführt, ohne daß ſich Jemand ſeinem Wüthen widerſetzen könne: und der doch, wenn er ſtille iſt, nicht hindert, daß man Wälle und Dämme aufführe, die auf ein andermal ſein Austreten zurückhalten oder doch ſeinen heftigen Lauf brechen. Mit dem Glücke iſt es ebenſo beſchaffen. Wenn ihm nichts widerſtehet, ſo übet es alle ſeine Macht aus. Es richtet alle ſeine Gewalt dahin, wo es weiß, daß ihm weder Damm noch Schranken entgegengeſetzt ſind. Anmerk. Tacitus ſagt faſt ebendas. Es iſt ungewiß,

ob die menschlichen Dinge durch das Schicksal und eine unveränderliche Nothwendigkeit oder durch den Zufall so fortgewälzt werden. Einige ziehen das Schicksal herbei, dessen Kraft sie nicht von den Sternen, sondern von den Verbindungen der natürlichen Ursachen herleiten. Und dennoch lassen sie uns eine Wahl im Leben. Wenn wir aber dieselbe getroffen, so sey die Ordnung des bevorstehenden gewiß. (Annal. 6. 22. 1.)

Je mehr ich alte und neue Begebenheiten überdenke, sagt ebenderselbe, je mehr nehme ich die Schlüpfrigkeit und Ungewißheit bei allen menschlichen Geschäften wahr. Ruf, Hoffnung, Ehrfurcht bestimmte eher jedem Anderen den Thron, als dem, welchen das Glück versteckt hielt und ihn nachher erhob. (Ann. 3. 18. 6.) Das Glück, spricht Gratian, das so berühmte und so wenig bekannte Glück ist nichts anderes als die große Mutter der Zufälle und die große Tochter der herrschenden Vorsehung, welche sich mit allen

untergeordneten Urſachen verbindet, ſie zu bewegen, daß ſie wirken. Dieſe unbedingte, unerforſchliche, unerbittliche Königinn lacht dieſen an, und kehret jenem den Rücken zu. Bald iſt ſie Mutter, bald Stiefmutter, nicht aus Leidenſchaft, ſondern durch ein unbegreifliches Geheimniß der Gerichte Gottes. (Heros. Cap. 10.)

Merkwürdig iſt dabei noch das Wort Machiavelli's. S. 195. Kein Menſch iſt ſo klug, daß er ſich allemal der Zeit gemäß zu bezeigen wüßte; theils, weil man ſeinem eigenen Triebe nicht widerſtehen, theils, weil man ſich nicht entſchließen kann, eine Fahrt zu verlaſſen, auf der man allezeit in den Hafen eingelaufen iſt. Eben er ſagt: Will man wiſſen, warum das Glück den Menſchen verläßt? — Deswegen, weil es die Zeiten ändert, der Menſch aber ſein Verfahren nicht ändert.

Nun noch vom Kriege. Cap. 26. S. 201. Jeder nothwendige Krieg iſt gerecht und die Waffen, die zur Vertheidigung eines Volkes,

das sich anders nicht zu helfen weiß, ergriffen werden, sind Waffen des Mitleidens (d. h. die Gott schützt.) Alles vereiniget sich zu diesem Vorhaben, und wo gute Anstalten sind, da können die Schwierigkeiten nicht groß seyn!

Gaspar d'Auvergne * sagt über diesen Nothfall ziemlich gewagt: »Das ist das Gesetz der Welt, die von Natur lasterhaft ist, daß man darin, auch sogar in der höchsten Würde, nicht lange glücklich seyn kann, wo man sich nicht im Falle der Noth mit Lastern hilft und, wenn die Gelegenheit vorbei ist, sogleich wiederum zur Tugend zurückkehrt. — «

Das ist denn also das Doppelgesicht der Politik! Macchiavell und Antimacchiavell aus Einer Seele. — Wir möchten das Schicksal anklagen, warum es die finstere Seite nicht auch erheitert. Aber eine feindliche Bestimmung der Uneinigkeit rückt stets an dem Leben. Es wird gebaut und geordnet

* in seinem Prince. Cap. 15.

und geſchlichtet und vermeſſen. Heute erheben ſich in feſtlicher Einigkeit die Markſteine des Friedens, und über Jahre ſind ihre Häupter ſchon wieder geſunken. Der eigene Boden hat ſie verſenkt oder der Heerwagen eines Eroberers fährt drüber hin. Mit gewiſſer Erfahrung lehrt die Geſchichte, daß ſelbſt Zeiten wechſeln, wo alle bekannte Lineamente ſich verwiſchen, wo die Vorſehung ſelbſt einen anderen Grund legt. Dieſen zu begegnen, iſt nicht dem Menſchen gegeben, wiewohl er in der Ungewißheit ihres Heraufziehens kämpft.

Für den Wechſel des Gewöhnlichen dient Vorſicht [101] und Mäßigung, Kraft und ſchnelles Vertrauen.

Daß wir wechſeln müſſen, lehrt uns die Natur; denn der Politiker bau't, wie die Spinne. Philoſophiſch wählt ſie die Säulen ihres Univerſums, morſche Balken oder ein alterndes Gemäuer. Vielleicht nach dem Bilde der Welt. Mit langen Faden heftet ſie den Plan. Die Stellen zu erreichen, ſchwebt

sie, wie man sagt, mit dem günstigen Lüftchen des Tages, nicht ohne Wahl, nicht ohne Vorsicht. Fächer werden gebaut, enge und weite, die Zeit zu benutzen. Bald mitten inne, bald da und dort im Reiche nimmt sie ihren Sitz. Der Politiker bläht sich, wenn das System ihn hält: weiser bescheidet sich die Kleine. Das Lüftchen kommt und geht, wechselt und ruht. Sie wechselt die Faden nach seinem Kommen, nach seinem Gehen. — Vermöchte das auch der Mensch! — Sie baut neu, wenn es stürmt, wenn die Fächer zerreißen, und baut stets nach der Zeit.

Weise Natur, wohl erkennt der Mensch dein Gesetz. Aber soll er wieder einreißen, wenn er bis zum Silber seines Scheitels gebaut hat? — —

XXVI.

Heroen.

Des Menschen Geist entzündet, befruchtet eine große Idee. Da erfüllt sich wunderbar sein Wesen. Alle Springfedern heben sich: die Bewegung herrscht. Seine Seele wird Schöpfer in ihrer Sphäre. Die Werkzeuge fröhnen und die Schwere der Gesetze folgt der leichten unsichtbaren Hand. *

Aber noch Geisterhafteres tritt zuweilen ins Leben. Es erscheinen Menschen, denen das Glück fröhnt. Was durch Jahrhunderte stand, beugt sich vor ihrer Macht. Die gealterte Sitte, das lange Vorurtheil wird bekämpft. Der Wechsel der Lehren tritt

* Fortis imaginatio generat casum, sagt ein dunkles Sprüchwort von dem Künstler.

in den Kampf mit sich selbst. Ein aufziehendes Meteor streitet mit dem bestehenden. Furchtbarer Zwist für die Menschheit! — Aber hohes Verdienst haben die Edlen, die solchen Kampf nicht scheuen: denn die Zeit liebt als Mutter ihre jüngste Geburt, und wenn wir für fabelhaft halten, was der alte Sänger der Ilias von dem Herabsteigen der Götter zum heißen Kampfe ihrer Schützlinge erzählt: wie sie im Augenblicke der Gefahr ihre Macht einwarfen, die drohende Niederlage in Rettung oder Sieg zu verkehren — wer sah nicht in unseren Tagen das furchtbare Geschick ebenso herniedersteigen und einem begünstigten Feinde seinen Schutz darbringen? — — *

Doch nur Versuchung war, was es brachte, Läuterung war der Kampf; und

* Neue Bewährung, daß den meisten Dichtungen der Völker ein Urgedanke ewiger Wahrheit, ein großer Satz der Erfahrung zum Grunde liegt.

die Nachwelt rühmt ſtets die verherrlichte Waffe, die Geſchichte mit ihrem Preis zeugt für den menſchlicheren Kämpfer. — Schlagen wir ein vergangenes Blatt auf. — Guſtav Adolph von Schweden, wer ehrt nicht deinen unſterblichen Nahmen? den Nahmen, an den alle Tugenden des Menſchen und des Helden ſich ketten? Wer ehrt nicht den König, der das merkwürdige Wort ſprach, daß ein König nicht König zu ſeyn verdiene, wenn er nicht gegen die Gefahr mitſtreite! —

Auch unſere Zeit kennt ſolche Nahmen; ſie kennt neben vielen auch ſolche Helden, die ihm gleichen,* die des Volkes Herzen gewannen, wie es ihm frohlockend entgegentrat. Ehre dem alten Kaiſerhauſe, das in

* Partheilos ſind die Todten. Darum dürfen wir ſie wohl vergleichen, ohne Frage um ihren Glauben, um die Beſtimmung der Umſtände, um ihres Wirkens Richtſchnur; nur nach ihrem Menſchthum, nach der Größe ihres Herzens, dieſem weiten Tempel der Verſöhnlichkeit in der Geſchichte.

dem Kampfe unserer Zeit dem ersten aufwirbelnden Sturm sich entgegenstellte und mit dem gewaltigen rang. Unter den vordersten Streitern erkannte es seinen eigenen Sprossen! — Ehre allen folgenden Kämpfern, die bei versöhnterem Glück durch Beharrlichkeit siegten!

Schöner Zug der Menschheit, daß ihre Geschichte der Helden und der Fürsten mildere Tugenden als die reineren Perlen ihres reichen Schatzes den Geschlechtern vorzeigt! Schönes Denkmal des Großen, daß sie nicht minder die Völker preist, die, wie jener fabelhafte Vogel des Alterthums, sich selbst aufopfern, damit die Jugend eines erneuerten Lebens ihrem Nahmen erblühe! — Nie eilte der Phönix verjüngter Kraft schneller ins Leben zurück, als nach seinem leuchtenden Opfer in unseren Tagen.

XXVII.

Schickſal.

Wohl klagt das Leben über dieſe Wechſel, dieſe Opfer. Wir ſehen in der Geſchichte lange Bilder der Trauer, die von dem Siege der Leidenſchaft, der Tücke und der Blutgier ſchrecklich zerriſſen ſind. Wir erblicken in der Menſchheit Loos oft das Bild des Lammes in dem Rachen des Wolfs. Ja es iſt nicht zu läugnen: wie in der Natur, herrſcht oft das Raubthier auch im Leben. *

* Lang bewährt die Zeit das ſchauderhafte Gedächtniß! Noch jetzt wird in der Gegend von Rom das: per il corpo di Nerone als eine der größten Verwünſchungen ausgeſprochen. (Kotzebue's Reiſe nach Rom und Neapel. Th. 3. S. 275.)

Wie der tückische Falke über seiner Beute schwebt, so auch zuweilen die Schrecken über dem harmlosen Bilde des Menschengeschlechts. [102]

Doch will es das Schicksal nicht anders. Aus dem niederen Thal erheben sich Dünste und ruhen still in der Luft und beschatten das Leben und die Fluren trauern nach Licht, nach dem befruchtenden Hauche des herabsteigenden Aethers. Da erhebt sich Sturm und die Finsterniß wird dichter und die Wasser stürzen und der grünende Baum wird zerknickt. Heillos scheint die Stunde. Aber der Schrecken entflieht und die herrliche Klarheit zieht herauf. Alle Gewächse heben ihr Haupt und schauen getröstet nach dem Lichte und preisen verjüngt die ewige Gnade. — Der einzelne Mensch ist nicht die Menschheit, aber über beiden ruhet das Schicksal.

Ewige Geister weben im Gewande der Zeit das Bild, das wir Geschichte nennen. Sie eilen ab und zu und bilden sich selbst und bilden die Geschichte, [103] und wie die

Richter richten über den einzelnen Mann, richtet das Schickſal über geſammtes Volk, damit die Gerechtigkeit kund werde von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Tief im Grunde zeigt ſich das Reich der geläuterten Geiſter. Weltgericht, dein Gedanke iſt furchtbar, aber wahr. Man könnte ſagen, dein Wagen ſey eben über unſere Zeit hingeeilt. Denn groß wie keine, furchtbar wie keine, waren die Jahre, die an uns vorübergegangen ſind. Wild empört zerbrach ein Volk ſeine Feſſeln, das ſchon vom dunkeln Urſprung her in der Geſchichte eine blutige Rolle geſpielt hat, und nahm Rache an und unter ſich ſelbſt. Dann erhob es Frage bei den Nachbarn, und Kampf auf Kampf führte es zu den einſamen Steppen der fernen Gränzen. Die ſchreckliche Ruthe gedachte zu wurzeln. — — Da verwarf ſie die Verſöhnung. In dreifachdoppeltſchnellem Laufe rollte das hereingeſchrittene Verderben in ſeinen eignen Schooß zurück. [10] Völker und Völker in gemiſchtem Geleit zogen dem furchtbaren Schauſpiele

nach. — [105] Lehre für die Nationen, daß ein Schwert der Ahndung über ihrem Haupte schwebt! Lehre für den Menschen, daß auch die Zeit schon gerecht ist!

Verjüngt zeigt sich nach den Kämpfen das Leben. Kamen dichte Haufen ungekannter Völker ehedem aus ihren Sitzen zu den Pallästen des alternden Römerreichs, zur Wohnung der Künste unter dem milden südlichen Himmel: so zogen jetzt Völker der Cultur zu den Hütten der Oede. Immer trägt wohl die Berührung die nämliche Frucht; aber der Vorsehung müssen wir danken, daß sie um den nämlichen Zweck nicht wieder die Saaten des Fleißes, die Freude der Bildung und der Kunst wollte untergehen lassen.

Es herrscht sonst im Wechsel nicht immer die Milde. Jahrhunderte waren finster, Jahrhunderte waren blutig. Wie der einzelne Mensch, durften auch Völker der Geschichte rufen: was wir wünschten, erlangten wir nicht, und was wir erlangten, das wünschten wir nicht. Nie ist das Leben ein

ganzes! Der Einzelne muß sich trennen, muß das karge Loos hinnehmen, glücklich bei der Trennung zu wissen, die ihm heiter begegnet sind, mit denen er leben wollte. So trennt auch die Zeit am Ganzen, nur noch vergönnend, daß die Gränzen des Bodens vor dem gränzenlosen Verkehre des Geistes sich verhüllen. Stets bieten so auch die höheren Geister des Lebens sich die Hand, die Geister, die mit ihrer Forschung keinem Reich angehören. — Trost der Phantasie! Die kühne Tochter des Himmels ergreift unsichtbar selbst die Hand des Blöden und führt ihn in jenes Land, wo die Bilder wunderbar wesenlos sich begegnen. Das ist der Strahl eines höheren Reichs. Darum rühmt unser größter Dichter das Lob der seltsamen Unsterblichen!

XXVIII.

Das Bild des Lebens.

Vom dunkeln Ursprung zieht sich im Gewimmel unzähliger Geister die Kette her, die unser Auge die Geschichte nennt. Ringe spielen in Ringe, Staaten in Staaten. Wie der Saame des Mohns mitten im alternden Kelche sich sein Haus baut, zur Reife, zu neuer Saat, hebt sich die Saat der Zeit aus dem Schooße der Vergangenheit.

Das Bild der Staaten ist wie der wechselnde Blick der Monde. Freundlich wächst die junge Scheibe im hellen Scheine des Abends: — düster hinter Wolken des Sturms blickt sie im schauerlichen Spätlicht um die Frühe eines aufsteigenden jungen Tages. [106]

Wie die Fluren wechseln, blumig im Mai, schmachtend in heißer Sommerglut,

bunt gemiſcht unter ſaamenden Früchten des Herbſtes: ſo die Blüthe, das Welken der Völker. [107] Seltnes Loos, wenn da oder dort ein einzelner Stamm ſeinen Winter überſteht und neue Blüthen treibt in einem zweiten Lenze. So erſtarkte Rom nach den Stürmen ſeines Winters zu einer zweiten geiſtigen Blüthe. So erſtarkte jetzt unſer Vaterland.

Sturm und Bewegung, Heiterkeit und Ruhe [108] iſt das Bild der Natur, das Bild des Menſchen. Wie der Ocean ſich herabſtürzt aus dem finſteren Gewölke, Woge auf Woge peitſcht und das ruhige Element aufrührt, das freundlich den Schiffer trug: gierig erhebt es ſich und erkennt ſeine Bürde und ſchaut ihr näher und näher ins Geſicht und begräbt ſie ſchnappend in den klaffenden Rachen. — So ſinkt der Schiffer auf den Wogen der Zeit. — — [109]

Werkzeug iſt auch der Menſch am großen Bau der Zeiten. [110] Kräfte und Kräfte ſieht er ringen und er bringt die ſeinigen hinzu

und die Stunde zerreibt sie und das Werkzeug wird stumpf, die Arbeit wird schwierig. Weil mancher eilt von dannen, dem Kämpfen mit der Sorge sich selbst zu überheben.

Wäre Untergehen sein Schicksal, wohin wollte er eilen? —

Aber ehrt den Geist diese Eile? — * Klein und riesengroß steht ja der Mensch an

* Timidi est optare necem, sagt Ovid und mit ihm Andere. Es entsteht hierbei die Frage, ob unser Leben sich Dichtungen aneignen soll, in welchen der Selbstmord eine Rolle spielt. Ja es entsteht die weitere Frage, ob unsere Tragödie zum reinen Geisterspiele werden dürfe, wie z. B. in dem ästhetisch schönen Trauerspiele: die Schuld, von A. Müllner. So baar ist doch das Leben mit seinen Leitsternen nicht verkettet; so klar für die Sinnen webt das Höhere nicht über der Welt. Nur auf halbem Wege (ich darf vielleicht mein eigenes Capitel zum Beispiele nehmen) ist ein Bild des Lebens von dieser Art unerfreuliche Nacktheit, Skelett unseres

dem Ruder der Zeit. Hier müht sich ängstlich seine Hand, ein kleines Haus zu erbauen, das mit den Stoffen irdischer Wünsche glänzt: dort hält sein Geist an dem Anker der unermeßlichen Ewigkeit. Wenn heute die Leidenschaft treibt und das Auge gefesselt ist und die Begehrlichkeit jagt, senkt sich morgen sein freier Geist in die Tiefe der Entsagung und der lichten Heiterkeit selbstständiger Ueberwindung. Darum ist des Menschen Bild der Natur, sein Geist den ewig wandelnden Gestirnen anverwandt. [113] Wie Gestalt und Farbe sich wandeln, aber der Atom nicht verloren ist, der mit ihrem Welken der ewigen Natur heimkehrt, wan-

geistigen Seyns. Der Künstler aber gibt nicht seinen Gliedermann. Unsere Bühne wird also das philosophische Lebensspiel nur als Ausnahme von der Regel aufnehmen dürfen. Zudem ist ja Selbstmord keine Lehre! — Nur ein Römer konnte den Rath geben, den Paulus Aemilius dem überwundenen Macedonischen Könige gab. [112].

deln ſich Sinn und Gedanke. [114] Der Geiſt aber, aus welchem ſie ſproſſen, dauert ewig. Höher und höher ſtrebt ſein Fragen und das nächtlich heitere Aug der Welten hat ſoviel freundliches, mildes. — [115]

XXIX.

Philoſophie.

Was im Leben Edles erfunden wird, iſt nicht immer das tiefſte Schöne: was die Regel ſagt, iſt nicht immer die Kunſt. — Wunderbar, unermeßlich wuchs über dem Leben eine Welt der Gedanken, der Anſichten. Wie der Himmel über unſerem Auge mit unzähligen Sternen prangt, deren jeder ſeine Bahn, jeder ſeine Strahlen zeigt; ſo bewegt ſich am Horizonte der Geiſter eine Welt von Syſtemen des Lichts, verherrlichend, ja ſo bewunderungswürdig für den

großen Zauber der verflechtenden Allmacht, wie jener. Sie zu überschauen, sie nur nach Weisen zu ordnen, wie die Phantasie des kindlichen Alterthums das Gewimmel der Sterne zu Bildern und Rahmen des Lebens geordnet hat, ist heute schon unermeßliche Aufgabe.

Mich dünkt, es flammt auf diesen Altären des Ewigen noch Eine Flamme über alle.

Milchstraße nennen die Völker in unschuldiger Vergleichung den großen Ring des Himmels, der die Sterne und die unermeßlichen Sphären ihrer Fernen sichtbar faßt und umschlingt: — kindliches Vertrauen auf die Güte des Ewigen heißt die Straße, die über dem Glanzgewimmel des dunkleren Himmels der Philosophie trostlich schimmernd dahinzieht. Wer ists, der es läugnen wollte, daß Alle, die da leben, Liebe wünschen und Liebe suchen? — Selbst der Verächter des Lebens verachtet nur um der Täuschung seiner Liebe willen.

Daher die Lehre von der Größe der

kindlichen Zeiten, von dem Lobe des Gemüths und der seltnen Naivetät.

Wohl gehört es zum Glanze der Geisterwelt, daß die Forschung in tausendfacher Bahn umherwallt: aber den ewigen alten Ring, den vor allen Fragen der forschenden Zeit schon das frühe Auge der Urwelt erblickte, diesen zu bedecken sey nicht ihr Ruhm!

Hohe Einfachheit der Lehre hat die größten Reiche gestiftet und die ausgebreitetste Herrschaft versammelt: hohes Gemüth der Gesetzgeber hat den Ruhm und die Sitte ausgezeichneter Völker gepflanzt. Sollte die Wissenschaft der Weisheit selbst unter dem Gipfel des leuchtenden Scheitels ihrer Wohnung sich betten? mit dem unstäten Abglanz dämmernder Nebel sich schmücken? —

Zu welcher Nähe mit der dunkeln Kammer unserer Erde hat sie sich oft schon herabgesenkt! Die Hohe, die Erleuchtete, die einen Kranz von Sternen zur Bedeutung ihrer Abkunft trägt, saß über dem Dunkel

unſerer Gräber und lehrte das Dunkel der Vernichtung: [116] lehrte von Materie und Bewegung und Verwandtſchaft mit der Werkſtatt der Erde. Von ewigem Leben des todten und ewigem Sterben des lebenden. — Wohl der Knabe durfte ihrer ſpotten! Schon ſpottet er ſeines Lehrers, wenn er nur ein irdiſches Wanken ſeines Geiſtes an ihm erblickt, nur irdiſche Niedrigkeit ſeiner Bedürfniſſe entdeckt, nur eine Begierde, die nicht ſeiner Lehre würdig iſt, erräth. Und hat nicht der Blinde noch ein Auge, um über Farbe zu reden oder die Räume ſeines Tonſpiels blitzſchnell zu meſſen? Fragt nicht der zitternde Greis auf ſeinem Stabe nach Gott und nach dem Aufgang eines neuen jugendlichen Lebens? — [117] Iſt es würdiger des Menſchen, ein Reich des Geiſtes und der Schönheit und des Glaubens an ein ewiges Licht über ſeinem Leben zu wiſſen, oder aber nach den Kräften der Erde, nach ſtummer Regel der Triebkraft, nach Anſtoß und Ablauf ſeine Bahn abgehen? — —

Dem Menschen, den Völkern ist ihr Band gegeben. Knüpfen sie es kürzer oder länger, ist ihr Leben ein Kriechen oder ein Flug. Die Geschichte zeigt das eine und das andere, und nennt es Hoheit oder Niedrigkeit. [118]

XXX.

Religion.

Wenn ein Kind ohne Vater, ohne Mutter umherirrt in der feindlichen Welt, keine Hand der Liebe sich zeigt, die ihm den Weg bedeutet zum Schutze, zur Bildung seiner jugendlichen Kräfte: welche Empfindung ergreift da den mitleidigen Mann? — Zum Vater, zur Mutter setzt sich der Staat dem Waisen, gelobt und vollbringt seine Erziehung.

Aber was ist's, Erziehung? — Wir nennen im kleinen Sinne erzogen, wenn der Jüngling zur bürgerlichen Pflicht, die Jung-

frau zur Beſtimmung ihres Geſchlechts herangereift iſt. Aber die ganze Bedeutung des Worts, die Bildung des Menſchen von Stufe zu Stufe, von Kraft zu Kraft, die Bildung vom Geiſte zum Herzen und vom Herzen zum Geiſte, dieſe Erziehung geht eine Unendlichkeit ab.

Wer nimmt ſich des Menſchen an, ihm zu ſpenden, was er ſelbſt dem unmündigen Kleinen zu ſpenden ſich berufen fühlt? — Dieſe Frage beſchäftiget den Forſcher, deſſen Auge ſo weit geöffnet iſt, um ſich zu ſchauen und Neugierde zu empfinden. Und was erſchaut er? Etwa einen ſichtbar ſtehenden Thron, von welchem ſtrahlende Diener ausgehen und Verheißungen auf Tafeln herbringen? — Das ſoll das Vorrecht gewiſſer Zeiten geweſen ſeyn, von denen die Bücher erzählen, die wir mit Ueberzeugung die heiligen nennen. Sonſt bemerkt er da und dort einen Mann, der im ſchlichten brüderlichen Gewande zur Menſchheit redet von einem höheren Meiſter, von Tugend und einem

anderen Leben. Oft still und unbemerkt, wie der Wanderer von dannen geht und sinnreich versteckt der niederen Hütte ein köstliches Geschenk hinterläßt, ohne Dank, ohne Frage um seinen Nahmen, seine Heimath. Ja, nicht anders sieht oft die Zeit nach ihren Freunden, ihren Wohlthätern. Weithin wandelt schon ihr Bild, wenn sie sehnlich ruft, bleich in der Ferne nach anderen Gefilden, nach anderen Hütten. — *

Gewirk ist das große Gemählde der Zeit. Die Faden der schimmernden Lehren, die der Meister sandte, laufen bald versteckt unter den bunten dämmernden Farben des irdischen Bodens, die dem Auge gefallen, denen der Sinn zujauchzt; bald zeigt sich ihr herrliches Band in seiner ewigen unend-

* Wie mancher Weise spendete seine Lehre am dunklen Orte! Die wichtigsten Erfindungen lohnten nicht dem Finder, sondern den Beschenkten. — Anders breitete Mahomet seine Lehre aus. Aber sie ist auch keine ursprüngliche.

lichen Klarheit. — Mensch, willst du rechten mit deinem Vater, der die Zeit wirkte und sein Werde sprach über mildernden Farben; der geheimnißvoll dein sterbliches Auge aufmuntert, zu suchen, zu scheiden, was vergänglich der Zeit, unvergänglich seiner Ewigkeit angehört? Ruhte dein Aug unverwandt auf der schimmernden Klarheit, was hättest du zu forschen, zu entdecken, zu lernen und zu lehren? [119] Wo könntest du Fackeln anzünden, selbst, im Leben? Wie könnte dein Herz sich freuen über die Erfindungen deines Geistes und dein Geist über das Licht deines Herzens? Wie lerntest du wählen und verachten, von dir stoßen und begehren? wie könnte der Morgen mit seinem neuen Lichte dich entzücken oder der hehre Schleier der Nacht deine Gedanken aus der Zerstreuung des sinnlichen Tages versammeln? Danke dem, der deinem Geiste sein Verdienst schenkte, indem er sein ewiges Licht in die wechselnde Zeit einhüllte; der dir Weise und

Dichter gab, die des Lebens geistiges Spiel mit dir spielen. —

Doch nach Wundern ruft der ungenügsame Zweifler! — Wunder? was soll das heißen? — So ruft der Träge nach Speise, so gafft der Müßige auf die Straße, so feiert der Bettler seinen Sonntag. Bitte, in welche Angst würdest du gerathen, wenn die Wunder sichtbar vom Himmel fielen! Wer würde arbeiten? wer würde richten? wer den Kranken heilen oder seiner Hand den Sieg vertrauen? — Das Leben hätte die Angst des Sperlings, der den sausenden Falken über sich gewahret.

Es ist keine Frage darum, solche Wunder über das Leben zu rufen. Und doch ist die Zeit allerdings nichts als eine zusammenhängende große Kette von Wundern. In der Geschichte, in der Kunst, im Leben der Menschheit und im kleinen häuslichen Leben, wo so mancher Augenblick zum Entzücken wird, in der Religion, im Staatenleben: wieviele sichtbare Wunder! [120]

Iſt ſie vielleicht ein Ungefähr, die Reihe der Schickſale jener Geiſter, welche aus der tiefen Urwelt die ernſte Lehre vom einigen Gotte bei den lachenden Feſten des Heidenthums bewahrten zur Reife für die künftigen Geſchlechter? die Schickſale von Abraham und Moſes bis zu David und zu Chriſtus, dieſem göttlichen Reinen, der die Lehre der Ewigkeit im ſchlichten Gewande der Natur und der Duldung herniedertrug?

XXXI.

Chriſtenthum.

Die alte ehrwürdige Geſchichte der Schöpfung, womit die Lehre unſerer heiligen Schrift anhebt, erzählt uns in einem erhabenen Bilde, daß nach der Erſchaffung der Welt das Licht geſchieden wurde von der Finſterniß. Das irdiſche Licht von der irdi-

schen Finsterniß. Da kehrten dann die Geschöpfe und der Mensch ein.

Länger stand es an bis die Allmacht beschloß, auch das geistige Licht zu scheiden über der Erde von der Finsterniß. — In Träumen sinnlicher Opfer, in Festen vor todten Bildern gefabelter Mächte wiegte sich die Kindheit der ersten Jahrtausende. Sie schufen und wechselten, achteten und verachteten, was sie schufen und träumten. Nur Ein Funke von dem großen, unwandelbaren Bilde des ewigen Weltenschöpfers war hinausgesetzt und glühte auf dem Heerde eines kleinen erwählten Volkes, wurde umhergetragen mit seinen Schicksalen, seinen Wanderungen, im Kampfe und in der Ruhe. Oft murrte der Haufe und wollte den Funken verlöschen und mit den heidnischen Nachbarn gleich thun. Aber sehende berufene Männer schürten und erhielten den glimmenden bis zur Zeit, die noch kommen sollte.

Da erschien endlich in stiller Nacht, über niederer Hütte, jener Strahl der ewigen

Klarheit, der den Funken lichtete zur Flamme und die Flamme breitete zur Erleuchtung, zur strahlenden Erleuchtung eines unendlichen überirdischen Reichs über den niederen irdischen Reichen.

In Schmuck kleidet sich das Leben, Tempel und Wohnungen ragen auf den Bergen. Wie erschien Jesus Christus, der Sohn des Lichts? —

Hohe Naivetät des Lebens! Christus, der die Gaben der Wunder hatte, erschien im einfachen Gewande der Natur, brüderlich, liebend; ohne Erhebung als die seiner Würde, ohne Demüthigung als die vor seinem Berufe. Er achtete die Stufen, welche das irdische Leben hinansteigt, die Stufen der Gewalten, die Stufen der Weisheit, die Stufen des Glaubens und der Treue: aber er verachtete die Stufen der Thorheit und des Dünkels.

Eins ist im Leben, was der Weiseste schätzt, was seine Vernunft begehrt, wenn sie über den engen Kreis der Sinne sich

freier emporgeschwungen hat, und dieß Eine ist der Geist, der ihn ähnlich macht der Gottheit in der seligen Klarheit ihres Waltens. Dieses Eine reicht uns die Lehre Jesus Christus, des für uns Gekreutzigten, der den Menschen die Liebe seines Vaters vermittelt, so wie sie vermitteln die Liebe ihrer Brüder. Wer wollte es verschmähen, diese Lehre zu bekennen, die Religion des Ernstes, die uns lehrt hinabzusteigen in die Tiefe unserer Seele und da ein Reich zu erforschen, ein Reich des Lichts, der Schönheit und der wundervollen Gaben geistigen Wachsthums? Wer wollte eine Religion nicht umfassen, die allein unter allem menschlichen aus dem Schooße der Freiheit tugendhaft gebohren ist; die den Geist stählt, die Mühe und das Ringen lehrt; die die niedrigste Hütte bestrahlt, wie den Pallast, das eine wie das andere zum Tempel der Tugend umwandelt?

Ja die Religion Jesus Christus in ihrer Lauterkeit ist die Religion unseres unsterb-

lichen Geiſtes, das Vorgeſchenk der verherrlichten Ewigkeit! Wie der hohe lichte Aether unwandelbar ſich gleich bleibt und in ſeinem Glanze ſchimmert und hinter allen Stürmen des finſteren Tages wieder in ſeiner vorigen Klarheit heraustritt: ſo verkündet die Lehre Jeſus Chriſtus, daß über dem Unbeſtande dieſes irdiſchen Lebens ein höheres ſtilles Geiſterreich herrſcht, das nach dem Wandeln eine Heimath wird. Zwiſchen dieſer Lehre und dem Leben theilt ſich der unſchuldige Genuß der Natur, des heiteren Scherzes; der Fleiß und die Wiſſenſchaft; die Summe aller Kenntniſſe und Fähigkeiten.

Ein großer Weiſer unſeres Zeitalters lehrte, daß man die Tugend um ihrer ſelbſt willen ſchätzen müſſe. [120] Dieß iſt die erfaßte Lehre des Chriſtenthums, welche die Mühe des Geiſtes auf den Gewinn ſeines Verdienſtes hinweiſt. Wenn der Staub bei dem Staube bleibt: [121] was bleibt dem Geiſte als ſein Verdienſt? [122]

Schwer, unendlich ſchwer iſt's, dieſe Re-

ligion üben, wenn sie mit ihrem Vorsatze die Klippen der Verläugnung durchsegelt. [123] Aber auch ist diese Lehre so erhaben, daß ihrem rechten Maaße die Krone der Tugend selbst von der tiefsten Weisheit der Vernunft zuerkannt wird. [124]

Große Lehre, zu welchen Verirrungen wollten Menschen dich entweihen, welche die Vorschrift der Reinigkeit mit dem Vereine der heiteren Lebensweisheit und dem bewegten Verkehre des Fleißes nicht zu gesellen verstanden! Heiliger Glaube, welche Verspottung theilst du noch mit deinem Meister von denen, die nur in der Lust des Staubes genießen, ohne Dank, ohne Hoffen! [125]

Aber auch edlere Menschen wollten verzweifeln an ihrer Hoffnung, an ihrem Glauben? — — Achtung ihrer Asche! Es war nur die Eile ihres Engels, den Schleier zu lüften, der unser *nahes* Schauen bedeckt. [126]

XXXII.

Kirchendienst.

Blöd ist das Auge des Menschen und in der großen Familie, der wir gesellet sind, herrscht der bunte Glanz der Sinne neben dem ewigen Schimmer der Wahrheit. — Stets gab die Welt ihrem Dienste vor der Gottheit ein Kleid. Und wir wollen gerecht seyn! Wie viele Augen sind vorbereitet für das gestaltlose Licht der Lehre? [127] Bedarf sie nicht eines Ritus, eines Kleides?

Immer ist Würde die erste Bedeutung eines Cultus; Würde, wie sie dem Geiste unserer erhabenen sinn- und gedankenvollen Religion geziemt. Ihr Kleid ist ernst, einfach, ungeschminkt. * Der Priester zeige sich

* Non est ornamentum virile concinnitas.
Seneca. *Epist.* 95.

als Mann und die Handlung, die Weihe sey klarer, feuriger Ausspruch des Gedankens, nahes Sinnbild des Geistigen.

Das Edelste in der Religion ist das Gebet, jener feierliche ruhige Strom aus dem Herzen. Der Ewige hört uns in der leisesten Ahnung unseres Gedankens: darum wird das Gebet nur gesprochen, damit alle Herzen der vor ihm Versammelten zur gleichen Erhebung sich stimmen. Sanfte Bewegung ist sein Wogen und wenn der sinnvolle Gegensatz in allem Gedachten, in allen Künsten den Geist und das Herz anspricht, so scheidet sich gefühlvoll das Gebet von der Rede.

Feuer, lichte Flamme des Gedankens in angemessenem Bilde ist sonst das Wesen unserer Religion, der Religion, welche Welterlösung und Gottähnlichkeit denkt. Schon die Alten fühlten, daß höhere Verheißung, Orakel über Schicksal und Zukunft, in gedrängter Fülle des Spruchs aus bewegtem begeisterten Munde ströme. Wie sehr füh-

len auch wir, daß Reden, Handlungen der Religion zu dem feierlich bewegten im Leben gehören, daß der Geist durch die Form seinen Aufschwung nimmt. Menschlich kurz ist dieser Schwung. Feurig gedrängter Vortrag, biblisch bilderreicher Styl, den Ohr und Gemüth zu fassen gewöhnt ist, den wir die menschlich dichterische Sprache unserer Religion nennen dürfen, sind die Zauber für Geist und Herz, der Faden für Zusammenhang und Lehre. Der Gebildete klagt oft, daß er nicht Andacht finde. Ihm fehlt nur das Bild, das Symbol des Vortrags: denn, was der Gebildete und der Ungebildete ewig ehren und suchen, ist die Hülle der trostvollen Lehre, die eigenthümliche Hülle der Verheißung. Durch sie mahlt sich dem Ungebildeten die Einsicht, dem Gebildeten die Begeisterung für die Lehre. Ebendieser Trost des Bildes unterscheidet unsere Moral von der Moral der Weltweisen des Alterthums, zu der wir zurückzukehren eben nicht versucht

seyn werden: denn ihre Lehre ist nur Lehre, nicht Bild, das tröstet. — [128]

Höchster Schmuck der Religion ist das Geheimniß der hehren Bauart der Kirchen. Auch Gemählde aus der reinen Stiftungsgeschichte unseres Glaubens können mit ihrer stillen, wunderbaren Geistersprache nicht schaden.

Man eifert, daß in unseren Tagen der Gang zur Kirche, welcher sonst die Freude der Völker ausmachte, da und dort unbetreten sey. Man sucht die Mittel, ihn wieder zu beleben. Es läßt sich behaupten, daß diese Mittel ebenso leicht als schwer für ihren preiswürdigen Zweck zu finden seyen.

Leicht sind sie gefunden, wenn wir nur die Herrschaft des Modegebrauchs darum anrufen wollen, diese Herrschaft über das Joch der Meinung. Die Welt ist im Ganzen ein Auf- und Absteigen der Gebräuche. Der Niedere sieht auf den Höheren, das Dorf auf die Stadt, der Arme auf den Reichen, der Ungebildete auf den Gebilde-

ten — [129] alle Gänge füllen ſich, wenn der Ton angegeben wird von der Schelle der Zeit.

Schwieriger iſt die Kunſt des anziehenden Schmucks, der Ruf der Begeiſterung. Durch Zauberkraft natürlicher Gabe bilden einzelne ſich wohl ihren Kreis: aber der Zahl wird's ſchwerer: denn nicht von hohen Schulen kommt die Gabe, die das Volk liebt, ſondern aus Gemüth und Herzen. [130]

Mit dem Leben des Bürgers hat die Religion einen innigen Zuſammenhang. Ihr Bild iſt Schutz, Friede und Beſtändigkeit — Stufe von Gott herab durch die Obrigkeit zum Volke. Darum iſt die Religion, die ins Leben verflochten iſt, die unerſchütterlichſte Schutzwehr eines Staates: darum eilt gegen Aufruhr der Natur und gegen äuſſeres Drohen der Chriſt nach ſeinen Tempeln.

XXXIII.

Die heilige Schrift.

Was der Moral des heidnischen Alterthums seine Sagen von dem Schicksale, seine Dichtungen, seine Lehre in den großen Tragödieen war, ist für den Christen die Bibel. Wo folgt sich lebendiger der Wechsel des Lebens? wo zeigt sich schreckender die Strafe des Vergehens? wo lebt inniger das höhere Leben über dem niederen? wo ist die Sprache reicher an Bildern? wo die Geschichte reicher an Feuer der Erzählung? — Hier wird die Jugend eingeweiht in den kräftigen Styl des Spruchs, in die Warnung der That. Hier lernt sie die Freuden der Häuslichkeit, wie die furchtbaren Prüfungen des größeren Lebens. Hier webt über aller Sünde, allem Verbrechen ein Geist der Vergeltung: die

Fackel der Sinne flieht vor dem Lichte des Gebots, die Versuchung des treu beschriebenen Lasterreizes vor dem Würgengel der Rache. Hier wird die herbe stärkende Speise des Lebens gereicht, die jedem noth ist. [131]

Der Styl der Bibel ist aus dem Kindesalter der Menschheit. Darum versteht sie schon der Knabe, und wozu also jene Büchelchen, die diesen Styl versüßen, verwässern und zur nüchternen Zeit kehren? — Exegese bedarf ihre Lehre, aber nicht die Umwandlung des Spruchs. *

Dem Theologen ist die Bibel sein halbes Studium, das große Verdienst seiner Prüfung. Sie gibt ihm, was alle Forschung über den Zusammenhang der Sittenlehre nicht geben kann, die lebende Klarheit des Spruchs und der Bilder. Sie lehrt ihn herrlich und tröstlich reden und das Irdische mit dem Ueberirdischen wahrhaft binden. Allen Ständen ist sie ein Compendium ihrer

* Man umschreibt ja auch Sophocles und Euripides nicht, um sie genießbar zu machen.

Tugend. [132] Der Bebauer des Feldes lebt schon mit Gott durch die Natur: doch ist ihm die Schrift sehr nütze. Aber mehr noch bedarf der Städter ihres Gegenscheines * und der wissenschaftlich Gebildete, der Gefahr lauft, in der grausamen Abstraction schneidender Idee sich zu verlieren.

Das Lesen der Bibel, in Vereinigung, laut, bildet in den Schulen die Kraft des Gedankens und der Sprache ** und eröffnet

* Der Zustand eines unstäten Daseyns, sagt ein deutscher Schriftsteller, ohne sicheren Besitz an der Erde, erstickt das Edle, Große im Menschen und gebiehrt den Geiz und die Gleichgültigkeit und die leichtfertige Armuth. Von Geschlecht zu Geschlecht zerstört sich die Sitte. Treue und Rechtlichkeit wohnt in den Kreisen, welche das einfache häusliche Geschäft im großen Leben eines Volkes zieht.

** Plato schöpfte die bewunderte Kraft und Zierde seines Styls aus dem alten Homer... Für das Ohr und den Sinn unserer Jugend ist Luthers Bibelüberseţung ein Homer. — Es gibt jeţt einen neuen Styl, den wir so schroff

würdig die Arbeit des Tages. Ihre Geſchichten bezähmen den Menſchen und lehren ihn fragen. — Ruhiger würde das Zeitalter ſeyn, wenn den Völkern, die einem Fantom nachjagen, das den Menſchen mit dem Blute ſeines Nächſten zu beflecken ſich ehrt, [133] der Schlüſſel eines tieferen Lebens gereicht würde. *

und hart bei Luther nicht finden. Es fragt ſich, ob die Muſik und die Lehre, welche die Sprache einer Nation der anderen, und der Geiſt aller zuſammengeben, keinen Einfluß behalten ſolle. Cicero und Horaz nahmen Griechiſche Wendungen auf und tlieben Römer.

* So lange das nicht iſt, müſſen wir ſelbſt einen Theil der Lehre hintanſetzen und ihres Weſens Widerhalt durch Geſetz unſerer Sitte zu eigen machen.

XXXIV.

Glaubensverein.

Wohlmeinende Männer, die da wissen, daß alle Religion eins ist, daß die Menschen, die Völker nur ferner und ferner abträumen von dem wahren Bilde der Gottheit, von ihrer Macht, von ihrer Sühne; solche Weisere, die Liebe genug hatten, die Schranken entrückt zu wünschen, welche ihre Brüder in gesonderter Menge zu gesonderten Tempeln führen, die den Wahn eines Gebotes des Hasses und der Zwietracht, diesen schrecklichen Wahn der Hoffarth eifernder Lehre, unter ihnen aufrichten, solche Männer haben mit Sinn und Gedanken dahin gestrebt, wenigstens die Christen zu Einem Tempel zurückzuführen. Aber wo war stets der Mensch eigenwilliger, als mit seinem Ge-

räthe? mit ſeinen Mitteln zu demſelben Zwecke? Wieviele Secten, wieviele Gebräuche, wie vielerlei Prieſter kannte ſchon die Zeit! Kleine Abweichungen, kleine Gebräuche ſcheiden die Wohnungen und die Völker ſchon im häuslichen Leben. Darum iſt es Verdienſt, hohes Verdienſt unſerer Zeit, unſerer erleuchteten Fortſchritte und unſerer Einigkeit, daß unter den nächſten Verwandten der Schritt geſchah. — Höheres deutete der Herr über die Zeit noch an. Blicken wir zurück in die Noth. — Jeder Glaube wähnte, daß er allein der begünſtigte ſey, der über der Erde ſich verbreiten ſolle. Da erhob ſich die Lehre, das Gericht über Alle, das Gericht unſerer jüngſten Zeit. Es erſchien der ſtets einige Unglaube, dem keine Zwietracht ſchadet, ſchmiedete Joch auf Joch und die Gläubigen zogen an ſeinem Wagen. Da vereinigten ſich die Gefühle, die Täuſchung eines Vorzugs ſchwand. Man dachte nicht mehr an die Worte des Abendmahls, das zum Gedächtniſſe und zur Vergebung

gestiftet ist und worüber man undankbar stritt. Unter dem höheren Zeichen, unter dem Zeichen des Leidens und der Vermittlung unseres Lehrers, unter dem Zeichen seines Opfertodes am Kreutze, dem wahren, dem höchsten Zeichen unseres Glaubens flocht sich ein Bund, ohne Streit, ohne Widerrede: denn wer möchte das Kreutz verläugnen? — Unter diesem Zeichen besteht jetzt eine duldsame Einigung der Reiche in einem heiligen Bunde, unter dem Schirme ihrer Kronen zum Opfer eines für das andere.[135] Den Wahn umstürzen und ein neues Zeitalter schaffen, ohne das vordere, ist Gottes Werk. Reden wir also nicht von Politik.[136] Zum Kampfe, zur Tugend, zu allem Höheren bedarf der Mensch des Idols. Unser Idol sey und bleibe die Religion Jesus Christus, des Gekreutzigten: die Religion, welche im heiteren Lichte strahlt, wenn Friede schwebt über den Wohnungen;[137] die Religion, die in Feuerflammen voranzieht, wenn das Reich des Rechtes erzittert.[138]

XXXV.

Idee eines Bundesstaates.

Bundesstaat, Staatenbund. Weil Alles in der Welt streitig gemacht wird, hat man auch über den Unterschied dieser Ausdrücke gestritten. Die Physiognomie mag verschieden seyn; aber der Geist ist einer und derselbe. Sein Verdienst in beidem ist die Einigkeit und ohne den gern mitstrebenden Willen zum Zwecke sind beide nichts. Wird ein Bund uneinig, so ist das Wählen der Leidenschaft und ihre Explosion nach natürlichem, wie nach dem Seelengesetze in dem zusammengepreßten Zustande furchtbarer als im freieren. [139]

Wer da weiß, daß schon im bürgerlichen Leben Einheit des Gedankens, Einheit des Entschlusses die Sicherheit der Richtung und

durch sie die Sicherheit und die Schnelle des Erfolgs gebiehrt, trägt mit Vorliebe den Gedanken über, daß auch ein Staatenbund von Einem Oberhaupte die Richtung seines Wollens empfangen möchte. Es läßt sich gegen die edle Absicht dieses Gedankens nichts einwenden. Doch sagt die Geschichte da und dort etwas ganz anderes. Die Vorsehung selbst hat uns Lehren aufgestellt, welche auch dem freieren Bunde ein Glück verheißen: sie selbst hat die Umstände gerichtet, welche aus dem beengten das freiere schufen.

Und ist denn das Wort eben locker? Aendert die Zeit nicht zuweilen ihren Kütt und bindet das nämliche, was unsicher verbunden war oder nach langer Dauer unter der Zeit verwitterte, durch neue Bestandtheile fester. Wir haben eben von einem heiligen Bunde vernommen, und ich weiß nicht, ob überhaupt nicht schon längere Zeit die ganze Staatenverfassung unseres Welttheils ein Bund war, der nur jetzt erst sein

engeres Band geknüpft hat. Es ist die Lehre des Christenthums, welche den Geist des Völkerrechts unter ein einigeres Gesetz führte. Das Christenthum, seinem Wesen nach ein allgemeiner Glaube, gibt natürlich den Menschen auch eine allgemeine Lehre. Im Alterthume fiel Staat um Staat und, wie es den Nachbar oft nicht kümmert, wenn das Unglück seinen Nachbar heimsucht, bekümmerte sich selten ein Herrscher um den Fall des anderen. Aber die Lehre Christus hat ein Band geknüpft, welches Volk an Volk reiht durch den fortlaufenden Faden der Moral und der christlichen Sitte, ein Band, das an so vielen Stellen unserer heiligen Schrift ein nachdrückliches Gebot hat. [140] Dieses Band kennt nicht: größer oder kleiner; es kennt nur Staat und Bruder. Zuerst handhabten die Päbste die neue Lehre, in jener Zeit, wo noch die Barbarei des Faustrechts lärmte und das Licht der Lehre auf Einem Punkte versammelt war, die neuen Strahlen auszu-

senden. Es erfüllte den herrlichen Beruf. Aber nach dem Laufe alles von der Vorsehung Gesendeten verkehrte sich's bald selbst in die irdische Kohle, die sich Nahrung von irdischen Gütern nahm. Da gingen die Strahlen zurück und beleuchteten ihren eigenen Heerd. — So entstand, so verschwand die zeitlich hohe Macht der Hierarchie.

Der Geist unserer Religion ist jetzt verbreitet. Der Geist ihrer Lehre hat jetzt vereinigt. Sitte, Aufklärung, Frage zwischen Staat und Staat um Recht und Unrecht ist jetzt die Seele der einfach großen Gesetzgebung, die wir unser Völkerrecht nennen. Der Geist des Christenthums ist Freiheit und ist Schranke. Die Christenheit ist Ein großes Reich, das die Gebote eines höheren Herrschers kennt. Unter ihm bauen sich die Völker, die einzelnen Staaten ihr besonderes Gesetz. Und betrachten wir dieses Gesicht der Zeit, das durch eine Schickung verdunkelt wurde, um heller hervorzuglänzen, so löst sich uns die Frage der ver-

gangenen Jahre auf. Nur das Kleinſte kann als eigener Staat nicht beſtehen; das Kleinſte mußte ſich verbinden mit dem Größeren, damit neben jenem duldſamen Geſetze des Geiſtes die Lehre der irdiſchen Kraft, die Lehre der Natur, daß keine Bewegung, die eine verſammelte Richtung haben ſoll, ins Unendliche der eigenen Geſetze ſich verlieren darf, gehalten wurde: denn das allzu vereinzelte gleicht dem Flugſande, mit dem bei ſeinem Stürmen der Wind ſpielt. — Die Zeit hat ihr Werk verrichtet: ſie wird nun weiterhin billig ſeyn.

Die Staaten, welche gerade den Mittelpunkt unſeres Welttheiles bilden und das Land umfaſſen, das nach allem Schauen Kenner des Lebens als das geſegnetſte der Erde preiſen, haben die Größe erreicht, um einen Bund zu bilden, der den großen Hebel der Volkskraft, den Hebel des Volksruhms, die Macht nach auſſen, für Schutz und Dauer bewegen kann.

Sollten wir glauben, daß das Land

glücklicher wäre, wenn Ein Haupt hier herrschte oder Zwei? — Gewiß nichts weniger als das. Große Reiche haben so oft und oft verderblicheren Krieg gehabt als kleinere und die Mannigfaltigkeit des Lebens, die Nähe seiner Triebfedern, sind sie nicht der kleineren schönes Gesetz? [141]

Mag auch die Ansicht eines abweichenden Urtheils sich noch Anderes wünschen, so ist doch unbedingt nun einmal das Vorhandene da und wir müssen, wie schon erinnert, nach dem Gegebenen, das große Lehre enthält und viel gekostet hat, uns dankbar richten; müssen mit dem verständigen Römer, der mit besserem Rechte in seiner Zeit nicht seine Wünsche sah, mit Cicero, dafür halten, daß, wenn die Sache gezeichnet ist, alle Sorgfalt, alles Nachdenken dahin gerichtet werden müsse, daß wir mit Würde und mit Angemessenheit sie behaupten und vollziehen. Denn, sagt er, besser, wir vermeiden Fehler in dem, das sich

uns aufdringt, als daß wir dem noch nachjagen, das uns versagt iſt. [142]

Die chriſtlichen Völker haben in den Künſten des Kriegs, wie des Friedens einen gewiſſen Wetteifer, wenigſtens ein gewiſſes Gleichmaas ihrer Schritte beobachtet. Ebenſo haben ſie bis jetzt die Uebermacht eines Staates vor dem anderen in Schranken zu halten gerungen. [143] Daß die reinſte Lehre mehr nicht vermag, daran wird wohl der Kenner der Geſchichte und des menſchlichen Vollbringens nicht zweifeln wollen.

Es fragt ſich alſo, wie ein Bund, eine engere Schutzvereinigung vereinzelter Staaten ſich die Macht dieſes Schutzes verleihen könne?

Dieſe Frage erſchöpfend zu beantworten, würde von einem Capitel noch zu einem ganzen Buche führen und oft wird ein ganzes Buch ſo wenig geleſen, als vielleicht dieſes mein Capitel. Ich will daher nur kurz das Weſentlichſte andeuten, was einem Staatenbunde die Kraft und Würde, ja die

Macht eines einigen Staates mit allem Glücke eines mannigfaltigeren Lebens wird gewähren können, wenn anders Ein Geist, Ein Herz in seinem Inneren dieses Glück wirklich sucht und haben will.

Die Kunst, das Leben zu ergreifen, ist stets eine und dieselbe. Das oberste Gesetz eines Staatenbundes wird also seyn müssen, daß er seinem künstlich vereinigten Systeme die Aehnlichkeit der natürlichen Einigung verleihe und dazu dient die einfache Lehre der Natur und der Geschichte.

Das erste, was das Leben bedarf, ist ein waches Auge. Im einzelnen Staate ist das in der Regel auch einzeln. Der Bund setzt es sich zusammen. Er setzt sich einen Rath, dessen Glieder von dem hellsehenden Lichte des Geschäfts, wie der Zeit und der vergangenen Geschichte belebt sind. Unter den gemeinsamen Lichtpunkt rückt ein Vorsitz das begehrte.

Diplomatie im einfachen, großen Sinne, ernst und unumwunden, wie sie das Alter-

thum übte, iſt der Anwalt, wie der Abkürzer der großen Prozeſſe des Staatenlebens. Tiefer führte oft die Künſtlichkeit oder Läſſigkeit hinein.

Das zweite iſt die Würde dieſes Amtes. Es ſoll richten oder den Richter wählen: dazu bedarf es einer Würde, die geachtet wird. Aber es ſoll auch nahe bleiben und ſich nicht ſelbſt entrücken: dazu bedarf es einer lebhaften Abhängigkeit von ſeinem Heerde, ein Hin- und Hereilen des freien, wohlthätigen Geiſtes.[144] Die Mittheilungen dieſes Rathes ſeyen das eiligſte Geſchäft der Staaten[145] und Rechtlichkeit gebe ihnen dieſe Eile; denn nur ſie vermag es.

Zum dritten bedarf ein Bundesſtaat vereinfachter Geſetze ſeines Inneren. Wenn wir von den Geſetzen der natürlichen Bewegung ſchließen müſſen, ſo wird Niemand läugnen, daß die Hand, welche die Hand erſt treibt, noch lebhaftere Schnellkraft beſitzen müſſe, als die ſelbſt ans Werk greift. Zu dieſer Einfachheit rechnet die Erfahrung

eine sichere, schnelle Beziehung aller Kräfte, welche die Staatsmacht stützen. Ich möchte das Gesetz dieser Beziehung ihre Contractilität (oder, weil doch die Hartnäckigkeit dieser Kraft gleich hartnäckigen Ausdruck hat, ihre Zusammenziehbarkeit) benennen. Zwischen den inneren und den äusseren Kräften eines Staats herrscht nämlich eine Wechselbeziehung, welche besonders einige unter den ersteren zu der Bedingung und den Grundpfeilern der letzteren macht. Diese Beziehungen müssen frei in einander spielen.

Es gehört dahin die öffentliche Erziehung. Sie muß einen gewissen Ernst enthalten, der Gesetz und Nothwendigkeit kennen lernt. * Sie muß vielseitig seyn und besonders auch die Wissenschaften üben,

* Ueber das Erziehungs- und Unterrichts-Regal s. m. auch kurze Andeutungen bei J. L. Klüber in seinem Entwurf: Oeffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten. 1817. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung.

welche das Leben mit ihren Kunſtmitteln berathen. Dieß Studium der Mathematik und Naturlehre muß jenes Gleichgewicht der Kunſtfertigkeit erwerben, die für die Anwendung der ſchweren Geſchütze des Kriegs von entſcheidender Wichtigkeit iſt. Ueber den Schlachtfeldern ſchwebt jetzt ein Geiſt planvoller Ueberſicht und beobachtender Berechnung der künſtlichen Kraft, der bei unerhörter Kühnheit und Präciſion ſeiner Anſtalten von den dichten Haufen das Feld kehrt. Dieſe electriſchen Mittel muß der Geiſt gebrauchen und mit Freiheit üben lernen: denn ihr Erſcheinen, das Bewußtſeyn ihrer Stärke befeuert den Mitſtreiter und, da ſie einmal in dem Willen der Zeit liegen, iſt die höchſte Kunſt ihres Gebrauchs ein Gebot des Selbſtſchutzes. Ihre Kraft hat den gelehrten Sinn auf die Wahlſtatt geführt. Die Zeit wechſelt zuweilen im Ganzen ihre Taktik. Die Erziehung muß ſie im Weſentlichen mitwechſeln und kann nicht zurückbleiben. * Kenntniß

* So iſt auch die Geſundheitslehre, durch gewiſſe

und Muth zur Schiffahrt geht ebenjenen ernſten Weg der wiſſenſchaftlichen Geiſtesbildung, und wie oft erhob ſie ſchon kräftige Männer aus der Dunkelheit ihres Schickſals!*

Ebendahin gehört der Sinn der Staatsbürger. Solon, Lycurg ſahen auf ihre Auswahl, auf ihre häusliche Beſtattung, und duldeten nicht, daß eine allzugroße Miſchung ihrem Volke die Eigenthümlichkeit nahm und widerſtreitende Triebe und Anlagen einpflanzte. Lycurg machte ſogar die Einrichtung, die nicht mehr möglich iſt, den Freien ſeines Volks alle Muße zu den Uebungen des Kriegs zu verſtatten: er theilte es in herrſchende Spartaner, zinns-

Maximen oder feſtſtehende Regeln, bei der jetzigen in ſo vieler Hinſicht unabänderlich der Natur entwöhnten Erziehung dem Menſchen, wie dem Bürger nöthig.

* Es iſt ein melancholiſcher Gedanke, den uns Horaz gibt:

Paullum sepultae distat inertiae
Celata virtus.

Carm. VI. 9.

bare Lacedämonier und leibeigene Heloten. Auch Titus Livius deutet auf die Regel der Auswahl. — [146] Seitdem die Mittel der Herrschaft geistiger geworden sind, konnte sie um einiges sich mildern. Doch bleibt sie der Grund der häuslichen Moral und mithin auch der Staatsmoral.

Bürger macht man in jeder Zeit kriegerisch durch die Lebensart, durch die Einheit und Ordnung der öffentlichen Zucht und durch die unverwandte, den Gehorsam für das Gesetz als Sitte hervorrufende Vollziehung derjenigen Staatsgebote, welche auf seine Würde und seine Sicherheit Beziehung haben. [147]

Wenn die Triebfedern der Ehre und des Wettstreites gegeben sind, kann auch in Bundesstaaten die Eigenheit des Characters und der Sitte eines Volksstamms vor dem andern zur Fülle der Kraft mitwirken, wie in den glücklichen Zeiten Griechenlands Athener und Spartaner um den Schutz ihres Vaterlandes wetteiferten. Doch hat die Taktik

des Krieges heutzutage ein gleicheres Gesetz und in einem und demselben Staate ganz gleiche Regeln. Da nur halb noch mit dem Schwerte, zur anderen Hälfte durch den künstlichen Befehl und die Maschinenkraft gekriegt wird, erheischt dieß Wohl eines Bundesheeres sicheres Verständniß und Zusammenwirken. Die Angeln der Bewegung müssen in der Tiefe des Gedankens ruhen können. [148]

Wesentlich entspricht die Moral des Inneren der äusseren Kraft eines Reichs. [149] Die Zahl zu besiegen ist leicht: aber die Tugend und den Entschluß, das fiel immer schwer. — Um nun die Sitte zu bessern, bedarf die Kirche eines Systems, eines Schutzes. Sie erzieht Herz und Phantasie; der Staat den Geist. [150] Neben der Kirche gibt es zugleich eine Lehre, welche man das ächte Grundgestell ihres höheren Strebens nennen kann, welche, das dunklere Schweifen der Glaubensphantasie mit ihren Einflüssen ins Leben für diese Wirklichkeit

zu hellen und reines Menſchthum heranzuführen, gegeben iſt; dieß iſt die Lehre der Natur, diejenige Lehre von der Natur, die nicht ſelbſt in ein ſchweifendes Gebiet ſich verliert, von einer eigenen Religion träumt und die klare Scheibe des Monds in dem treibenden Spiegel des unbewußten Bachs erblickt, ſondern diejenige, welche die Ordnung, die Kunſt, die Duldung und die mühſamen Regeln des Fleißes, die der Schöpfer in das Wirken der Natur gelegt hat, bemerklich macht und den Geiſt zur Klarheit des Gedankens und zu hingegebenem Vertrauen führt. — [151]

Ein Staatenbund, der den Zweck eines gemeinſamen Schutzes hat, iſt ſich gegenſeitig die leichte Ausführung der Mittel ſchuldig. Dahin gehört daß in den Geſetzen der Staatsauflagen und Abgaben, welche die Verwaltung ſtützen, eine möglichſt gleichförmige, ſichere und zureichende Erwartung ſich darſtelle, und ebendahin gehört, daß die Kraft der Vollziehung unge-

schwächt sey, wo die Noth gebietet. Es gibt Angelegenheiten, über welche, zumal in Staatenbünden, die Volksvertretung nicht berathen kann, weil Eile des Entschlusses der Sieg ihres Vorangehens ist. Eine solche Angelegenheit ist Krieg und Friede, die Uebung und die Stärke der Heeresmacht. Selbst die freien Römer wählten in solchen Fällen öfter das Gebot der Dictatoren.

Bundesstaaten sind sich ausser der Annäherung ihrer Gesetze versöhnende Achtung schuldig, damit ein Volksstamm von dem anderen wohl zu denken sich bewogen fühle. Das bewegendste Beispiel für das Volk ist in aller Zeit die offene Freundschaft der Regenten. — Schriftstellern möge die Pflicht aufliegen, wider dieses Beispiel nicht Zwist und Verachtung zu wecken. Von Kleinigkeiten gehen die Ereignisse aus. Einmal geweckt, fragt die Leidenschaft des Menschen nicht mehr nach Zweck und Ziel und Wohl des Ganzen; sie fragt lediglich nach Rache und die Stunde gebiehrt das Unheil. —

Künftige Kriege werden nunmehr Volkskriege seyn. Dahin ist die Lehre der Zeit ausgeschlagen. Diese Aussicht ist tröstlich und auch furchtbar. Eroberer können nicht leicht mehr schaden. Aber, wie wenn Völker gegen Völker sich erbittern und innere Gährung den Ausbruch öffnet? — Achtung und Selbstbewußtseyn können ja neben einander gehen.

Unter Bundesstaaten gebiehrt der freiere Verkehr des inneren Handels diese Achtung: er hält die Bekanntschaft und ersetzt, was ehedem bei den kleineren Völkerstaaten die großen Festspiele zuwege brachten.

Solon und Lycurg, ich nenne nochmals diese Nahmen, sammelten für ihre Gesetze bei den weisen Gesetzgebungen anderer Staaten. Um wie viel mehr muß nicht ein vereinigter Bund Beweggrund haben, auf alles heilsame, weisere unter sich selbst zu sehen? — Der Blick eines auf den anderen, der nicht mißgünstige, vorurtheilsfreie Blick hat für

seine Stärke den unschätzbarsten, dabei leicht einkehrenden Werth. [152]

Zeige man auch dem Bürger, was er Gutes, Zweckvolles an seiner öffentlichen Gesetzgebung hat. [153] Die Berathung der Stände wird dann um so viel leichter seyn. [154] Noch sind aber gewisse Dinge ohne Gesetz, welche ein übles Beispiel geben. Dahin gehört unter anderem die noch fortwährende Duldung des Nachdrucks der Schriften. Philosophen und Lehrer des Rechts streiten, ob er natürlich erlaubt oder verboten sey? [155] Ich will mich in diese Frage nicht mischen. Erkläre aber nur jeder Schriftsteller, was sich von selbst versteht, ausdrücklich, daß er das Werk seiner Mühe, seiner Zeit nicht anders für den kleinen, gleichförmig von Anfang an festgesetzten Preis überlasse, als unter der Bedingung, daß kein Käufer und weiterer Besitzer es nachdrucken dürfe. Erkläre der Verleger, der Buchhändler diese nämliche Bedingung. Damit wird doch wohl der Käufer verbunden? denn sonst dürfte

er nach unseren Gesetzen nicht kaufen. Und damit wird es doch wohl Unrecht und noch mehr, Nachdruck zu unternehmen oder zu beschützen? —

Wichtig, wie das litterärische Studium, ist noch der höhere Geist der gesellschaftlichen Unterhaltung für die wache Intelligenz der Staaten. —

Wir dürfen es hier wiederholen. Herrschaft der Gesetze und der Sitte in einer Monarchie ersetzt das Loos der Freiheit, welches man in Republiken oft vergeblich erstrebt hat. [156] Auch in einem Staatenbunde herrsche also ein freies Auge der Umsicht der Gesetze, Schnellkraft bei Gefahren, Haltung bei minder wichtigen Angelegenheiten. Der Bürger sey der Kraft wider den Anfall der Noth versichert.

Unter diesem Gesichtspunkte lerne er ansehen, was wir das äusserste Recht der Staaten, das Staatsnothrecht [157] nennen. Es ist die Tochter des Schicksals. Um ihrer Noth willen strebte die Zeit aus der Ver-

worrenheit der Privilegien zur Erneuerung der einfachen Urkraft auf. Allseitigkeit des Gedeihens ist die Ansicht der weiseren Staatsphilosophie. [158] Beständigkeit kehrt hinter diesem Umwandeln wieder ein und die Zeit wird den Spruch ehren: Heiligkeit dem Rechte, Achtung der Religion, Liebe dem Regenten!

Anmerkungen.

Man betrachte die nachstehenden, dem Inhalte dieses Buch's entsprechenden Anmerkungen nur aus dem Gesichtspunkte des Zusammenhangs aller Geschichte und aller Gedanken. Dieser Zusammenhang bildet den großen Catechismus der Menschheit, welcher dem Gebildeten nicht gleichgültig seyn kann, nur aber ihm auch ganz verständlich ist.

1. Majorem fidem adhibent homines iis, quae non intelligunt. Cupidine humani ingenii libentius obscura creduntur. Tacit. *Hist. L.* I. *c.* 22. Gewiß hatte das Volk des Alterthums, das nur Bruchstücke der Homerischen Götterwelt kannte, größere Idee von seinem Jupiter als Plato und Aristoteles haben konnten.

2. In quo (Homero) hoc maximum est, quod neque ante illum, quem ille imitaretur, neque post illum, qui eum imitari posset, inventus est. Velleii Paterculi *Hist. L.* I. *c.* 5. — In kleinerer Hinſicht läßt ſich jedoch behaupten, daß beinahe jeder Dichter ein eigener iſt. — Indeſſen gebührt dem größten auch die größte Ehre. Alexander magnus — inter spolia Darii Persarum regis unguentorum scrinio capto, quod erat auro gemmisque ac margaritis pretiosum, varios eius usus amicis demonstrantibus. — *Imo Hercule*, inquit, *librorum Homeri custodiae detur.* Plin. *Hist. Nat. L.* VII. *c.* 29.

3. Impellens quicquid sibi summa petenti
Obstaret, gaudensque viam fecisse ruina.
Lucan. *L.* I. *V.* 149.

4. Es galt gewöhnlich von dieſen Männern, was Ovid ſagt:

Cuncta prius tentanda, sed immedicabile vulnus
Ense recidendum est. *Metamorph.*

Daß eine Gesetzgebung an die andere nothdürftig angeflickt werden kann, leidet selten die Zeit und ihre Lehre. Doch sagt derselbe Dichter auch sehr richtig:

Non omnia grandior aetas, quae fugiamus habet.
Seris venit usus ab annis. (Ebend.)

5. Omnino si quidquam est decorum, nihil est profecto magis quam *aequabilitas* universae vitae, tum singularum actionum: quam conservare non possis, si aliorum naturam imitans, omittas tuam. Cicero *de offic. L.* I. *c.* 31. Was aber den einzelnen Mann ehrt, ehrt um so herrlicher ein gesammtes Volk.

6. Wie der Mensch zuviel sich vorsetzen kann, so auch der Staat.

Quisque ubique habitat, Maxime, nusquam habitat.
Martial. *L.* VII. *Epigr.* 72.

7. In dieſem Sinne ſagt der Dichter:

Proptereaque fere res omnes aut corio sunt,
Aut seta, aut conchis, aut callo, aut cortice tectae.

Lucret. *L.* IV. *v.* 933 934.

Sollten die Geſchöpfe jedesmal erſt zu ihrem Schutzkleide eilen, es anpaſſen oder gar erſt ſchaffen, wenn die Gefahr droht, ſo würden ſie ebenſo eine Beute ihrer Feinde ſeyn, als die Völker, die alſo thun.

8. Variam semper dant otia mentem.

Lucan. *Lib.* IV. *v.* 704.

9. Oeuvres de J. J. Rousseau. Aux Deux-Ponts. Chez Sanson et Comp. 1782. T. 19. Confess. L. IV. p. 226. Si je veux peindre le printemps, il faut que je sois en hiver: si je veux décrire un beau paysage, il faut que je sois dans des murs; et j'ai dit cent fois que si jamais j'etois mis à la Bastille, j'y ferois le tableau de la liberté.

10. Mos et lex maculosum edomuit nefas:
Laudantur simili prole puerperae:
Culpam poena premit comes.
Horat. *Carm. L.* IV. 5.

11. Paucos servitus, plures servitutem tenent.
Seneca. *Epist.* 22.
Sui cuique mores fingunt fortunam.
Corn. Nepos in Vit. Attici.
Imponit finem sapiens et rebus honestis.
Juvenal. VI. *Sat. v.* 344.

12. Schön ſagt Seneca: Si succiderit, de genu pugnat. Noch auf den Knieen ficht der überwältigte Tapfere. De provident. c. 2.

Horat. *Carm. L.* II. 1.
Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis.

Cicero konnte über dem Heldenſinne ſeines Vaterlandes rufen: Quoties non modo ductores nostri, sed universi etiam exer-

citus ad non dubiam mortem concurrerunt! *Tusc. Quaest. L.* I. *c.* 31.

Adolescentium greges Lacedaemone vidimus ipsi incredibili contentione certantes pugnis, calcibus, unguibus, morsu denique, ut exanimarentur, priusquam se victos faterentur.

Ebendaſ. *L.* V. *c.* 27.

Una cohors proposita castello, quatuor Pompeii legiones per aliquot horas sustinuit, pene omnis confixa multitudine hostilium sagittarum, quarum (centum et?) triginta millia intra vallum reperta sunt. Suet. *in Jul. Caesare.* §. 68.

Nunquam naturam mos vinceret, est enim ea semper invicta: sed nos umbris, delitiis, otio, angore, desidia animum infecimus: opinionibus maloque more delinitum mollivimus.

Cicero *Tusc. Quaest. L.* V. *c.* 27.

13. Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum

Pectus. Informes hyemes reducit
Jupiter, idem
Submovet. Non, si male nunc, et
olim
Sic erit.

Horat. *Carm. L.* II. 10.

Flebile principium melior fortuna
sequetur.

Ovid. *Metam.*

Sibi quisque profecto
Fit Deus: ignavis precibus fortuna
repugnat. *Ibid.*

In audaces non est audacia tuta.
Ibid.

Audentes Deus ipse juvat. *Ibid.*

Dolus an virtus sit, quis in hoste
requirat?

Virgil *Aeneid.* II. *v.* 390.

Laßt den Unfall einen Sklaven der Geduld seyn, sagt Shakespeare. (Romeo und Julie.)

14. Warnend sagt Ovid:

Grande doloris

Ingenium est, miserisque venit solertia rebus. *Metam.*

15. Udum et molle lutum est, nunc, nunc properandus et acri
Fingendus sine fine rota.
Pers. *Sat.* III. *v.* 23. 24.

16. Verba praevisam rem non invita sequentur.
Horat. *De arte poëtica. v.* 311.
Quum res animam occupavere, verba ambiunt.
Seneca. *Controv. L.* III. *prooemio.*
Ipsae res verba rapiunt.
Cicero *de Finibus L.* III. *c.* 5.

Viele glauben, der Dichter ſey ſich ſelbſt genug. Wir dürfen einem Dichter hierüber glauben.

Nil securius est malo poëta.
Martial. *L.* XII. *Epigr.* 64.

Aber ernſt von der Sache zu reden, ſo finden wir oft, was *Quinctilian. L.* VIII. *c.* 3. tadelt:

qui non rebus verba aptant, sed

res extrinsecus arcessunt, quibus verba conveniant.

Oder, was Seneca *Epist.* 59. beſpottet:

Qui alicuius verbi decore placentis vocentur ad id quod non proposuerant scribere.

Die gewöhnliche Entſchuldigung gegen die Wiſſenſchaften iſt, daß man zuviel lernen könne. Darauf antwortet Seneca ſehr würdig:

Cui ergo, inquis, ista didici? — Non est, quod timeas ne operam perdideris: tibi didicisti. *Epist.* 7. Satius est supervacua discere, quam nihil. *Epist.* 88.

Es gibt aber auch Menſchen, die wirklich Alles auffaſſen und darſtellen können, wie Tit. Liv. *L.* 39. *c.* 40. von Cato, dem Aelteren, ſagt:

Huic versatile ingenium sic pariter ad omnia fuit, ut natum ad id unum diceres, quodcumque ageret.

Und iſt nicht die Schule der erſte Sporn

für alles Talent? Wird es da nicht geweckt und über sich aufgeklärt? — Du kannst von dem nicht reden, was du nicht fühlst, sagt Shakespeare.

17. Ut continuo vertat et efformet se animus, una opera, in virtutes omnes. — Elementa partium omnium simul parit et producit.

(v. Zimmermann. Ueber die Einsamkeit. Th. 3. Cap. 10.)

18. In rebus quibuscunque difficilioribus non expectandum, ut quis simul et serat et metat; sed praeparatione opus est, ut per gradus maturescant. Bacon. *Sermon. fidel.* XLV.

19. Laudari haud metuam, neque enim mihi cornea fibra est,
Sed recti finemque extremumque esse recuso
Euge tuum et belle.
Pers. *Sat.* I. *v.* 47. u. f.

20. Gloriari otio iners ambitio est. Animalia quaedam, ne inveniri possint,

vestigia sua circa cubile ipsum confundunt. Idem tibi faciendum est?

SENECA. *Epist.* 68.

21. Im Allgemeinen wohnt in manchen Menschen ein sonderbarer Geist des Widerspruchs. Sie wollen immer haben, was sie nicht erlangen können, sind nie mit dem zufrieden, was andere thun, murren gegen Alles, was gerade sie nicht also bestellt haben, und wäre es auch noch so gut. (v. Knigge. Ueber den Umgang mit Menschen §. 8. in fin.)

22. Die Geschichte lehrt, daß ein neuer Impuls, welcher Art er auch sey, eine neue Befruchtung wirkt. Sie lehrt aber auch, daß jede Anregung von Kräften, jedes Zusammenwirken zu einem Zwecke endlich seine Culmination erreicht, nach welcher der leuchtendste Stern wieder sinkt und unter den Horizont sich verbirgt, damit der neue heraufzieht.

23. Neque quisquam hoc Scipione elegantius intervalla negotiorum otio

dispunxit; semperque aut belli aut pacis serviit artibus; semper inter arma ac studia versatus, aut corpus periculis, aut animum disciplinis exercuit. Tacit. *Hist.* 1.

24. Deprendas animi tormenta latentis in aegro
Corpore, deprendas et gaudia: sumit utrumque
Inde habitum facies.

So bemerkte Juvenal (*Sat.* II. *v.* 18. 19.) in ſeinem Zeitalter auch für andere Zeitalter, und wir können mit Cicero (*Tusc. Quaest. L.* III. *c.* 28.) dafür halten:

Ex quo intelligitur, non in natura, sed in *opinione* esse aegritudinem.

Schlummer wohne auf deinen Augen, Ruhe in deiner Bruſt! wünſcht Romeo (bei Shakeſpeare 2r. Aufz.) ſelbſt begeiſtert ſeiner Julie.

25. Omnia vitia in aperto leviora sunt, et tunc perniciosissima, quum simulata sanitate subsidunt.

Seneca. *Epist.* 56.

Secum petulans amentia certat. —
Claud. *in Eutrop. L.* I. *v.* 237.

26. Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis, acescit.
Horat. *L.* I. *Epist.*2. *v.* 54.

Nisi purgatum est pectus, quae proelia nobis
Atque pericula tunc ingratis insinuandum?
Quantae conscindunt hominem cupidinis acres
Sollicitum curae, quantique perinde timores?
Quidve superbia, spurcities, petulantia, quantas
Efficiunt clades? quid luxus, desidiesque?
Lucret. *L.* V. *v.* 44 — 49.

In culpa est *animus*, qui se non effugit unquam.
Horat. *L.* I. *Epist.* 14. *v.* 13.

27. Non enim patria praestat omnibus officiis — et ipsi conducit pios habere cives in parentes. Cic. *De off. L.* III. *c.*23.

Proelio quo apud Janiculum adversus Cinnam pugnatum est, Pompeianus miles *fratrem* suum, dein cognito facinore, *se ipsum* interfecit. Tacit. *Hist.* III. *c.* 51.

Schrecklich aber, wenn die häusliche Moral verwildert, wie ebenderselbe aus anderer Zeit uns erzählt:

> Celeberrimos auctores habeo: tantam victoribus adversus fas nefasque irreverentiam fuisse, ut gregarius eques, occisum a se proxima acie *fratrem* professus, praemium a ducibus petierit.

28. Wie ruft noch wohlmeinend Horaz seinem Vaterlande aus den vergangenen großen Beispielen zu:

> Sensere: quid mens rite, quid indoles.
> Nutrita faustis sub penetralibus
> Posset. (*Carm. L.* IV. 4.)

29. Les hommes ont établi l'égalité de droit pour suppléer à l'inégalité des

forces. V. Observations philosophiques sur les principes que l'Empéreur a adoptés dans les matières eccles. Londres. 1785. 8.

30. Horat. *Epist. L.* I. VI. *v.* 15. 16.

Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui,
Ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam.

Auch Shakespeare sagt (Romeo und Julie 2r Aufz. 3. Sc.): Nichts ist so gut, daß es nicht von dem heilsamen Gebrauche abgelenkt, seiner wahren Bestimmung untreu werde und in Mißbrauch ausarte. Die Tugend selbst wird Laster, wenn man sie unrecht anwendet.

31. Römer. XII. V. 3.

32. Quis est enim quem non moveat clarissimis monimentis testata consignataque antiquitas? fragte schon Cicero. (*De divinatione. L.* I. *c.* 40.) — Nur mit Vorsicht läßt sich aber die Moral aus der Geschichte ziehen.

33. Wenn Ovid in Versen gesündiget hat, so wollen wir ihm um des einzigen Verses willen verzeihen, worin er uns den Trost zuruft:

Cura pii dis sunt, et qui coluere coluntur. (*Metam.*)

Cicero und Horaz haben nichts schöneres gesagt.

34. Consuetudine oculorum assuescunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas semper vident, sagt Cicero. (*De natura Deorum. L.* II. *c.* 38.) Der moralische Zusammenhang und die moralische Gegenwirkung im Leben darf also der Jugend anschaulich gemacht werden, damit sie sich ein Gesetz bilde für die Kraft des Fleißes.

Conentur sibi res, non se submittere rebus. Horat. *L.* I. *Epist.* I. *v.* 19.

35. Qui disciplinam suam non *ostentationem* scientiae, sed *legem vitae* putet: quique obtemperet ipse sibi, et decretis suis pareat. Cicero. *Tusc. Quaest. L.* II. *c.* 4.

36. Die Gefühle der Alten müssen für die edlere Freundschaft sehr empfänglich gewesen seyn: denn ihre Beschreibungen von dem Schmerze der Trennung sind überaus wahr und gefühlvoll.

Illam meae si partem animae tulit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec charus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Duxit ruinam.

HORAT. *Carm.* II. 17.

O misero frater ademte mihi!
Omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
Quae tuus in vita dulcis alebat amor.
Tu mea, tu moriens fregisti commoda frater,
Tecum una tota est nostra sepulta anima.
Cuius ego interitu tota de mente fugavi
Haec studia atque omnes delicias animi.

Alloquar? Audiero numquam tua
verba loquentem?
Nunquam ego te vita, frater amabilior,
Adspiciam posthac? at certe semper amabo. —
Catull. *Eclog.* 66. *v.* 20 — 26. *Ecl.* 63. *v.* 9 — 11.

37. Lapsa ancilia coelo. Virgil. *Aeneid. L.* 8.

38. Ea non media, sed nulla via est, velut eventum expectantium, quo fortunae consilia sua applicent. Tit. Liv. *L.* 32. *c.* 21. (Mit weniger Veränderung der Worte.) Es heißt allerdings nicht die Mittelstraße, sondern gar keine Straße geben, wenn man nur des Lebens Erfolg erwarten und von dem Schicksale (oder ungewisser Lehre) seine Rathschläge nehmen will.

39. Vis consili expers mole ruit sua!
Vim temperatam Di quoque provehunt

In maiùs; iidem odere vires
Omne nefas animo moventes.
Horat. *Carm. L.* III. 4.

40. Ol est plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui docent. Cicero *de Natura Deor. L.* I. *c.* 5. — Kräftig sagt Seneca. *Epist.* 33. von schülerhaften Seelen: Nunquam tutelae suae fiunt.

Für die Prüfung der Lehre gilt: Non summus sub rege, sibi quisque se vindicet. *Ibid.* Neque ut omnia, quae praescripta et quasi imperata sunt, defendat, necessitate ulla cogitur. Cicero. *Academ. Quaest. L.* IV. *c.* 3. Leicht schleicht sich aber auf beiden Seiten ein, was Seneca, *de Ira. L.* II. *c.* 9. rügt: Inter caetera mortalitatis incommoda et hoc est, caligo mentium: nec tantum necessitas errandi, *sed errorum amor.* Der Jugend ergeht es ohnehin bei der Ungewißheit ihres eigenen Urtheils, wie den Gestrandeten in den Fluten. Ad *quam-*

cunque disciplinam, velut tempestate, delati, ad eam, tanquam ad saxum, adhaerescunt. Cicero. *Academ. Quaest. L.* II. *c.* 3. Und selten ist es der Fall, was oft gut wäre: hoc liberiores et solutiores, quod integra illis est iudicandi potestas. *Ibid.* — Wozu die Partheisucht? — Licet sapere sine *pompa*, sine *invidia*, sagt Seneca, *Epist.* 103. *in fine*, mit weiser Mäßigung.

41. Sapiens pol ipse fingit fortunam sibi. Plautus *in Trinummo. Act.* II. *Sc.* 2. *v.* 84. Zu ihm spricht Tibull. *L.* IV. *Eleg.* 13. *v.* 12. In solis sis tibi turba locis! — Die Seele muß weit seyn, daß man das von ihr sagen kann.

42. Wir können nicht mehr die Lehre damit schließen:

Ensis habet vires, et gens quacunque virorum est,
Bella gerit gladiis.
Lucan. *L.* VIII. *v.* 384.

Es gilt heute um eine ganze Kunst und

wir dürfen in unſere Zeitbücher ſchreiben, was Seneca, *Epist.* 72. ſagt: Non disponet singula, nisi cui iam vitae suae *summa* proposita est. Nemo, quamvis paratos habeat colores, similitudinem reddet, nisi iam constet, quid velit pingere. Ideo peccamus, quia de *partibus* vitae omnes deliberamus, de *tota* nemo deliberat. Scire debet quid petat ille, qui sagittam vult mittere: et tum dirigere et moderari manu telum. Errant consilia nostra, quia non habent, quo *dirigantur*. Ignoranti quem portum petat, nullus suus ventus est.

Für jedes Fach muß eine Vorbereitung ſeyn. Wir wollen die folgenden Worte in eine Frage verwandeln.

> Tanquam eaedem militares et imperatoriae artes essent? Tit. Liv. *L.* 25. *c.* 19. Bildet ſich der Feldherr nur auf dem Felde? —

Cicero antwortet darauf: Nihil potest esse aequabile quod non *a certa*

ratione proficiscatur. Nichts kann sich festen Bestand verleihen, das nicht von einer sicheren Lehre ausgeht.

Publius Rutilius lehrte zuerst seinem Volke die Fechtkünste. Armorum tractandorum *meditatio* a P. Rutilio Consule — militibus est tradita. Is vitandi atque inferendi ictus subtiliorem rationem legibus ingeneravit: virtutemque arti et rursus artem virtuti immiscuit. Valer. Max. *L.* II. *c.* 3. §. 2. Die Fechtkunst hat nicht bloß den Vortheil der Gewandtheit zur Folge, sondern lehrt auch die wichtige Lehre, Wunden zu verachten. Sie ist ein Krieg im Frieden.

43. Lucrez beschreibt diese Schwingen, welche besonders auch den talentvolleren Künstler emporheben, sehr treffend:

Nil adeo fieri celeri ratione videtur.
Quam si mens fieri proponit, et inchoat ipsa.
Ocius ergo animus, quam res se perciet ulla

Ante oculos quarum in promtu natura videtur.

Lib. III. *v.* 183. *sq.*

Manche Lehren braucht der Mensch nicht zu lernen. Seine Erfahrung reicht sie ihm selbst. Wir nennen das ewige Wahrheiten. Für den Erzieher ist die Bemerkung wichtig. Es geht dem Geiste mit seinem Wagen und Lernen, wie mit der Furcht. Schnell liegt hinter uns, wovor wir uns scheuten.

Nam cupide concultatur nimis ante metutum. Luc. *L.* V. *v.* 1139.

Die Zeit will uns den Wahlspruch des Archimedes aufbehalten haben. Er ist seiner würdig.

Die ubi consistam, coelum terramque movebo.

44. Lingua fuit damno, sagt an einer schönen Stelle Ovid. (*Metam.*) Und Marius hatte nicht ganz Unrecht. Parum mihi placent eae litterae, quae ad *virtutem* doctoribus nihil profuerunt. Sallust. *Bell. Jugurth.* (In der Rede des Marius.)

Videndum est non modo, quid quisque loquatur, sed etiam, quid quisque sentiat, atque etiam, qua de causa quisque sentiat. Cicero *de Offic. L.* I. *cap.* 4. Das Schweigen hat alſo ſeine Ehre ſchon an und für ſich ſelbſt. Mihi quidem laudabiliora videntur omnia, quae sine venditatione et sine populo teste fiunt, ſagt ſehr ſinnig ein Mann, der aber nicht immer ſo dachte, ebenjener Cicero. *Tusc. Quaest. L.* II. *c.* 26. — Auch aus beiſälligen Gründen iſt es zuweilen anzurathen. Qui enim aut tempus quid postulet, non videt, aut quibuscum est, rationem non habet, is ineptus esse dicitur.

45. Die Jugend zur Ungebundenheit führen, iſt Thorheit. Es iſt ein wahres Wort, das Montesquieu ſprach: La liberté ne se trouve pas plus auprès de la liberté *extrème* qu'auprès de la servitude.

Les loix de l'éducation doivent être relatives au principe de chaque gouvernement. Celles que le législateur donne

à toute la société, sont de même. Ce rapport des loix avec ce principe tend tous les ressorts du gouvernement, et ce principe en reçoit à son tour une nouvelle force. C'est ainsi que, dans les mouvemens physiques, l'action est toujours suivie d'une réaction. *Esprit des loix. T.* I. *L.* V. *Ch.* 1. Quand le peuple a une fois de bonnes maximes, il s'y tient plus long-temps que ce qu'on appelle les honnêtes gens. Il est rare, que la corruption commence par lui. — L'amour de la patrie conduit à la bonté des moeurs, et la bonté des moeurs mène à l'amour de la patrie. Moins nous pouvons satisfaire nos passions particulières, plus nous nous livrons aux générales. *Ibid. Ch.* 2.

46. Absint inani funere naeniae,
Luctusque turpes et quaerimoniae:
Compesce clamorem, ac sepulcri
Mitte supervacuos honores.
Horat. *Carm.* II. 20.

Es liegt viel Heiterkeit und Vertrauen in dem Sinne der Alten. — Ich will die ganze Ode nicht hierher schreiben, die es so sehr verdiente: Justum et tenacem propositi virum etc. Nur das große Wort:

Si fractus inlabatur orbis,
Inpavidum ferient ruinae. (III. 3.)

Dagegen wollen wir Seneca noch hören, der sich selbst entfesseln mußte: Facilius exhortabor, si ostendero non tantum fortes viros hoc momentum efflandae animae contemsisse, sed quosdam ad alia ignavos in hac re exaequasse animum fortissimorum. — Sicut illum Cn. Pompeii socerum Scipionem, qui contrario in Africam vento relatus, quum teneri navem suam videret ab hostibus ferro se transverberavit: et quaerentibus ubi Imperator esset: *Imperator*, inquit, *bene se habet.* Vox haec illum parem maioribus fecit, et fatalem Scipionibus in Africa gloriam non est interrumpi passa. Multum fuit Carthaginem

vincere, sed amplius mortem. *Epist.* 24. (Sich den Tod geben, ist übrigens sonst eben selten Muth oder Erhabenheit der Seele. M. s. n. XXVIII. Not.)

47. Odi homines, ignava opera, philosopha sententia; sagt Aulus Gellius, *l.* 13. *c.* 8. von seinem gesunkenen Zeitalter. — Es läßt sich von der Sprache behaupten, was Cicero von der Weisheit sagt (*de Fin.* I. *c.* 2.): Non paranda nobis solum, sed fruenda sapientia est. Was hilft uns der Reichthum, wenn er nicht schön ist? Der ernste Seneca sagt selbst:

> Postquam docti prodierunt, boni desunt. *Epist.* 95. Das merkwürdigste Wort über die Aufklärung! Wir beschelten die feinere Sitte ohne die feinere Moral: wie umsomehr das Gelehrtseyn ohne Moral! —

48. Der Reiche steigt wohl gern hinab.

> Plerumque gratae divitibus vices,
> Mundaeque parvo sub lare pauperum

Coenae, sine aulais et ostro,
Sollicitam explicuere frontem.
HORAT. *L.* III. 29.

49. Gratum est quod patriae civem populoque dedisti,
Si facis ut patriae sit idoneus, utilis agris,
Utilis et bellorum et pacis rebus agendis.
JUVENAL. *Sat.* 14. *v.* 60.

50. Virgil gibt das Bild.

Ille velut pelagi rupes immota resistit:
Ut pelagi rupes, magno veniente fragore,
Quae sese, multis circum latrantibus undis,
Mole tenet.
Aeneid. L. VII. *v.* 587. *sq.*

51. Fluctus uti primo coepit quum albescere vento,
Paulatim sese tollit mare, et altius undas

Erigit, inde imo consurgit ad aethera fundo.

Ebendaſ. v. 528. u. f.

52. Newton, ce grand homme, dit Voltaire, n'entendait jamais prononcer le nom de Dieu sans faire une inclination profonde, qui marquait son respect et son admiration pour les oeuvres du créateur.

53. Im kleineren Leben ſind die Privilegien geſchwunden. Ob ſie im Weltbandel fortdauern werden, darüber iſt die Zeit am Fragen. — Ueberſchauen wir das Ganze unſeres Erdballs, ſo ſind die Menſchen da und dort thöricht zuſammengepreßt; da und dort ſpielt die Speculation wider ihre höchſte Nothdurft; da und dort ſeufzen ſie nach nährendem Beſitze an der Erde, während ungemeſſene Triften der Stimme eines Menſchen noch entbehren. Staaten, die übervölkert ſind, halten das Auswandern zurück. Staaten, die für die Menge noch Raum haben, kommen mit keiner Einladung

entgegen. So ist das Bild der Welt, wie das Bild eines kleinen zänkischen Winkels. Wollte jeder nur das nöthigste geben, nur das billige nehmen, so wären alle erfreut. — Es scheint, die Zeit wird dafür sorgen, daß die Erkenntniß einkehrt. Menschen, Völker zu überreden, ist ein schweres Geschäft; aber die Noth bringt endlich den Sinn, führt hin und her.

54. Non esse cupidum, pecunia est: non esse egenum, vectigal est. Cicero. *Parad.* VI. *c.* 3. Divitiarum fructus est in copia: copiam declarat *satietas*. *Ibid. c.* 2.

Medio tutissimus ibis. Inter utrumque tene.

Nulla potentia longa est.

Ovid. *Metam.*

Totum in eo est, ut tibi imperes.

Cic. *Tusc. Quaest. I.* II. *c.* 22.

Luxurioso frugalitas poena est: pigro supplicii loco labor est: delicatus misereretur industrii, desidioso studere tor-

queri est. Eodem modo haec ad quae omnes imbecilli sumus, dura atque intoleranda credimus. — Non ista difficilia sunt natura, sed nos fluidi et enerves. *Magno animo de rebus magnis iudicandum est.* Alioqui videbitur illarum vitium esse quod nostrum est. Sic quaedam rectissima, cum in aquam dimissa sunt, speciem curvi praefractique visentibus reddunt. Non tantum quid videas, sed quemadmodum, refert. Seneca: *Epist.* 81.

Dieſes letztere ſcharfſinnige Bild paßt auf ſo vieles im Leben. Welche edle Abſicht haben und hatten Geſetzgeber, und das Leben zieht ihre Abſichte ins ſchiefe!

55. Immer behält ein mäßiges, ſeinen verbreiteten Schatz genießendes Volk eine Sehne, die auch am Aeuſſerſten der Noth widerſteht; und wie wichtig das iſt, lehrt uns Livius, wenn er von dem Ausgange der Schlachten redet und mahnt: Semper quod *postremum* adiectum est,

id rem totam videtur traxisse. *Lib.* 27. *c.* 45.

Mit den Staaten hat es nicht ganz jenes Verhältniß, wie mit den einzelnen Menschen. Diese theilen sich ab. Ein Theil bauet das Feld, ein anderer arbeitet im Gewerb, der dritte stellt sich zwischen beide und handelt. Aber die Geschichte kennt wenige Beispiele, wo die Staaten sich abtheilten in den Vertrieb des Lebens. Das natürliche Gesetz sagt, daß der Staat die allseitigen Zwecke als ein Ganzes umfassen und daß jedes Reich für jeden Zweck, wenigstens seinem mittleren Bedürfnisse nach, abgeschlossen seyn müsse, um nicht des anderen zu bedürfen. Eben in diesem Gesetze liegt zweierlei. Das erste ist, daß jeder Staat sich im großen Leben der Welt für unabhängig hält und als unabhängig alle Vortheile des großen Lebens sich auf dem geradesten Wege beizuholen strebt; das andere, daß Handelsstaaten, welche ihrem Begriffe nach den starken Willen der

Natur künſtlich zügeln und ſich unterthan machen, dieſen Kampf wider das Geſetz nicht lange beſtehen, zum wenigſten die edelſten Kräfte ihrer Jugend auf das Spiel ſetzen. Der einſeitige Zweck ſchwillt an und die Ueberſpannung führt zur Schwäche. Große Vorſicht und beifälliges Glück ſind die Aerzte eines wankenden Zuſtandes. Der Mäßige bedarf keines Arztes. — Noch liegt auch in jener Regel, daß jeder Staat ſeinen eigenen Gewerben Schutz verleihen müſſe.

56. Reponse d'Amrou, lieutenant en Egypte, à la lettre du Calif Omar.

57. Fas est et ab hoste doceri, (*Ovid. Metam.*) konnte man hier wohl ſagen.

Ehre allem guten, nöthigen, gemeinnützlichen und rechten. Es können Ereigniſſe in der Welt unbillige Urſachen, unbilligen Trieb, unbilligen Ausgang haben. Ihr Entſtehen kann mißbilliget, ihr Fortſchritt gehemmt, ihr Erſcheinen wieder zu dem Punkte ihres Ausgehens zurückgeführt werden.

Dennoch muß man ihre Lehre benutzen; denn um der Lehre willen erscheinen diese Dinge.

58. Schon das Alterthum kämpfte harten Kampf wider das Zwist streuende Glück. Die Geschichte Roms ist bekannt. Horaz bescheidet sich sehr männlich:

Fortuna saevo laeta negotio et,
Ludum insolentem ludere, pertinax,
Transmutat incertos honores; —
Nunc mihi, nunc alii benigna.
Laudo manentem. Si celeres quatit
Pennas, resigno quae dedit et mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiem sine dote quaero.

Carm. III. 29.

59. Montesquieu deutete die Sache, die doch jetzt von steigendem Einflusse im Leben überhaupt geworden ist, nur unvollkommen und nur in ausschließender Beziehung auf demokratische Staaten an. Fast alle Gesetzgeber des Alterthums hatten sie im Auge und wendeten gewaltsame Mittel

für den Zweck an. Das konnte aber nur im Kindesalter der Völker geschehen. Jetzt regiert eine höhere, aber gemäßigte Kunst der Gesetzgebung; das Leben ist geistiger, die Mittel und die Schonung sind milder geworden. Staaten lernen von Staaten; Staaten sehen auf Staaten um ihre Grundsätze, um ihre Stärke. Berechnung hält nach und nach das Maaß, das man im Alterthum wechselte. —

Montesquieu fällt überdieß ein sehr schwankendes Urtheil: Il suffit que l'on établisse un cens qui reduisse ou fixe les différences à un certain point; après quoi c'est à des loix particulières à égaliser, pour ainsi dire, les inégalités, par les charges qu'elles imposent aux riches, et le soulagement qu'elles accordent aux pauvres. Il n'y a que les richesses médiocres qui puissent donner ou souffrir ces sortes de compensations; car, pour les fortunes immodérées, tout ce qu'on ne leur accorde pas de puissance

et d'honneur, elles le regardent comme une injure. Wie möchte wohl ein demokratiſcher Geſetzgeber mit dieſer Regel ſich benehmen? Man ſoll die Mittelſtraße aus einander theilen, um einen Weg zu finden? Und gerade dieſe iſt der Weg, den man ſucht und den das Leben will. Es fällt wirklich ſchwer, ſich aus der Idee herauszufinden. Das Reſultat wäre, daß die Mittelſtufe zwiſchen der großen Ungleichheit noch ganz herausgehoben würde. (Beweis, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Unterſuchung und praktiſchem Geiſte und Blicke.)

60. Horaz räth dem Mädchen:

Condisce modos amanda
Voce quos reddas: minuentur atrae
Carmine curae.

Carm. IV. 11. *ad Phyllidem.*

61. So gewiß die Tonkunſt durch die dunklere Luſt unſerer Empfindung nicht nur unſeren Geiſt erheitert, ſondern auch bildet, ebenſo gewiß iſt die Erfindung der Opern ein ſehr menſchlicher, in unſerem Weſen ge-

gründeter Fund. Schade, daß der Schatz nicht in Einer Seele sich findet, um ganz zu seyn. —

62. Die Lehrer der zweifelnden Menschheit können mit Lucrez ihr zurufen:

Si nunc primum mortalibus adsint
Ex improviso, ceu sint obiecta repente,
Nil magis his rebus poterat mirabile dici,
Aut minus ante quod auderent fore credere gentes.
L. II. *v.* 1032 — 1035.

Wie bald wird man an den Ereignissen unserer Zeit wohl zweifeln? —

63. Vir viro quid praestat! sagt Horaz und es ist allerdings bemerkenswerth, wie auch in dem Fache der Mahlerei nicht nur der begabte mildere Dichter vor dem anderen sich auszeichnet, sondern wie auch ein Land vor dem anderen durch die mahlerischen Formen seiner lebenden Bewohner würdigeres Vorbild reicht. Italien gibt

Ebenmaas, sinnvolles Spiel der Muskeln und ausgezeichnet schöne, feste und geregelte Form der Köpfe.

64. Verae voces tum demum pectore ab imo
Ejiciuntur, et eripitur persona, manet res.

So können wir mit Lucrez (*L.* III. *v.* 57. 58.) von der wahren, sinnigen Dichtung rühmen.

Prophetisch sprach Properz. (*L.* II. *Eleg.* 18. *v.* 26.)

Turpis Romano Belgicus ore color.

65. Lehrend sagt Properz:

Unusquisque sua noverit ire via.
(*L.* II. *El.* 25. *v.* 38.)

Wir können die Anlage wecken und veredeln, selten aber oder gar nicht umwandeln. Auch hier können wir übrigens sagen: Invia virtuti nulla est via!

66. Morte obita quales fama est volitare figuras,

Aut quae sopitos deludunt somnia sensus.

VIRGIL. *Aeneid. L.* X. *v.* 641.

67. Le féroce Carrier était en mission dans le département de la Vendée: c'est à Nantes que ce monstre établit le théatre de ses cruautés. Après avoir rempli les prisons de vieillards, de jeunes gens, de femmes, d'enfans, il fit construire des gabares ou bateaux à soupape, qu'il chargeait ensuite de victimes mâles et femelles liées deux à deux, et toutes nues (ce qu'il nommait un mariage républicain) pour les faire engloutir ensuite dans les eaux de la Loire. Carrier, à l'âge de 36. ans, fut exécuté le 24. Décembre 1794. C'est-à-dire, au bout d'un an, le même jour, qu'il avait ordonné une horrible noyade à Nantes.

68. Collot d'Herbois fit les boucheries en masse à coups de canons chargés de mitraille. Ce fut lui qui fit le siége de Lyon.

Collot, autrefois comédien, avait joué à Lyon et y avait été sifflé. Il en avait conservé du ressentiment, et disait, en faisant égorger les Lyonnois: je leur coupe le sifflet. (Dieſe Dinge in unſerer Sprache zu berühren, würde ſie entweihen.)

69. Es waren arge Erſcheinungen. Marat, Manuel, Saint-Juste, Fouquier-Tainville, Henriot, Danton.

70. Rouſſeau, Confessions. (*T.* 19.) *Livr.* 4. S. 227. gibt noch ein Gleichniß.

71. Casto suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus quod feci, non dolet, inquit,
Sed quod tu facies, id mihi, Paete, dolet.
Martial. *L.* I. *Epigr.* 14.
Hat die Geſchichte etwas erhabeneres?

72. Comme tout se corrompt dans le

monde (même ce qui est fait pour ne pas laisser corrompre, können wir hinzusetzen), il n'est pas d'institution si pure, qui ne devienne vicieuse et où les abus ne se multiplient à la longue, surtout dans l'administration judiciaire. — Mais l'ignorance des juges est ausi funeste que peut être la corruption. L'ignorance ou l'incapacité des juges est une source permanente d'abus et de jugemens injustes.

(Voyez la Lettre d'un avocat à Mr. de Lamoignon, président au parlement de Paris 1785. sur les devoirs des juges par rapport à leurs secrétaires.)

Montesquieu gibt die kurze Regel: Ce qui ne tend pas à son élévation, tend vers son déclin.

73. Sic ubi desuetae silvis in carcere clausae
Mansuevere ferae, et vultus posuere minaces,

Atque hominem didicere pati, si torrida parvus
Venit in ora cruor, redeunt rabiesque furorque
Admonitaeque tument gustato sanguine fauces,
Fervet, et a trepido vix abstinet ira magistro.

LUCAN. *L.* IV. *v.* 237.

74. Nil adeo magnum, nec tam mirabile quicquam
Principio, quod non minuant mirarier omnes
Paullatim.

LUCRET. *L.* V. *v.* 1027. *seq.*

75. Maximes de Mr. de Montesquieu (Voy. son éloge. p. XLV. sq.) Il pensoit:

Que chaque portion de l'état doit être également soumise aux loix; mais que les privilèges de chaque portion de l'état doivent être respectés, lorsque

leurs effets n'ont rien de contraire au droit *naturel*, qui oblige tous les citoyens à concourir également au bien public.

Que les magistrats, dans quelque circonstance et pour quelque grand interêt de corps que ce puisse être, ne doivent jamais être que magistrats, sans parti et sans passion, comme les loix, qui absolvent et punissent sans aimer ni haïr.

76. Non pudet physicum, id est, speculatorem venatoremque naturae, ab animis consuetudine imbutis quaerere testimonium veritatis? fragt Cicero. *de Nat. Deor. L.* I. *c.* 30.

77. Vieles hat die jetzige Zeit hier verbessert. Wir wollen einen Rückblick thun, welche Auswüchse beschnitten wurden.

Toutes les belles theories, dit Mr. le président de Nogent, enfantées pour le bonheur d'une nation par le cerveau de ses législateurs, ont-elles fait tant de

bien durant trente siècles, qu'un huissier fait de mal dans une commune pendant trente jours? — Le moyen le plus efficace d'opérer une réforme salutaire dans l'ordre judiciaire, est dans la routine d'un huissier. — A eux la magie de faire concorder toutes ces rubriques inconnues au législateur avec la lettre de la loi, qui n'est jamais aussitôt promulguée, que le génie de la routine a trouvé le moyen de faire de chaque paragraphe de la loi même un abus. —

Ces soldats de Thémis, si redoutables aux citoyens, sont doublement à craindre s'ils sont durs, astucieux ou fripons; et nul ne peut causer plus de mal à la société, faire plus de dégât dans les familles qu'un huissier malhonnête homme.

78. Omne magnum exemplum habet aliquid ex iniquo, quod contra singulos utilitate publica rependitur, sagt Tacitus. *Ann. L.* XIV. *in fine Oration. C. Cas-*

sii. — Jede große Veränderung der Zeit geht nicht ganz ohne Einbuße an einzelnen Gerechtsamen her.

79. Es liegt in dem Gefühle des Menschen, in seiner eingepflanzten Anforderung: Mors morte pianda est. Der Rücksicht auf mildernde Motive ist aber damit nicht beschadet. (Das Leben mit allen seinen Dingen und Motiven hat so wenig ausgezeichnete Gränzen zwischen diesem, zwischen jenem Grundsatze, dieser und jener Regel, daß nur die schärfere Einsicht den wohlthätigen Zusammenhang übersieht und herausfindet. Man beurtheile also auch dieses Buch und die mitunter nur accommodirten Anmerkungen nicht einseitig.)

80. Schlimm, wenn man mit Cicero sagen müßte:

> Veri iuris germanaeque iustitiae solidam et expressam effigiem nullam tenemus: umbra et imaginibus utimur.
>
> *De Offic. L.* III. *c.* 17.

81. Es ist immerhin nicht leicht. Doch läßt sich aber auch nicht vergleichen, was Horaz sagt, *Epist.* 17. *L.* I. *v.* 25—27.

Quem duplici panno patientia velat,
Mirabor, vitae via si conversa decebit,
Personamque ferat non inconcinnus utramque.

Die Gerichtsverfassung im alten Gallien war einfach.

In pace nullus est communis Magistratus, sed Principes regionum atque pagorum inter suos jus dicunt, controversiasque minuunt.

Caesar *de bello Gall.* VI. 23.

Allein wir wollen auch das Land nicht um sein damaliges Glück beneiden. Heutzutage ist das Leben nicht mehr so einfach.

Sachgemäß sagt Cicero. *De Offic. L.* II. *c.* 8.

Convenit a litibus quantum licet et nescio an paullo plus etiam

quam licet, abhorrentem esse. Est enim non modo liberale, paullulum nonnumquam de suo jure decedere, sed interdum etiam fructuosum.

Es iſt nur das Einzige zu bedenken, daß Richter gebildet und insbeſondere auch für die höheren Richterämter gebildet werden müſſen, wie es das Fach in ſeiner freieren Potenz vermag, und dann, daß die von der Natur geheiligte Idee des Mein und Dein als Begriff nicht ſchwankend werden dürfe: denn ſchwankt die Schranke hier, ſo ſchwankt ſie auch dort. Begriffe ſind wie die Leiter der Elektrizität.

Heilſame Vorſchrift iſt es darum, daß angehende Beamten zuerſt als Sachwalter ſich geübt haben müſſen, wie ein Geſetz in des Verfaſſers Vaterlande es unter anderem mit ſich bringt.

81. Indupedita suis fatalibus omnia vinclis. Lucret. *L.* V. *v.* 874.

Res quaeque suo ritu procedit, et omnes

Foedere naturae certo discrimina servant.

Ibid. v. 921. 922.

82. Die Römer ehrten den Grundsatz:

Imperet bellante prior iacentem
Lenis in hostem.

Hor. *in Carm. saecul.*

Edelmuth des Eroberers, Achtung für die Sitten des Unterjochten, Annäherung zu ihren Gebräuchen, ihren Volksheiligthümern, Verschmelzung der Ideen vom Schicksal, von der Macht der Götter — das war das Geheimniß, aber auch die höchst eigenthümliche Allseitigkeit, Klugheit, Liberalität des in sovieler Hinsicht großen Characters der Römer. Durch diese mächtige, ja ungeheure Wurzel der Staatspolitik umrankten ihre Bande kurz nach dem Siege die mächtigsten Völker. Nur Wüsten und Einöden, die keine Gränzen hatten, blieben unbezwungen oder unerreicht. — Es lag in der Homerischen Götterlehre, daß eine Fabel, ein Glaube mehr mitspielen konnte.

83. Dieſe Art des Umſturzes iſt in der Geſchichte die gewöhnlichſte. Man kann das Sprichwort: Fortuna vitrea est; tum quum splendet, frangitur, zu einer Art von Urſache davon machen. Noch näher kommt aber, was Seneca herbe ſagt (*Ep.* 74.):

> In divitiis inopes, quod genus egestatis gravissimum est.
>
> Der Reiche iſt oft der Aermſte und bei Reichthum arm ſeyn, iſt die ſchwerſte Armuth.

Die Sache gränzt ſo nahe an einander, weil kein Ding in der Welt, das auſſer unſerem Geiſte liegt, an und für ſich und ohne ſeine angemeſſene Wirkung, einen Werth hat.

84. Die Dichter ſind gleichſam der Wiederhall vergangener Zeiten. Was ſie ernſtes unter dem nicht ernſten mahnen, iſt gewöhnlich eine Lehre der Zeit. Philoſophen und Dichter bilden daher zuſammen unſeren Rath, um da und dort ein Orakel, das uns noch bedeuten kann, herauszufin-

den. Ohne die Dichter der Römiſchen Kaiſerzeit würde das klareſte Bild uns abgehen. Das letzte von Allem war erſt, was Seneca vorausſagte:

> Confusum est, quicquid usque in pulverem sectum est. (*Epist.* 79.)

85. Merkwürdig iſt, daß Cicero gegen die Fortſchritte der langſamen Schriftkunſt ſeiner Zeit ſchon Beſorgniß hegte. Er ſpricht vom Gedanken, aber deſſen Verbreitung iſt offenbar ſein Augenmerk:

> Ut vinum aegrotis, quia prodest raro, nocet saepissime, melius est non adhibere omnino, quam spe dubiae salutis in apertam perniciem incurrere: sic haud scio, an melius fuerit humano generi motum istum celerem cogitationis, acumen, solertiam, quam rationem vocamus, quoniam pestivera sint multis, admodum paucis salutaria, non dari omnino, quam tam magnifice et tam large dari.
>
> *De Nat. Deor. L.* III. *c.* 27.

Und wohl in ebendem Sinne sprach der ernstere Seneca: Ut omnium rerum, sic quoque litterarum *intemperantia* laboramus. *Epist.* 106.

86. Auch Mirabeau, der Vater, schrieb vor länger als 45. Jahren die prophetischen Worte:

> Il n'y a rien de si fou que la raison humaine ne laisse regarder comme sage: un tems viendra où l'on verra des bureaux dont les fonctions pourront être exprimées par le titre de *tribunal de dévastation.*

87. D'Alembert bemerkt in seinem Eloge de Mr. de Montesquieu (*Oeuvres de Montesquieu T.* 1. *p.* XXXII.):

> Il y a de ces auteurs sans talent, qui, soit par une jalousie qu'ils n'ont pas droit d'avoir, soit pour satisfaire la malignité du public qui aime la satyre et la méprise, outragent ce qu'ils peuvent atteindre.

88. L'abbé de Condillac a fait le parallèle suivant de Lycurgue et de Solon: Le premier, dit-il, donna dans les Spartiates un modèle subsistant de talens militaires et de vertus guerriéres; le second développa dans les Athéniens le germe de toutes les vertus sociales et des talens de toute espèce. Ce fut l'époque où la Grèce commença (870. ans avant. J. C.) à produire des grands hommes en tout genre. Comme les moeurs assurent seules la durée d'un gouvernement, tous deux donnèrent leurs soins à l'éducation des citoyens, quoiqu'avec des vues differentes.

A Lacédémone les enfans élevés par l'état, ne prenaient que des habitudes utiles à la patrie. La république veillait sur leurs exercices, sur leurs actions, sur leurs discours. Rien n'etait indifférent, tout était réglé par la loi; et les citoyens s'accoutumaient dès l'enfance, à la même façon de penser et d'agir.

Une parfaite égalité pouvait seule maintenir une discipline si sévère: il fallait par conséquent que tous les biens fussent en commun. Il fallait ôter aux citoyens tout moyen de s'enrichir, bannir les arts, le commerce, l'or et l'argent. Il fallait en un mot fermer Sparte aux richesses pour la fermer à la corruption. Ce fut donc la monnaie de fer qui donna toute la consistance au gouvernement Spartiate, et la pauvreté était la gardienne des moeurs de cette république.

Solon ne pouvait pas assurer à son gouvernement la même durée et il ne se le promettait pas dans une république où tous les citoyens n'etaient pas pauvres. Les pauvres auraient été dangereux dans son état. Il fallait que l'éducation fît à tous un besoin de s'occuper et ce fut là le principal objet du législateur. Mais il lui suffisait aussi qu'on s'occupât; car en gênant la liberté, il eût étouffé l'industrie et dégouté de tout travail. Il

était donc nécessaire que tous les arts fussent estimés, que la considération qui leur était attachée, fît un besoin d'avoir des talens et de les cultiver dans les autres.

Or voilà l'esprit qui distinguait les Athéniens. Les grands hommes parmi eux se firent un honneur de former des élèves. On a dit que Lycurgue avait donné aux Spartiates des moeurs conformes à ses loix et que Solon avait donné aux Athéniens des loix conformes à leurs moeurs. L'entreprise du premier demandait plus de courage, et celle du second plus d'art.

Peut-être la différence de leur caractère eut-elle beaucoup de part à la différence des plans qu'ils se firent. Lycurgue était dur et austère. Solon était doux. Quoiqu'il en soit, tous deux réussirent. Lycurgue voulait faire des soldats et il en fit. Solon voulut réunir les talens aux vertus militaires, et il fit

des hommes dans tous les genres. Lacédémone conserva plus long-tems ses moeurs et ses loix : mais Athènes survécut même à la perte de sa liberté. Toute la Grèce fut assujettie, et les Athéniens triomphèrent de leurs vainqueurs par la supériorité des talens. Tous ces talens auraient été perdus, si Solon avait fait à Athènes ce que Lycurgue fit à Sparte.

Admirons le courage de celui-ci, et *cherissons* la mémoire de l'autre.

89. Comme les peuples, sagt Montesquieu, qui vivent sous une bonne police, sont plus heureux que ceux qui, sans règle et sans chefs, errent dans les forêts ; aussi les monarques qui vivent sous les loix fondamentales de leur état, sont-ils plus heureux que les princes despotiques, qui n'ont rien qui puisse régler le coeur de leurs peuples, ni le leur. *Espr. des loix. Livr.* V. *c.* XI. (*T.* 1.)

Friedrich, der Große, ſchrieb gegen die frechere Preſſe wahrſagend:

Vos ecrivains français ne sont plus, à mon avis, ce qu'ils étaient dans le siècle précédent. Je crains que leurs principes ne ramènent l'Europe à ces temps barbares dont elle est à peine sortie. Tous les écrits qui viennent de chez vous, ne contiennent que des leçons aux souverains, des préceptes sur l'art de gouverner. Le bavardage métaphysique dont ils sont remplis, échauffe et exalte la tête des peuples, et cette effervescence peut, selon moi, produire un très grand mal.

90. Rara est temporum felicitas, ubi et quae sentias, libere dicere et quae dicas, libere sentire vel per dissentientes liceat, ſagt ſchon ein alter Schriftſteller.

91. Non secus instantem cupiens fulcire ruinam,
Diversis contra nititur obicibus,

Donec certa dies. omni compage soluta,
Ipsum cum rebus subruat auxilium.

Dieſes ſchöne Gleichniß gibt Connel. *Gall. Eleg.* I. *v.* 173. *sq.*

92. Es iſt das ſeltſamſte Capitel, das der redliche Forſcher, Montesquieu, geſchrieben hat, dasjenige über die öffentliche Tugend des Ehrgeizes. Ich will es hierher ſetzen. Wir können es ihm nicht verübeln; denn er ſah durch das Auge ſeines Volks, ſeiner Geburt. Heute würde er es nicht mehr ſchreiben oder aber würde die Worte aus dem Text: Satire du gouvernement monarchique, die ihm ſein guter Geiſt eingab, zur Ueberſchrift machen. *E prit des loix. Livr.* III. *Chap.* VI. Comment on supplée à la vertu dans le gouvernement monarchique.

Je hâte, et je marche à grands pas, afin qu'on ne croie pas que je faſse une satire du gouvernement monarchique.

Non; s'il manque d'un ressort, il en a un autre. L'honneur, c'est-à-dire, le *préjugé* de chaque personne et de chaque condition, prend la place de la vertu politique dont j'ai parlé, et la représente par-tout. Il y peut, joint à la force des loix, conduire au but du gouvernement comme la vertu même.

Ainsi dans les monarchies bien réglées, tout le monde sera à peu près bon citoyen, et on trouvera rarement quelqu'un qui soit homme de bien; car, pour être homme de bien, il faut avoir intention de l'être, et aimer l'état moins pour soi que pour lui-même.

Da kann man wohl mit Seneca (*Epist.* 39. *in fine.*) ſagen: Quae fuerant vitia, mores sunt.

93. Rebus gerendis pauca capita sufficiunt; multis opus est manibus, ſagt Plinius irgendwo ſehr richtig.

Leſſing ſagt: In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich;

alles wechſelt mit allem; alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen, abzuſondern, und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können. Dieſes Vermögen üben wir einzelne für uns ſelbſt in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiednen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſeyn; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten.

94. Tuo tibi iudicio est utendum. Cic. *Tusc. Quaest. L.* II. *c.* 26. Virtutis et vitiorum grave ipsius conscientiae pondus est: qua sublata, omnia iacent. *De Nat. Deor. L.* III. *c.* 35.

Die Oeffentlichkeit alles Verord-

neten iſt ein ſchöner Zug in unſerer jetzigen Staatenverfaſſung. Tu vero, inquit, si quid in te artis est, ita compone domum meam, ut, quidquid agam, ab omnibus perspici possit. *Patercul. L.* II. *c.* 14.

95. Nam quodcunque suis mutatum finibus exit,
Continuo hoc mors est illius, quod fuit ante.
LUCRET. *L.* II. *v.* 752. 753.

Non domus et fundus, non aeris acervus et auri,
Aegroto domini deduxit corpore febres,
Non animo curas: valeat possessor oportet,
Qui comportatis rebus bene cogitat uti.
Qui cupit, aut metuit, iuvat illum sic domus aut res,
Ut lippum pictae tabulae, fomenta podagram.
HORAT. *L.* I. *Epist.* 2. *v.* 47. *sqq.*

Haec perinde sunt, ut *illius* animus qui ea possidet:
Qui uti scit, ei bona, illi qui non utitur recte, mala.

TERENT.

96. Meinungen ausgesprochen, erwachsen zu Wahrheiten, sagt man sprüchwörtlich: Fama loquax praecedit ad aures, et e minimo sua per mendacia crescit. (*Metam.*) Es ist ein eigenes Ding mit den Zeitblättern. Die eiligste Verbreitung ist gewöhnlich ihr Ruhm, und wer hat denn die Wahrheit, die von Altersher Zeit brauchte und bedächtig schwingt, nun auf einmal so pfeilschnell fliegen gelehrt? — Wir haben noch keinen Beweis, daß sie es von selbst gelernt hat.

97. Ein Gleichniß paßt hierher, das man weiter verfolgen kann:

Sicut aquae tremulum labris ubi lumen ahenis
Sole repercussum, aut radiantis imagine lunae

Omnia pervolitat late loca, jamque sub auras
Erigitur, summique ferit laquearia tecti.

Virgil. *Aeneid. L.* VIII. *v.* 22. *sqq.*

98. Es ist ein herrliches Wort, was Tertullian, Apolog. p. 583. Tom. II. (*Edit. Beati Rhenani*, *Parisiis* 1566.) gibt:

Suffundere maluit hominis sanguinem, quam effundere. Besser ist's, Schamröthe auf des Menschen Antlitz gießen, als sein Blut vergießen.

Oder, wie Shakespeare sagt: Zur Schande ward er nicht geboren; die Schande schäme sich auf seiner Stirne zu verweilen; denn sie ist ein Thron, wo die Ehre zur einzigen Beherrscherinn der ganzen Erde gekrönt werden sollte.

Der Erzieher hat an dieser einzigen Regel alle Richtung seiner Kunst.

Zur Ehre eines Volkes rechnen wir auch

die Größe, die in dem Geiste seiner öffentlichen Anstalten sich offenbart. — Es ist eine merkwürdige Lehre der Geschichte, daß die riesenmäßigsten Bauwerke oft schon in der Wiege von den Völkern errichtet wurden, gleichwie Hercules schon in der Wiege, die ihm ein Schild bettete, die Schlange erwürgte. Drei Dinge sind es, sagt Dionysius von Halicarnaß, die von Roms Größe zeugen: die Wasserleitungen, die Landstrassen und die Cloaken. — Schon Tarquinius Superbus legte die große Cloake an und die weit führenden Gewölbe sind so hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen durchfahren konnte.

99. Lucrez gibt die Sentenz:

Posterior res illa reperta
Perdit, et immutat sensus ad pristina quaeque.

L. V. v. 1413. u. f.

100. Was läßt sich wirklich Anderes vom Glücke sagen? — Cicero lehrt:

In virtute vere gloriamur: quod

non contingeret, si id donum a Deo, non a nobis haberemus. Wir rühmen uns unſerer Tugend: aber wir könnten das nicht, wenn ſie nur ein Geſchenk von oben wäre.

De Nat. Deor. III. 36.

Seneca übertreibt ſogar:

Est aliquid, quo sapiens antecedat Deum. Ille naturae beneficio, non suo, sapiens est. Ecce res magna, habere imbecillitatem hominis, securitatem Dei.

Epist. 53. *sub finem.*

101. Es iſt ein warnendes Wort:

Aditum nocendi perfido praestat fides. Dem Treuloſen gibt unſer Vertrauen die Gelegenheit zu ſchaden. (Seneca. *Oedip. Act.* III. *v.* 686.)

102. Male consultis pretium est, prudentia fallax,
Nec fortuna probat causas, sequiturque merentes:

Sed vaga per cunctos nullo discrimine fertur.
Scilicet est aliud quod nos cogatque regatque
Maius, et in proprias ducat mortalia leges.

MANIL. *L.* IV. *c.* 95.

103. Quisquam
Vix radicitus e vita se tollit et ejicit:
Sed facit esse sui quoddam super inscius ipse —
Nec removet satis a proiecto corpore sese, et
Vindicat.

LUCRET. III. *v.* 890. *sqq.*

104. Veluti montis saxum de vertice praeceps
Cum ruit avulsum vento, seu turbidus imber
Proluit, aut annis solvit sublapsa vetustas,
Fertur in abruptum magno mons improbus actu,

Exultatque solo, silvas, armenta, virosque,
Involvens secum.

Virgil. *Aeneid.* L. 12.

Ein alter Schriftſteller ſagt: Stultum est, aliena sic appetere, ut de nostris periclitemur.

105. Miser, o miser (aiunt) omnia ademit
Una dies infesta mihi tot praemia vitae!

Ibid. III. *v.* 911. 912.

Quid iste fert tumultus? aut quid omnium
Vultus in unum me truces?

Horat. *Epod.* V. *In Canidiam.*

Manent opera interrupta, minaeque
Murorum ingentes.

Virg. *Aeneid.* IV. *v.* 88. 89.

106. Les empires, ainsi que les hommes, doivent croître, dépérir et s'éteindre. Mais cette révolution nécessaire

a souvent des causes cachées, que la nuit des temps nous dérobe, et que le mystère ou leur petitesse apparente a même quelquefois voilées aux yeux des contemporains. Rien ne ressemble plus, sur ce point, à l'histoire moderne, que l'histoire ancienne. (*Eloge de Mr. de Montesquieu.* S. XIX.)

107. Usque adeo res humanas vis abdita quaedam
Obterit, et pulcros fasces saevasque secures
Proculcare, ac ludibrio sibi habere videtur.
Lucret. V. *v.* 1231. *sqq.*

108. Nulli sincera voluptas, sollicitique aliquid laetis intervenit. *Ovid. Metam.*

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.
Lucret. IV. *v.* 1126.

109. Was für ein Gram will mit mir

Bekanntſchaft machen, den ich noch nicht kenne? (Shakeſpeare. Romeo und Julie.)

Quid quisque vitet, nunquam homini satis
Cautum est in horas.

Horat. II. *Carm.* 13.

Scilicet ultima semper
Expectanda dies homini est, dicique beatus
Ante obitum nemo supremaque funera debet.

Ovid. *Metam.* III. 2. 5.

Omnem crede diem tibi illuxisse supremum.
Grata superveniet, quae non sperabitur hora.

Horat. *L.* I. *Epist.* 4. *v.* 13. 14.

Es iſt gewiß eine der beklemmendſten Empfindungen, wenn man nach einiger Zeit an einen Ort kommt, wo man einſt ſehr glücklich war und wo man mit theuern Menſchen ein freudiges ſchönes Leben lebte, wenn man wieder dahin kommt und die

lieben Menſchen nicht mehr, oder, was noch ſchlimmer iſt, nicht mehr ſo wie ſonſt findet! Jede Stelle führt dann die theuern Erinnerungen wehmüthig ins Herz zurück, alle die freundlichen Bilder der Vergangenheit leben wieder auf; aber die heitern Farben fehlen ihnen, geiſterähnlich mit einem dunkeln Schleier behangen, ſtehen ſie da ohne freudige Bewegung; jede Stelle iſt verödet und ein düſteres Geſpenſt ſcheint in den Zimmern umherzuwandeln, die einſt der Aufenthalt der heiterſten Freude waren. Chr. Müller.

110. Welch ein ſchönes Bild gibt uns Cicero!

Similem sibi videri vitam hominum et mercatum eum, qui haberetur maximo ludorum apparatu totius Graeciae celebritate. Nam ut illic alii corporibus exercitatis gloriam et nobilitatem coronae peterent, alii emendi aut vendendi quaestu et lucro ducerentur: esset autem quoddam genus eorum, idque

vel maxime ingenuum, qui nec plausum, nec lucrum, quaererent; sed videndi causa venirent, studioseque perspicerent quid ageretur et quo modo: ita nos, quasi in mercatus quandam celebritatem ex urbe aliqua, sic in hanc vitam ex alia vita et natura profectos. *Tusc. Quaest. L.* V. *c.* 3.

111. Vivere, mi Lucili, militare est. Unſer Leben iſt ein Kampf, Lucilius.

Seneca. *Ep.* 96.

Singula de nobis anni praedantur euntes.

Horat. *L.* II. *Epist.* 2. *v.* 55.

Labitur occulte fallitque volatilis aetas
Et nihil est annis velocius.

Ovid. *Metam.*

Müßten wir nur nicht auch ſagen:

Mens est, quae diros sentiat ictus.
Unſere Seele fühlt die ſchmerzlichen Stöße! Ovid. *Metam.*

112. Paulus Persae deprecanti, ne

in triumpho duceretur: *In tua id quidem potestate est.* Cicero *Tusc. Quaest. L.* V. *c.* 40.

Horaz fragt:

Quid terras alio calentes
Sole mutamus? Patria quis exul
Se quoque fugit?

Carm. L. II. 16.

Cicero läßt den Cato urtheilen:

Cum vitiorum ista vis non sit, ut caussam afferant mortis voluntariae, perspicuum est etiam stultorum, qui iidem miseri sint, officium esse manere in vita, si sint in maiore parte earum rerum, quas secundum naturam esse dicimus.

De finibus. L. III. *c.* 18.

Aber ſchöner, größer ſagt Seneca:

Non est ut putas virtus, pater,
Timere vitam, sed malis ingentibus
Obstare nec se vertere ac retro dare.

Thebais. Act. I. *v.* 190. u. f.

Rebus in adversis facile est contemnere mortem.
Fortiter ille facit, qui miser esse potest.

Martial. *L.* XI. *Epigr.* 57. *v.* 15. 16.

113. Pronaque cum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque videre
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Ovid. *Metam. L.* I. 2. *v.* 51. *sqq.*

Trefflich ſingt Manil. *L.* IV. *in fine:*

Atque adeo faciem coeli non invidet orbi
Ipse Deus, vultusque suos corpusque recludit
Semper volvendo: seque ipsum inculcat et offert,
Ut bene cognosci possit, doceatque videndo
Qualis eat, doceatque suas attendere leges.

114. Vertuntur species animorum,
et pectora motus
Nunc alios, alios dum nubila ventus agebat,
Concipiunt.

Virg. *Georg. L.* I. *v.* 420. u. f.

Schon in der Miene des Künſtlers ſpricht oft ſein Geiſt. Man vergleiche die bekannten Bildniſſe von Angelo, Vinci und Raphael. — An letzterem erſehen wir jetzt noch, was Shakeſpeare in einem ſeiner Sonette ſingt: In deinem Auge konnte kein Haß wohnen. Als dich der Himmel ſchuf, beſchloß er, daß Liebe beſtändig in deinen Geſichtszügen wohnen ſollte; und wie deine Gedanken und die Neigungen deines Herzens auch beſchaffen ſeyn möchten, ſollten doch deine Blicke von ihnen nichts als Angenehmes ſagen. — Sein Geiſt hatte wirklich dieſe moraliſche Macht und er bewieß ſie bei dem Eifern ſeiner Nebenbuhler ſo trefflich, daß Shakeſpeares weitere ſchöne Worte auf ihn angewendet werden können:

Diejenigen, welche es in ihrer Gewalt haben, andern zu schaden, und es doch nicht wollen; die das nicht thun, was sie am meisten thun zu wollen scheinen; die andere rühren, und selbst von Stein, unbeweglich, kalt, und schwer zu verleiten sind; diese haben rechtmäßige Ansprüche auf die Gunst des Himmels, und bewahren den Reichthum der Natur vor verschwenderischem Aufwande. — Nur einer Leidenschaft konnte er nicht widerstehen. Sie war der Strom seines Wesens, der ihn hinriß. Wir können ihn nicht entschuldigen, als mit seinen Werken und mit den weiteren Worten des ihm verwandten Dichters: Manche sagen, dein Fehler sey die Jugend, manche, es sey die Lust; andere sagen wieder, Jugend und heiterer Scherz sey dein Verdienst. Beides Verdienst und Fehler werden von Groß und Klein geliebt; denn du machtest die Fehler, die du an dir hattest, zu Tugenden. — Des Künstlers Character, wie die Bildung seines Aeusseren geben seinen Bildern das,

was wir nur durch ihn kennen und begreifen. Viele seiner Werke hatten nicht das Verdienst des Stoffs, aber er beleuchtete gleichsam mit der Fackel des Himmels ein irdisches Dunkel. Unbegreiflich, daß der tiefe Dichter, der nach ihm kam, uns auch da noch einen Aufschluß über das gewährt, was wir für ihn empfinden, indem er in einem seiner Sonette, unbewußt dieser Deutung, singt: Entweder hat mein Geist, weil er mit dir bekrönt ist, die Seuche der Monarchen, Schmeichelei, eingesogen; oder mein Auge spricht wahr, und deine Liebe hat ihm diese Alchymie beigebracht, aus Ungeheuern und Mißgestalten solche Cherubime zu schaffen, die deinem holden Selbst gleichen, welches jedes Schlechte zum vollkommensten und besten Wesen erhöht, sobald es von seinen Strahlen erhellt wird.

115. Mite deûm numen! — In diesen drei Worten Ovids liegt mehr, als der Mensch in seinem ganzen Leben, als die Zeitalter in ihrem ganzen Wirken erfassen.

(Man bemerke zugleich den tiefen, dichterisch hehren Klang dieser Worte.)

Hehr und groß und geheimnißvoll feiert die Natur, wo sie mit ihren Auswüchsen in jene Räume sich erhebt, welche nur unseres Geistes Sphäre noch sind, wo das irdische Athmen beklommen wird. So ragen die hohen Alpen in der Schweiz, die unermeßlichen Gebirge in Tibet und die bekannten Cordilleras in Amerika an den einsamen Raum, wo der Aether strömt. Auf diesen Standpunkten, bemerken die Forscher, erweitert sich unsere Seele zu einem unbekannten Gefühle der Unendlichkeit des Alls, das ihr zusagt, worüber sie ihre irdischen Wünsche vergißt. Aber wirklich auch so, als sollten die, die in dieses Heiligthum der Natur eindringen wollen, sich erst rein spülen und zur Betrachtung des Erhabensten einweihen, ist z. B. der Eingang zu den Hochalpen der Schweiz (bei Thun) von einem tiefen stillen See verschlossen, in welchem die schroffen gewaltigen Ein-

gangssäulen ihr dunkelklares Bild abspiegeln.

»Groß ist das Bild,« sagt eine Beschreibung der westlichen Schweiz, »das diese Pfeiler der Schöpfung dem Auge gewähren, besonders da, wo die mächtigste der Gebirgsketten Bern von Wallis scheidet, wo die zackigen Gigantengestalten, das Finsteraarhorn und Wetterhorn, die Jungfrau, das Schreckhorn und die Vischerhörner sich am kühnsten emporheben.« »Wie ward mir,« sagt der Beschreiber,* »als ich aufsah und diese schimmernde Reihe der Alpen erblickte. In klarer Nähe standen sie vor meinen Augen, Gestalten, wie ich nie gesehen, in einer Höhe, wo ich nur Wolken zu sehen gewohnt war: doch auch diese erschienen nie so hoch am Rande des Horizonts. Die Sonne war gesunken, die Luft völlig klar. Nach etwa 5 Minuten waren nur noch die

* Ansichten der westlichen Schweiz. Dresden 1808.

Hochalpen erleuchtet und begannen allgemach sich zu röthen. Mit jedem Moment wurde der Schimmer feuriger, endlich, als unten alles in Dämmerung sank, glüheten jene erhabnen Scheitel in strahlendem Feuerglanz. Ein unbeschreiblicher, über allen Ausdruck erhabner schöner Anblick! — Alle Zuschauer wurden sprachlos, alles schaute unverwandt in die ätherischen Regionen, und alles Irdische verschwand vor dieser himmlischen Erscheinung. Die Gluth verlosch endlich in sanften Rosenschimmer und so löste sich das hochwallende Entzücken des Herzens in sanfte liebliche Ruhe auf. «

Welche Macht hat das Bild und die Farbe der großen Feier der Natur auf die Bilder und die Farben der Seele! — Derselbe Beschreiber gibt eine Schilderung von dem noch erhabneren Anblick des Montblanc.

»Es ist nicht wunderbar,« sagt er, »daß der Anblick der savojischen Hochgebirge auch den, der die Berner Alpenreihe in der Nähe und Ferne gesehen hat, neu und all-

mächtig ergreift. Hier ist es eine Reihe von vielen fast gleichhohen Bergspitzen, dort aber ein Wolkenthron, um den sich die andern Gebirge wie niedere Stufen dienend herumlagern. Sosehr ich schon an den erhabenen Anblick der Alpengebirge gewöhnt war, so konnte ich mich doch kaum überzeugen, daß die schimmernden Gestalten, die man mir als die Scheitel des Montblanc zeigte, der Erde zugehören könnten. Ein blaulich röthlicher Lichtglanz umfloß sie, und es schien nichts körperliches, keine Felsen und Schneemassen zu seyn, sondern ätherische Bilder mit Frühroth und Lichtwolken in die Luft gemahlt. Die Farbe der niederen Schneegebirge ist verglichen mit der des Montblanc wie gemeines weißes Leinentuch gegen das Lichtgewand einer Geistererscheinung. Der Blick eilt über den leeren Vorgrund hin, um einzig an dem Wolkengipfel und an seinem unbeschreiblichen Licht und Farbenwechsel sich zu weiden. — Wie schön ruht aber doch das Auge auch

wieder zurückkehrend auf dem prächtigen Spiegel des (Genfer) See's, auf der irdischen Lebensfülle des flutenden Elements, nachdem es kühn in die Regionen des Aethers geblickt und Riesenmassen zu messen und zu fassen vergeblich gestrebt hat!«

O Glückseligkeit, ruft mit dem tiefen Sprecher der Natur, mit Shakespeare, unsere Empfindung bei diesem Feiern schöner Augenblicke aus, Glückseligkeit, nur von wenigen genossen, und, wenn du erscheinst, so schnell dahin und verschwunden, wie des Morgens Silberthau vor dem Strahl der Sonne dahin schmilzt! Ein Zeitpunkt, der eher verflossen und verstrichen ist, als er noch recht den Anfang nimmt! — Die Schätze des Lebens sind gegen eine Welt voll Störungen zu schwach beschützt.

116. Empedocles quidem, ut interdum mihi furere videatur, exclamat: Abstrusa esse omnia, nihil nos sentire, nihil cernere, nihil omnino, quale sit, posse reperire. Cic. *Quaest. Tusc. L.* IV. *c.* 5.

117. Cur his animis incolumes non redeunt genae? —

Horat. IV. 10.

118. Mit der Weisheit unſeres Glaubens verhält ſich's, wie es ſcheint, gleichwie mit unſerer Heilkunde. Die beſte Heilkunde für das Menſchengeſchlecht iſt die Tugend der Heiterkeit, der Mäßigung und der nahen Beobachtung. Die beſte Lehre für unſere Seele iſt die frühe Lehre der Schule, die dem Gemüthe ſich einprägt, die uns wohlthätige Regel gibt, die Lehre der Natur und der Glaube an die hohe Würde unſeres Geiſtes.

119. Unſer Bemühen tröſtet das Gleichniß:

Ventus ut amittit vires, nisi robore densae
Occurrant silvae, spatio diffusus inani.

Lucan. III. v. 362. 363.

Ausgeführt hat es v. Göthe in ſeinem: Geſang über den Waſſern. (M. ſ. ſeine kleineren Gedichte.)

Scharf bemerkt Cicero über die menschliche Achtsamkeit:

> Quod crebro videt, non miratur, etiamsi, cur fiat nescit. Quod ante non vidit, id si evenerit, ostentum esse censet.
>
> *De divin. L.* II. *c.* 22.

120. Es ehrt die Weisheit des Alterthums, daß auch seine Weisen den hohen Gedanken schon lehrten. Seneca urtheilt: (*Epist.* 81.)

Recte facti fecisse merces est. — Officii fructus ipsum officium est.

Cicero (*De finibus L.* I. *c.* 10.) setzt einer Lehre hinzu:

> Non emolumento aliquo, sed ipsius honestatis decore.

Ebenso: (*de Officiis L.* I. *c.* 4.)

> — quasi non sit honestum, quod nobilitatum non sit.
>
> Vera et sapiens animi magnitudo, honestum illud quod maxime naturam sequitur, in factis positum, non in gloria, judicat.
>
> *Ibid. L.* I. *c.* 19.

Memincrint, Deum se habere testem, id est, ut ego arbitror, mentem suam.

Ebendaſ. *L.* III. *c.* 10.

Hoc ipsum ita iustum est, quod recte fit, si est voluntarium.

De officiis. L. I. 9.

121. Cedes coemtis saltibus et domo,
Villaque, flavus quam Tiberis lavit,
Cedes, et exstructis in altum
Divitiis potietur haeres.

Hor. *Carm.* II. 3.

122. Nec tibi earum
Jam desiderium rerum super insidet una.

Lucret. III. *v.* 913. 914.

Atqui cum voles veram hominis aestimationem inire, et scire qualis sit, nudum inspice. Ponat patrimonia, ponat honores, et alia fortunae mendacia; corpus ipsum exuat: animum intuere, qualis quantusque sit, alieno an suo magnus.

Seneca.

Provehimur portu, terraeque urbesque recedunt.

Aeneid. III. *v.* 72.

123. Von unſerer Religion können wir ſagen, daß ſie uns lehre:

Quid fas optare, quid asper
Utile nummus habet, patriae carisque propinquis.
Quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
Jussit, et humana qua parte locatus es in re,
Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur.

Pers. *Sat.* III. *v.* 69 — 72.

124. Scherzend ſagt Juvenal:

Rari quippe boni: numero vix sunt totidem, quot
Thebarum portae, vel divitis ostia Nili. *Sat.* XIII. *v.* 26. 27.

125. Pro superi! Quantum mortalia pectora caecae
Noctis habent. Ovid. *Metam.*

Segnius homines bona quam mala sentiunt, ſagt Tit. Liv. *L.* XXX. *c.* 21.

Nimium boni est, cui nihil est mali. Cicero *de Finibus bon. et mal.* II. *c.* 13. Derſelbe bemerft aber auch:

> Istud nihil dolere, non sine magna mercede contingit immanitatis in animo, stuporis in corpore.
>
> *Tusc. Quaest.* III. 6.

126. Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus:
Ridetque, si mortalis ultra
Fas trepidat. Quod adest, memento
Componere aequus!

Hor. *Carm.* III. 29.

Sit subitum, quodcunque paras, sit caeca futuri
Mens hominum fati, liceat sperare timenti.

Lucan. II. 14. 15.

Laetus in praesens animus, quod ultra est
Oderit curare.

Horat. *Carm.* II. 16.

Ueberaus ſchön ſagt Cicero (*De divinat.* I. *c.* 18.):

Non enim nos Deus ista scire, sed tantummodo uti voluit.

Derſelbe gibt uns ein Bild:

Etenim is quoque, qui a vobis sapiens inducitur, multa sequitur probabilia, non comprehensa, neque assensa, sed similia veri, quae nisi probet, omnis vita tollatur. Quid enim? Conscendens navim sapiens, num comprehensum animo habet atque perceptum, se ex sententia navigaturum? Qui potest? Sed si jam ex hoc loco proficiscatur Putcolos stadia triginta, probo navigio, bono gubernatore, hac tranquillitate: probabile videatur se illuc venturum esse salvum.

Huiusmodi igitur visis consilia capiet, et agendi et non agendi — et quaecunque res eum sic attinget, ut sit visum illud probabile, neque ulla re impeditum, movebitur. Non enim est e saxo sculptus, aut e robore dolatus. Habet corpus, habet animam: movetur mente, movetur sensibus, ut ei multa vera videantur. Neque tamen habere insignem illam, et propriam percipiendi notam: eoque sapientem non assentiri, quia possit ejusdem modi existere falsum aliquod, cujusmodi hoc verum.

Acad. Quaest. II. 31.

127. Cicero hat ſelbſt bei ſeinen Zweifeln eine voreilende Bedenklichkeit:

Atque illum quidem parentem huius universitatis invenire difficile: et, quum iam inveneris, indicare in vulgus nefas. (Timaeus, sive de Universo Fragm. c. 2.)

Unsere deutschen Urväter haben es lange Zeit gehalten, wie Tacitus (*De moribus German. c.* 34.) sagt:

> Sanctus est ac reverentius de actis Deorum credere, quam scire.

128. Es ist allerdings nicht leicht, die geistigste Ansicht des Menschenlebens in eine bildliche Klarheit aufzufassen. Doch hilft unsere eigene Natur wieder nach, indem der Erwachsene selten Geschmack daran findet, wenn ihm eine Lehre, die sein Geist schon in der Andeutung begreift, weil unsere Seele gewisse Schwungkräfte von Wahrheit ja Wahrheit übt, noch breit, gleichsam wie in der kalten Rechenkunst oder nach den strengen Regeln der Anatomie, zergliedert wird. Es ist langweilig, einen Weg noch Schritt vor Schritt zu überdenken oder sich mahlen zu lassen, wenn man den Ort schon erreicht hat.

129. Sehr treffend bemerkt d'Alembert:

> Nous vivons dans un siècle malheureux, où les intérêts de la religion ont besoin d'être ména-

gés; on peut lui nuire auprès des simples, en répandant mal-à-propos, sur des génies du premier ordre, le soupçon *d'incrédulité.* (*Eloge de Mr. de Montesquieu. p.* XXXVI.)

130. Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, das manche Menſchen für ihr ganzes Leben, vom Jünglingsalter an, gleichſam in ſtehende Lettern ſtellt, das Vorurtheil für die Lehren der hohen Schule, welche ihnen vor dem Eingang in den geſellſchaftlichen Beruf zur Lehrerinn diente. Luther würde mit dieſem Vorurtheile ſeinen Geiſt nicht von dem eingewurzelten Glaubenstypus ſeiner Zeit losgeriſſen haben und es iſt allerdings unſeres Geiſtes unwürdig. Solange der Menſch lebt, muß er prüfen; denn mit der Prüfung bricht ſein wirkliches Leben, welches nichts anderes als der Begriff des Fortſchreitens iſt, ſchon ab. Eine ſtehende Lehre gibt es nur in wenigem, und mit Vergnügen leſen wir daher bei Cicero die Warnung:

Istis qui linguam avium intelligunt,
Plusque ex *alieno* iecore sapiunt, quam ex suo,
Magis audiendum quam auscultandum censeo.
De Divin. L. I. *c.* 6.

Doctrina facit difficultatem. Trockne Schulgelehrſamkeit geht vom Leben ab, ſagt irgendwo ein alter Schriftſteller. Vom Volke aber ſagt Lactant. *Divin. Instit. L.* III. *De divina sapientia. cap.* 5. mit einer gewiſſen Wahrheit, welche aus dem Vorwalten der Gemüthskräfte ſich erklären läßt:

Plus sapit vulgus, quia tantum, quantum opus est, sapit.

131. Ermunternd ruft Horaz im Gefühle ſeiner Lebensweisheit:

Sapere aude.
Incipe. Vivendi qui recte prorogat horam,
Rusticus expectat dum defluat amnis: at ille

Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Epist. L. I. v. 40 — 43.

Perſius mahnt den Gelehrten und Ungelehrten zur Weisheit:

Petite hinc iuvenesque senesque
Finem animo *certum*, miserisque viatica canis.

Sat. V. v. 64. 65.

Lucan deutet auf den glänzenden Lohn:

Laetius est, quoties magno sibi constat honestum.

Je größer die Mühe, je größer iſt das Bewußtſeyn des Ueberwindens.

L. IX. v. 404.

Cicero gibt uns die Regel:

Itaque hac usurum compensatione sapientem, ut voluptatem fugiat, si ea maiorem dolorem effectura sit: et dolorem suscipiat, maiorem efficientem voluptatem.

Tusc. Quaest. L. V. c. 35.

Und Seneca zieht den Schluß:

Potentissimus est, qui se habet in potestate. *Epist.* 90.

132. Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Et neglecta aeque pueris senibusque nocebit.
HORAT. *Epist.* I. *v.* 25. 26.

Dieſe Worte können wir hier anwenden.

133. Arioſt ſang ſeinem Volke: der Sieg ſey immer rühmlich, ſchenke ihn nur das Glück oder erringe ihn der Geiſt. (*Cant.* 15. *v.* 1. 2.) Dieſe Lehre iſt unwürdig. Schön eifert Cicero: Supplantare eum quicum certet, aut manu depellere, non licet. (*De Offic. L.* III. *c.* 10.) Und wahrhaft groß begegnete Alexander dem Polyperkon:

Malo me fortunae poeniteat, quam victoriae pudeat. CURT. *L.* IV. *c.* 13.

134. Die Noth kann ſchon vereinigen. Ich will ein ſchönes Gleichniß aus Horaz (*Carm.* II. 2.) hierher ſetzen, das man ſich deuten wird.

Jam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit Pater et rubente
Dextera sacras iaculatus arces
Terruit urbem,
Terruit gentes, grave ne rediret
Saeculum Pyrrhae, nova monstra questae,
Omne quum Proteus pecus egit altos
Visere montes,
Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nota quae sedes fuerat columbis,
Et superiecto pavidae natarunt
Aequore damae.

Der nächste Weg zu aller Vereinigung ist übrigens die Vereinigung der bürgerlichen Sitte. Wir gewahren das besonders bei israelitischen Bekehrten.

Daß es Lehren der Zeit gibt, wird Niemand läugnen. Es hieße eben so viel als das Fortwirken der Vorsehung verläugnen, das doch unserem religiösen Glauben

sowie, durch die Geschichte, unserer Vernunft bewährt ist.

Die neuere Zeit, versöhnter nach dem langen Streiten, hat nun schon mehrmals die Frage über die gänzliche Wiedervereinigung der christlichen Religionspartheien zur Sprache gebracht. Um dieser Frage Licht zu geben, wirft der Protestantismus die Gegenfrage auf, in welchen Punkten man ihn eines Irrthums zeihen könne?

Die Frage führt weit umher. — Nur das Wesentlichste mag hier eine Stelle finden.

Man wirft dem protestantischen Glauben

1.) vor, daß er um die Lehrsätze sich nicht genau bekümmere, sondern jeden denken lasse, wie er wolle, während man sich nur friedlich in einen gemeinschaftlichen Cultus vereinige. (S. Theoduls Gastmahl oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten. 4te Aufl. Frankfurt a. M. 1815.) Man fragt: wo bleibt die von dem Apostel gebotene Einheit des Glaubens, die man so viele Jahr-

hunderte hindurch zu erhalten gesucht hat? Man fragt: ist die Kirche Christi nicht ein monströser Körper, wenn sie aus Katholiken, Lutheranern, Calvinisten, Jansenisten, Arianern, Semiarianern, Macedonianern, Socinianern und so weiter zusammengesetzt wäre? —

Hierauf läßt sich leicht antworten. Der Apostel (Paulus in s. Briefe an die Ephes. Cap. 4. V. 5. 6.) sagt:

> Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der über Alle ist und durch Alles und in uns Allen!

Weiter sagt die Schriftstelle nichts. Wenn wir nun diese bedeutende Stelle als Richtschnur betrachten: glauben wir nicht Alle an Einen Heiland, an Einen Erlöser, der unserem Glauben das Heil der Vermittlung zwischen Sünde und Strafe erworben hat? an Eine Taufe, die unseren Glauben weiht? an Einen Gott, den Vater Aller, der über Alle ist und durch Alles und in uns Allen? — —

In diesem apostolischen Lehrsatze ist die Christenheit vereiniget!

Wie sie nun noch weiter zu vereinigen sey, darüber dürfen wir die Lehren der Zeit fragen.

Die Zeit aber lehrt,

a.) daß der Protestantismus einen gesegneten Einfluß auf die Sittlichkeit und die sinnige Moral und die Reinheit des Herzens geäussert hat, ohne die Ohrenbeichte, ohne das unbedingte Abwaschen der Fehle, das den Menschen nur immer beim Fallen hält, ihm das Fallen gleichgültig macht. Das scharfe Urtheil seiner Bekenner über bürgerliche Zucht, über Verbrechen und Strafen dient zum Beweise, daß die heilige Schrift und die Sittenlehre der Vernunft zusammen einen lichtvollen Vereinigungspunkt über das Leben halten. Die Geschichtsforschung sowie die hohe Ausbildung der Gemüths- und Willenskräfte (die moralische Freiheit genannt), die Einsicht in das Verdienst der Tugend und in das Unverdienst

der Untugend bewähren ihn. Secten, die eben genannt worden, sind verschwunden und verschwinden vor dem redlichen Erforschen der Geschichtsquellen, vor dem Erforschen der Sprachen und des Sinnes der Zeit, aus welcher die heiligen Bücher herstammen. Den moralischen Forscher (ich nenne nur die ehrwürdigen Männer — Spalding, Mosheim und Reinhard) führt dieses Studium zur höchsten Bewunderung der Lehranstalten der Vorsehung, wie zur rechten Erkenntniß des Verdienstes der göttlichen Versöhnung!

Die Zeit lehrt

b.) einen allgemeinen Zusammenhang des Weltplanes.

Sie lehrt uns durch ihre profane Geschichte, welches der Gang dieses Planes sey, den die Religion begleitet, und sie lehrt uns durch die Erkenntniß der Natur, welche ewige Fingerzeige noch neben der geistig offenbarten Lehre dem Menschen zur Handhabe seines Glaubens gegeben sind.

Unter einem dreifachen Schirme wohnt also das Rechte, das Gute und das Licht. — — Mühe und Ernst schlagen die Funken an, welche die Lehre erleuchten helfen. Zugleich eilen die Fortschritte der Staatenbildung, wie der Menschenbildung mit einander voran. Das Band, das sie verknüpft, läßt sich nicht ganz trennen: denn sollte die Zeit wohl still stehen? — —

Man hat gesagt, die Kirche bedürfe einer authentischen Erklärung ihrer Lehren.

Allein, wo bewährt sich die authentische Erklärung? — Sitte und Tugend sind die Früchte des Gebots. Man darf also fragen: wo ist der authentische Sitz dieser Früchte? — — Und sind nicht alle jetzt Lebende — nachgekommene Menschen, die durch Unterricht und Forschung die Lehre erst fassen und erlernen müssen?

Oder steht die Geschichtsforschung und die Lehre der Natur mit dem Christenthume und der geläuterten Moral im Widerspruche?

Gäbe es nicht auch Etwas gewiſſes für die Schule — aus der Geſchichte, aus der Natur, das wir ewige Wahrheit nennen können, ſo wie die Weſenheit unſerer Religion? — —

Bayle ſagt irgendwo witzig: Je suis protestant parce que je proteste contre tout ce qui se dit et ce qui se fait! — und Rouſſeau meint, der Proteſtantismus ſey eine Proteſtation gegen alles, was man mit der Vernunft nicht begreifen könne. — —

Allein gerade das Gegentheil von dieſem Begriffe iſt der geläuterte Grundſatz des Proteſtantismus.

Unſere Glaubenslehre hat ihre Geheimniſſe und hält ihre Geheimniſſe aus der heiligen Geſchichte und den bibliſchen Dogmen feſt, gerade ſo wie der Forſcher der Natur auch Geheimniſſen begegnet, die er nicht ſich löſen kann, ſondern als Veranſtalten der Allmacht ehren muß.

Der Menſch hat zwei Lehrer, zwei Beherrſcher — die Vernunft ſeines Geiſtes

und den Glauben seines Gemüths! — — Zwischen beiden kämpft er durch sein lernendes Bemühen Frieden und Eintracht! — Ohne dieses Bemühen, welches sein Verdienst ausmacht, würde auf der einen Seite die Vernunft zu dem Leben des Staubwurms herabsinken, der nur Nahrung und Lust sucht — auf der anderen das Schweifen der Träume über sein Gemüth kommen, das kein Gesetz des Lichts und des von Gott gegebenen Tags kennt! — —

Eine gewisse Allseitigkeit der Lehre bleibt die Regel der Welt; die Regel der Schule.

Dürften wir die Lehre der Zeit verachten? Und unsere Zeit hat sich so unendlich groß und unerwartet offenbart! — Was wäre das Leben, wenn es keine Lehre mehr annehmen sollte? — —

2.) Man wirft unserer Disciplin die Aufhebung des geistlichen Eheverbots vor. —

Welche Inconvenienzen hat denn aber diese Aufhebung in den drei Jahrhunderten geäussert? Begleitet nicht Würde und Sit-

reinheit unſere Glaubensdiener, wie andere? — —

Der Cölibat hatte ſeinen zeitlichen Zweck. Geboten iſt er nicht von dem Meiſter. — Aber wie man die Ehe beſchränkt bei dem Dienſte der Heere, fand man wohl früh, daß eheloſe Prieſter leichter die chriſtliche Lehre ausbreiten und in die fernſten Länder verpflanzen würden, weil ihnen die Heimath gleichgültiger, große Mühe und Wanderung, auf welche nun ihr Lebenszweck und alle Sorge und alles Dulden gerichtet wurde, leichter überwindbar war.

Dieſer Zweck iſt erreicht, inſoweit er mit allgemein angeſpornten Mitteln erreicht werden mußte! — Geiſtiger iſt jetzt unſere Religion auf der einen, der Natur vertrauter wieder auf der anderen Seite geworden. Der Kampf mit dem natürlichen Geſetze iſt ein ſchwerer Kampf, allzu ſchwer, wo kein Zweck mehr gebietet. Schon hat die Zeit darum gefragt: — denn zwiſchen Gott und der Natur und der Seele

des Menschen ist auch ein Band geknüpft, das seine Rechte fordert. — —

Hierarchie ist der Geist des Katholizismus. — Doch hat die Geschichte nie die Erreichung des Zweckes erblickt. Nie erkannte die weite griechische Kirche den Stuhl Petri für sich an. Aber Hierarchie kennt auch der Protestantismus. — Nur in einem milderen Sinne, nämlich in demjenigen einer in Stufen geordneten Verfassung, gleich dem Bilde, daß Christus dem Petrus die Schlüssel übergab, den anderen Jüngern aber nur das Wort der Gewalt ertheilte, zu lösen und zu binden.

Wollte man das Bild weiter ausdehnen, so entstünde die Behauptung, daß auch Ein weltliches Reich über der ganzen Erde errichtet werden müsse: denn die Gründe sind ganz dieselben. —

Es besteht aber oft im Leben die Einheit der Lehre ohne die Einheit der Person.

Doch bleibt so viel gewiß: die Kirche

bedarf eines geregelten Gesetzschutzes, wie jede Gesellschaft zu einem Zwecke.

Sie bedarf eines geregelten Cultus; denn jede Religion, sagt selbst Mirabeau, die bloß auf den geistigen Dienst, ohne Cäremonien, beschränkt ist, wird bald in das Gebiet des Mondes verwiesen seyn.

Ueber den politischen Einfluß der Kirche bemerkt unser großer Leibnitz:

> Il faut convenir, que la vigilance des Papes pour l'observation des Canons et le maintien de la discipline ecclésiastique a produit de tems en tems de très bons effets et qu'agissant à tems et à contretems auprès des rois, soit par la voie de remontrances, que l'autorité de leur charge mettoit en droit de faire, soit par la crainte des censures ecclésiastiques, ils arrêtoient beaucoup de désordres. Rien alors n'étoit plus commun, que de voir les rois dans leurs

traités soumettre à la censure ou à la correction des Papes comme dans le traité de Bretigni en 1360. et dans le traité d'Etaples en 1493.

Diese Bemerkung beweist mehr, als seyn sollte. — Das geschichtliche Theilnehmen an den weltlichen Händeln hat die Kirche nicht geziert.

Sie hat das Kleid damit bereichert, aber nicht immer den Geist. — — Den Geist bewahret die umfassende Schule, das öffentliche Gesetz und seine Uebung, die Sitte, die Verehrung für die heiligen Bücher in ihrer Lauterkeit und die Achtung für ihre Ausleger!

135. Es gibt aber leider Völker, welche sich durch ihren Character abscheiden. In diesem Sinne sagt z. B. Titus Livius von den alten Spaniern: Ferox gens, nullam vitam rati *sine armis* esse. (*L.* 34. *c.* 17.) Von den Galliern gibt Cäsar einen lebhaften Zug. Est hoc Gallicae consuetudinis, ut et viatores invitos consistere

cogant, et quod quisque eorum de quaque re audierit, aut cognoverit, quaerant. (*De bello Gallico. L.* IV.) Von den Franken gelte ein Zug für alle.

Sous l'Empereur Probus une partie de Francs établis dans la Belgique furent déportés sur les bords du Pont-Euxin. Ces Francs-Belges pénétrèrent dans l'Asie mineure, dans la Thrace, la Macédoine et la Grèce, qu'ils devastèrent: passèrent en Sicile, où ils pillèrent Syracuse: entrèrent en Afrique, ravagèrent les côtes jusqu'à Gibraltar, d'où ils revinrent chargés de butin dans la Belgique. (*V. Virgile en France ou la nouvelle Enéide. a Offenbach* 1810. und Gibbons Geſchichte des Untergangs des Römiſchen Reichs.

136. Horaz ſagt ſehr weiſe:

Vis consilî expers mole ruit sua!
Vim temperatam Dî quoque provehunt
In maius; îdem odere vires
Omne nefas animo moventes.
Carm. L. III. 4.

Die Zeit war stets reich an Lehre und hat stets wenig darnach gethan. Derselbe Dichter sprach das große Wort:

Dis te minorem quod geris, imperas.
Hinc omne principium, huc refer exitum! *l. c.* III. 6.

Im häuslichen Leben lohnt sich die weise Erziehung: im öffentlichen lohnen sich die Grundsätze.

137. Lucem redde tuae, Dux bone, patriae!
Instar Veris enim vultus ubi tuus
Affulsit, populo gratior it dies,
Et soles melius nitent.
Hon. *Carm.* IV. 5.

In einem unvergleichlichen Bilde sagt Romeo (Act. 5. Auftr. 1.) bei Shakespeare: »der Beherrscher meines Innern sitzt leicht und froh auf seinem Thron und ein ungewöhnlicher Geist hält mich mit fröhlichen Gedanken über die Erde empor.«

138. Eam vir sanctus et sapiens sciet veram esse victoriam, quae salva fide et integra dignitate parabitur.

Florus. *L.* I. *c.* 12.

Es gibt Zeiten, wo ein unbekanntes Etwas über unsere friedlichen Wohnungen sich hereinstürzt, Zeiten, wo die Trauer einkehrt und ihren Sitz nimmt, wo die Freude saß: es gibt Zeiten, wo bei der Ruhe der Natur, bei dem heiteren Anspruch ihrer Freuden ein Beben in den Fugen unserer geistigen Wohnungen uns aufschreckt und, wie das Beben der Natur, unsere Hoffnungen, unsere freundlichen Gewohnheiten furchtbar umstürzt. Ja, wo die Natur noch mitleidig ihren Launen einen Flügel der Eile zugesellt hat, damit der Mensch auf den Boden des nächsten Augenblicks wieder seinen Fuß setzen könne, weilen Jahre einer ungewissen Nacht über seinem geistigen Hoffen. So betrachten wir die Zeiten moralischer Empörung, die Zeiten eines Volksaufruhrs. — Fassung und Geduld erwarten endlich den

Tag und wenn auch die Natur (sagt Shakespeare a. a. O.) uns alle zum Wehklagen auffordert, so sind doch die Thränen der Natur eine Freude der Vernunft. Froherer Genuß begrüßt das rückkehrende Licht und Ehre denen, die es bringen. — Aber ein Volk vor dem Volke soll nie erzittern!

Zuweilen regt sich allerdings in einem ganzen Volke, von wenigen bergeleitet, etwas, das zum Schrecklichsten führt. Es ist ein Aufblick derjenigen Flamme, die in jeder Brust zu höchster Lust des selbstständigen Bewußtseyns liegt; aber durch den Staub der ungerechten Sinne greift sie zu ihrem Ziele so gewaltsam fehl, daß ebendiese Bewegung zu der schauerlichsten Verirrung, zu den furchtbarsten Schandthaten führt und die Geschichte und die Weisheit sagt: die ungebundene Freiheit gehöre nicht für dieses Leben. Erst, wenn der Mensch nur Geist ist und keine Begehrlichkeit hat, die über fremde Gränzen schweift, kann er ganz frei seyn. — Solcher Zügellosigkeit zu widerstehen, ist also aller Völker Pflicht.

139. Wie Pulver in eines ungeſchickten Soldaten Beutel durch ſeine eigene Unwiſſenheit in Feuer geſetzt wird, biſt du durch ebendas aufgerieben, was dich beſchützen ſollte. Shakeſpeare.

140. Le Christianisme dans son origine est un retour à la loi naturelle; il est la collection des motifs sur-naturels qui doivent engager les hommes à observer la morale dans toute sa pureté. Observations philosophiques sur les principes etc. *Voyez Not.* 29.

141. C'est dans les monarchies que l'on verra autour du prince les sujets recevoir ses rayons; c'est-là que chacun tenant, pour ainsi dire, un plus grand espace, peut exercer ces vertus qui donnent à l'ame, non pas de l'independance, mais de la grandeur, ſagt Montesquieu. (*Esprit des loix. T.* I. *L.* V. *Ch.* 12.) — Es läßt ſich behaupten und unſere Geſchichte lehrt es, daß, wie der Geiſt der monarchiſchen Staatsverfaſſung der hohen Volksbil-

dung so gut als irgend eine andere Staatsform entspricht, die Reife des Edelsten in kleineren, wie in großen Staaten gedeiht.

142. Die schöne lehrreiche Stelle findet sich in dem Werke über die Pflichten. c. 1.

Sin aliquando necessitas nos ad ea detruserit, quae nostri ingenii non essent, omnis adhibenda erit cura, meditatio, diligentia, ut ea, si non decorè, ac quam minime indecorè facere possimus; nec tam est innitendum, ut bona, quae nobis data non sunt, sequamur, quam ut vitia fugiamus.

143. Schon im Jahr 1785 hatte ein Fürstenbund mitten in der Reichsverfassung statt. Beweis, daß der Geist der Einigkeit nicht gerade stets von einem Oberhaupte abhängt, und wenn wir die Constitutionen des Reichs lesen, was stößt uns auf? Si quispiam Imperatorum, processu temporis aliquo, huic nostrae ordinationi contravenire volnerit, eam retractare, aut

aliquo quovis modo violare praesumserit, praesentium autoritate litterarum, quas potestatis plenitudine Regiae cum beneplacito Principum Electorum in robur perpetuae firmitatis sancivimus, ex tunc tam ipsi Electores, quam caeteri Principes, Comites, Barones, nobiles ac Communitates S. nostri Imperii, universi ac singuli, praesentes ac futuri, licitam habeant, sine rebellionis aut infidelitatis crimine, resistendi et contradicendi, Romanorum Regibus et Imperatoribus, perpetuam libertatem. Goldast. *Constit. Imper. T.* III. *p.* 424.

144. Dieſem Geiſte braucht man nur Eine Regel zu geben. Es gibt ſie Salluſt:

Imperium iis artibus retinetur quibus initio partum est. *B. Cat. praes.*

Mißtrauen eines gegen den anderen, und des minder mächtigen gegen den mächtigen war ſtets das auflöſende Zerſtörungsmittel der Bünde. Aber, wie würde der Freund der Geſchichte, der Freund des

Lebens, der Natur und der Wahrheit erschrecken, wenn er plötzlich hörte, daß Deutschland, wie Frankreich, wie Spanien, die nicht beneidenswerthen Länder, unter Einem Scepter vereiniget wäre! —)

145. Il faut que les affaires aillent et qu'elles ayent un certain mouvement qui ne soit ni trop lent ni trop vite. Montesquieu. *T.* I. *L.* II. *Ch.* II. Hier gilt es aber allerdings um Schnelligkeit des Beschlusses und der Ausführung in den meisten Angelegenheiten schon des öffentlichen Auges wegen, das darauf gerichtet ist.

146. A censu maxime et senatum et iudices legit, potentioremque eam partem civitatum fecit, cui salva tranquillaque omnia magis esse expediebat. Eine bekannte Stelle.

Solon verband mit den öffentlichen Aemtern große Ehre, aber gar keine Einkünfte. Diesen Grundsatz hat die Zeit mit ihren Veränderungen hinweggenommen und wegnehmen müssen: denn der Gelehrtenstand ist

jetzt ein Stand und unsere Zeit zählt mehr als die vier Elemente, die Aristoteles zählte.

Dem Gesetzgeber der Spartaner schienen weder reine Monarchie, noch Aristokratie, noch Demokratie wünschenswerthe und zweckmäßige Regierungsformen für das Glück eines Volks zu seyn. Er verband alle drei zusammen und schränkte eine durch die andere ein. — Hierauf ist die Zeit zurückgekommen.

147. Von der Kühnheit der Römischen Reiterhaufen erzählt uns Titus Livius. *L.* 40. *c.* 40. Wenn nämlich die Pferde zurückschreckten, nahm man ihnen die Zügel ab und spornte sie so in den Feind.

Id cum maiore vi equorum facietis, si effraenatos in hostes equos immittitis: quod saepe Romanos equites cum magna laude fecisse sua, memoriae proditum est. (Befehl des Quintus Fulvius Flaccus im Kriege gegen die Celtiberier) Detractisque fraenis bis ultro citroque cum mag-

na strage hostium, infractis omnibus hastis, transcurrerunt.

Quintus Fabius Rullianus hatte schon mit Erfolg so verfahren lassen. — *Ibid. L. 7. c.* 30. Kenner mögen übrigens darüber urtheilen. — Die jetzige Zeit weiß nur, daß die Kühnheit der Reiterei von großer Bedeutung und der gute Gebrauch ihrer Waffe mehr als bei dem Fußvolke in längerer Uebung und Gewohnheit gelegen ist.

148. Manche Geschäfte im Leben gleichen mehr und mehr dem Großhandel, der auch nur denkt, über Länder hin seine Gedanken und Rechnungen wechselt und an nichts, worüber er denkt, selbst nahe Hand legt. — Ein Thema für Philosophen.

149. Die Französische Revolution war eine augenblickliche Verjüngung der Nation in ihren Heeren ein Zauberbett, wie es Künstler zuweilen bereitet haben, für Stunden ein täuschendes Gefühl der Gesundheit zu gewähren. Flug der Ideen und Befehle, Wetteifer im Scharfsinn, Aufbieten des

ganzen Volks — dieſe neuen Mittel führten von Sieg zu Sieg. Aber Charaktergröße fand ſich ſeltner und die baldige Entartung des militairiſchen Heroismus in Gewinnſucht beweiſt, daß ein Heer nicht den Staat bilden kann, ſondern daß die Sitte und der Sinn, die das Große ausrichten, am heimiſchen Heerde wohnen müſſen. — Die Bedingungen des wahren Heroism ſcheinen überhaupt in dem Charakter einer Nation zu liegen. Ein Volk kann ſeine Kräfte überſpannen, ohne groß zu ſeyn. Englands Staatsumwälzung im Jahr 1688, von Großen herbeigeführt, hat dem Volke ſeine jetzigen Geſetze gebracht.

150. M. ſ. über die Kirchenhoheit: Klübers öffentliches Recht des teutſchen Bundes. Frankfurt, 1817. in der Andreäiſchen Buchhandlung. §. 419. u. f. Daß die Kirche nicht Staat im Staate iſt, müſſen ihre Vertheidiger zugeben. Es liegt darin aber nur das negative, d. h. ſie darf dem geſetzlich feſtgeſtellten Staatszwecke nicht zuwider han-

deln. Aber daß ihre höheren Glaubenslehren frei seyn müssen, liegt in der Gewissensfreiheit. Sitte und das Staatsnothgesetz dürfen durch die Kirche nicht entzweiet werden. Schon Chemniz in seinem *Hippolythus a Lapide* sagt:

> Sive Pontificiae, sive Protestantium religionis es: Germanus es, cuius maiores mortem potius subire optarunt quam servitutem. (*De ratione Stat. Imperii R. G. p*: 519.)

151. Ein Mann von Kenntniß und Sinn sollte einen Inbegriff dieser Lehre für den angegebenen Zweck auffassen. — Wenn den Beherrschern mancher Völker daran gelegen wäre, den Character des Volkes zu mildern und den Mißverstand der Religionslehre aufzuklären, so ist der Unterricht über die Natur der einfachste leiseste Weg hierzu. Er hebt zugleich den Glauben an chimairische Sagen und überhaupt die Leichtgläubigkeit eines Volkes auf: denn der Forscher der Natur fragt immer nach Ursache und

Folge und der Schooß der Staatsmoral muß doch allerdings die natürlich geläuterte Denkkraft unter der unsichtbar in jedem Gewissen aufstrebenden Säule des Religionsglaubens seyn. Wo lernt man besser das Gesetz ehren, als an den Gesetzen der Natur.

152. Comme une certaine confiance fait la gloire et la sureté d'une monarchie, il faut au contraire qu'une république redoute quelque chose. La crainte des Perses maintint les loix chez les Grecs. Carthage et Rome s'intimidèrent l'une l'autre, et s'affermirent. Chose singulière! plus ces états ont de sureté, plus, comme des eaux trop tranquilles, ils sont sujets à se corrompre. Montesquieu. *Esprit des loix. L.* VIII. *Ch.* V. — Hier gleicht der Staatenbund einer Republik.

Il y a de mauvais exemples qui sont pires que les crimes; et plus d'états ont péri parce qu'on a violé les moeurs,

que parcequ'on a violé les loix. A Rome, tout ce qui pouvait introduire des nouveautés dangereuses, changer le coeur ou l'esprit du citoyen, et en empêcher, si j'ose me servir de ce terme, la perpetuité, les désordres domestiques ou publics, était réformé par les censeurs. Montesquieu. *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence* (*à Amsterdam et Leipzig.* 1759.) *Ch.* VIII. (S. 71.)

Les hommes ne sont gueres touchés que des noms. *Ibid. Ch.* XI. (S. 97.)

153. Die Folge einer Conſtitution ſind Landesſtände: denn ein Geſetz ohne Frage um ſeine Vollziehung wäre kein Geſetz. Die Zeit geht aber noch weiter und geſtattet den Ständen auch Geſetzesvorſchläge und Prüfung der Geſetze. — In einem Staatenbunde, der jederzeit große Sorge um die Einigkeit und um die durch ſeine Natur gleichſam gehinderte Eile der Vollziehungskraft hat, kann nicht ſo großer Spiel-

raum dieſer Prüfung bei gewiſſen Gegenſtänden ſtatt finden, als in ſelbſtſtändigen Reichen. Ebendarum iſt die öffentliche Aufklärung über das Staatswohl hier doppelt motivirt und erſetzt an der Berathung ſelbſt.

154. Daß Reichsſtände von Nutzen ſind, lehrt ſelbſt Macchiavelli. Regierungskunſt. Cap. 19. S. 150.

155. Klüber (v. Anm. 150.) ſagt:

> Immer unbillig, ſehr oft ſchädlich, obwohl ohne poſitive Einſchränkung nicht wider das ſtrenge Recht, verdient der Nachdruck eine geſetzliche Beſtimmung.

156. Die Römer nannten ſich frei: aber wie furchtbar ſtreng waren ihre Geſetze? und dieſen Geſetzen mußten die Freien doch gehorchen.

157. Jus s. imperium eminens, ius extremae necessitatis, vis potestatis. — Klüber a. a. O. ſagt darüber §. 456.:

Ausgenommen (von der Grundbeſtim-

mung der Staatsgewalt) ist der einzige Fall, wenn bei evidenter, dringender Noth des Staates unvermeidliche Collision zwischen Gemeinwohl und Privatwohl eintritt, so daß die Verletzung der Rechte Einzelner, absolute Bedingung zur Erhaltung des Staates ist, folglich das Nothrecht der Selbsterhaltung sich aufdringt. — Dieser Nothbehelf, favor necessitatis, dieser Collisionsfall hat auch in Teutschland keine positiven Gränzen.

Das weitere sagt §. 457. *sq.*

Der Bogen ist gespannt und angezogen; geh dem Pfeil aus dem Wege! sagt Shakespeare.

158. Wie die weite Natur in ihren Verzweigungen und ihrer Unterordnung ihre das Gleichgewicht erhaltenden Gesetze hat, so auch das gesellschaftliche Leben der Staaten. Ganze Armuth haben Völker noch selten erlebt, aber Ungleichheit der Lasten oder allzugroße Begünstigung gewisser Erwerbzweige, wodurch die Haufen des Be-

ſitzes ſich ſchichteten. Fragen wir ernſtlich die Geſchichte. Wann waren die Völker ihrem Falle am nächſten? — Wenn ſie die Sitte ihrer Jugend verlaſſen hatten; wenn ihr Character ſich vermiſchte; wenn ſie am reichſten und in ſehr ungleicher Vertheilung ihres Reichthums waren.

Nachtrag
zum Abſchnitte
Dichtung.

Ich komme noch auf Oſſian zurück, den geiſtigen Dichter. Seine Geſänge ſind eins der größten Räthſel der Zeit. Wir wollen zugeben, daß in dem Dunkel ſeines Nordens, auf jener Schattenſeite, wo das Licht des Erdballs dem Land und dem Meere nur als Leuchte kurzer Tage erſcheint, um

der langen Nacht ihre Wehmuth zu reichen, daß dort nicht der glanzvoll lichte, zierlich bewegte Schritt des Südens den Gedanken herablocken und zu so gemessenem Wandeln mit dem Menschen begleiten könne; denn dort weilt nicht die stille hehre Sommerwolke über dem ruhigen Spiegeln des Lands und der See, über der fröhlichen Rebe und den duftenden Blüthenwäldern: — wechselnd treibt der Windstoß am schroffen Fels seine Heerden, dunkle Schleier überwallen das einsame Land mit ihren Schauern, und da und dort blickt die liebe Mutter, im Glanze eines schwindenden Augenblicks, einmal auf ihre Kinder hervor. Aber auch mit diesem Sturmwandeln des Bildes der Natur, mit diesen einsamen Schrecken der Oede, mit diesem augenblicklichen Begegnen und Verschwinden, Schauen und Verdüstern, mit allem diesem Wankenden und Geisterhaften ist dennoch Ossian noch unbegreiflich. Der Sohn seines Landes — ist er noch mehr als sein Land. Er ist Geist

über dessen Geiste und wir können sagen: er ist das Sinnbild und die Zierde, wahrscheinlich die unerreichbare Zierde für den Geist, den wir nordisch, deutsch, unser nennen. Das Zeitalter und die Jugend zur Liebe für diesen Dichter zu führen, heißt ebensoviel thun, als Bücher über Volksthümlichkeit, Heldensinn und geistige Veredlung der Kriegssitte schreiben.

Ich will von seinen Schlachtenbildern, seinen Lehren, von seinem milden und seinem herben Sinne und von seiner Kunst, mit der Noth wie mit der Liebe zu wandeln (dieser schweren Kunst, an welcher die Zeit steht) einiges hierher setzen. So gewiß der Geist, zur Erhebung geweckt und entflammt, dem Körper gebietet und kein Rasten und Müdeseyn kennt, bevor das Ziel nicht erstrebt ist; ebenso gewiß werden die geistigen Bilder des Schlachtenlebens, in welchen auch unsere Religion selbst sich schon verherrlichet hat, in der Seele der Jugend ein größeres Gesetz anschaffen, als

sonst die Stille des Friedens zu schaffen vermag. Ein Gesetz für den Geist der Führer darf geistig seyn. Ossian bietet für eine solche Lese den herrlichsten Schatz. *

Schlachtgemählde.

Fionnghal.

Siehe, Helden voll Thatkraft
Steigen aus schlängelnden Thalen empor.
In jedem erglüht die Erinn'rung
An Sieg' in entschwundener Zeit.
Wild rollt ihr flammend Aug' umher
Nach düstern Feinden Innis — fails (Innisch — fähls).
Am Griff des Schwerts ruht jede Hand;
Blitzstrahlen entsprühen dem Stahl.
Wie Ström' entstürzen dem Felsthal,
So entdrängten sich Helden den Höhn
In siegender Väter Geschmeide,
Gefolget vom finsteren Heer,
Gleich wild wogendem Regengewölk
Am Himmel um flammenden Blitz.
Jeder Schritt tönt Waffengeklirr;

* Um den Auszug zu verkürzen, ist bei dem folgenden willkührliche Verbindung gebraucht.

Weit hallt springender Doagen Geheul.
Jeder Mund summt dumpf ein Lied,
Und jeder Krieger heischet Schlacht.
Es zitterte Cromleacs (Krómlacs) Gebirg',
Als das Heer die Heide durchschritt.
Sie standen am Hange der Höhn,
Wie graulicher Nebel im Herbst,
Der um die Kuppe gerollt,
Sein Haupt mit dem Himmel verbind't.
Heil, Heil! begann er, der Fürst,
Heil dem Sproße der Bergthal'!
Heil ihnen, den Jägern der Hirsch'!;
Uns erhebt sich ein anderes Spiel;
Der Feind ist am Busen des Meers,
Umlenkend in Eile den Strand.
Wird Kampf uns mit Lochlin der Flut?
Wird Eirinn (Erin) gegeben dem Feind?
Conall, du der Männer Haupt,
Du, großer Schildzerbrecher du,
Oft war Kampf dir mit Männern des Osts,
Schwingst des Vaters Schild du, o Held? *
Mir Wonne war und mein Ruhm,
Vernichtung der dichtesten Schaar.

* Fionnahal. Ges. 1. V. 77 — 112. (S. die Gedichte Ossians im Silbenmaaße des Originals von C. W. Ahlwardt. Bd. 1.)

Heischt g'eich mein Arm die Schlacht,
Wünscht mein Herz doch Eirinns Ruhe. *
Fionnghal (Finjal) selbst vermiede Kampf,
Der Heerfürst Alba's der Tapfern;
Fionnghal, der Heiden zerstäubt,
Wie kämpfende Stürme das Gras,
Wann brüllt durch Cona der Strom,
Und Morbheinn (Mörwehn) des Himmels Gewand deckt. **

Aber mir tönt lieblich auch
Der Schild' und der Schwerter Geklirr;
So lieblich wie Donner an Höh'n,
Wann sanft Frühlings-Geträufel sich senkt. ***
Auf, Sproß Eirinns der Siege!
Glänzend umkreise mich jegliche Schaar,
Wandel' über die Heide so rasch,
Als der Sonnenstrahl am Gebirg,
Steigt westlich der Wind von der Flur,
Aufthürmend schweres Gewölk;
Braust es laut durch Morbheinn der Höhn,
Durch dorrende Eichen der Heide.
Wo, wo sind mir die Freunde des Kampfs,
Sie stets Kraft mir der Hand in Gefahr?

* V. 115 — 118.
** V. 127 — 132.
*** Dieses Bild Ossians bedünkt mich die geistvollste Anspielung auf die Nothwendigkeit mancher Kriege.

Wo iſt Cathbaid (Kábad), die hehre Geſtalt?
Dubhchomar, (Duchómar) der ſiegende Fürſt?*
Stark wird mir im Kampfe der Geiſt,
Wie Donner des Himmels die Fauſt! **
Jegliche Schaar auf! Auf zu der Feldſchlacht!
Rüſtet den Wagen der Herrſcher!
Mir zwei Speer' an jede Seite!
Hoch vor mir nach Sitte den Schild!
Folget den Roſſen durchs Blachfeld,
Ihr Lauf iſt ſo feurig und ſchnell.
Stark ſey mir die Seele vor Wonne,
Wann Schlacht ſich erhebt um mich her! ***

Suaran

(der feindliche König von Lochlin.)

Horch, ich hör' ein Geſums am Gebirg,
Wie ſpielender Mücken am Abend.
Die Sprößling' Eirinns ſinds!
Wie? oder ſtürmt es im Wald?
So iſt auf Gormmeall (Górmmal) der Hall,
Eh Sturm aufſteigt von der Meerflut.
Auf, Sohn Airne's (Árne's), zum Hügel in Haſt,
Den Blick auf die Büſch' und die Heide! ****
Ha! wann flieh ich? ſprach der Fürſt,

* V. 163 — 178.
** V. 299. 300.
*** V. 305 — 312.
**** V. 329 — 336.

Wann floh Suaran mit braunem Schild?
Wann erbebt' ich dem Dräu'n der Gefahr?
Trotzend des Himmels Orkan
Auf wildbrüllendem Sturmmeer,
Trotzend der tobendsten Schlacht,
Sollt' ich jetzt entfliehen dem Kampf?
Auf, du mein Heer in das Feld!
Strömet wie Brausen des Meers hin,
Wann Windsbraut stürzt vom Gewölk!
Lochlin der Waffen umkreise mein Schwert!
Seyd wie ein Felsen am Meerstrand
Im Lande der Ruder daheim,
Der bäumet die Tannen empor
Im Kampf mit des Himmels Orkan. * —
Wie Herbstdonner von zwei Höhn,
So stürmten zusammen die Helden;
Wie Blitze der Nacht im Gebirg;
Wiel schmetterndes Brüllen des Meers,
Wann hoch das Gewoge sich thürmt;
Wie Donner am Rücken der Felshöhn:
So tobend, so graß war die Schlacht. **
Wie rollt zum Strand ein Wellenheer,
So nahte mit Suaran der Feind;
Wie trotzt dem Wellenheer der Strand,

* V. 396 — 398. 400 — 403. 405 — 412.
** V. 413 — 14. 426 — 431.

So trotzt Eirinn Suarán des Meers.
Dort halleten Stimmen des Tods,
Tos't Schlachtruf, Waffengeklirr.
Schild und Panzer liegen zerschellt;
Jede Hand zuckt Schwerter wie Blitze.
Kriegsgeschrei ist von Seite zu Seit',
Angriff brüllend, blutig, heiß,
Hundert schmetternden Hämmern gleich,
Denen der Amboß Funken sprüht.
Viel sanken der Krieger und Führer,
Weit auf die Heide strömt ihr Blut. *
Euer wird der Barde denken,
Weil das Weltmeer flutet und ebbt. **
Süß, Barde, tönt dein Lied auf den Höhn,
Rückrufend die Zeiten des Ruhms!
Es gleichet dem regnigen Thau,
Wann blicket die Sonn' auf die Flur;
Der Schatten am Hügel entschwebt,
Leis' hauchet das Lüftchen und sanft. ***
(Das Sinken der Nacht trennt die Heere.)
Wachen zogen längs den Höhn.
Es ruht an der Heide das Heer
Im Nachthauch, sternebeglänzt.

* V. 480 — 491. 436. 37.
** V. 625. 26.
*** V. 629 — 634.

Schatten der Helden, gefallen im Streit,
Graunwolken umschweben sie hier,
Und ferner her vom stillen Lena
Höret man Winseln des Tods. *
Held Conall ruhet am Waldstrom
Im Schatten der laublosen Eich';
Einem Stein', umgrünet vom Mooswuchs,
Auflehnte der Führer das Haupt.
Durch die Heide, gehüllet in Graun,
Scholl ihm ein Laut der Nacht her.
Weit vom Heere ruht' er entfernt;
Furcht nah't nicht dem Sohne des Schwerts. **
„Nicht flieh ich vor Suaran des Meers!
„Und muß ich fallen, steigt mein Grab
„Am brandenden Meer, bei Gesängen.
„Thränen strömt des Jägers Wange;
„Grain wird umdüstern Braidhgheal (Brájal),
„Hoher Schönheit.
„Nicht fürcht' ich den Tod, doch die Flucht! ***
„Mein Geist frohlocket im Streit,
„Süß ist mir das Toben der Schlacht.

* V. 662 — 668.
** Ges. 2. V. 1 — 8.
*** V. 97 — 104.

„Ich bin vom Geſchlechte des Kampfs;
„Furcht vor Tauſenden kannte mein Stamm nie.“ *
(Er rafft ſich auf und eilt entgegen.)
Conall ſchlug und verjagte den Feind.
Sich ſuchend den Tod in dem Kampf,
— Wer brächʼ ihm die Rüſtung am Strand? —
Warf er hin aufs Feld den Schild.
Ein Pfeil traf grauſam die Bruſt. —
Er ſchläft, Gealmhin (Gälwin), dir zur Seite,
Wo ſpielen die Windʼ am Meer.
Der Segler erblicket ihr Grab,
Wann ſteiget ſein Schiff auf der Flut. **
Der Morgen ergrautʼ.
Lena hinüber erſchallet
Das Heerhorn Fionnghalʼs des Meerſohns.
Wie laut donnernd das Weltmeer
Vom Strand des Schneelands brandend ſtürzt:
So ſtürmiſch, ſo finſter, ſo grimm,
Stürzten vom Hügel die Söhne des Meers;
Suaran, groß und ſtark, voran,
Graß im Stolz der Schildʼ und der Wehr.
Zorn brennt in dem finſteren Antlitz,
Sein Aug wie Glut auf Höhn im Sturm. ***

* Geſ. 3. V. 171 — 174.
** Geſ. 2. V. 522 — 530.
*** Geſ. 3. V. 325 — 334.

Roinne * (Rüne) schreitet daher, wie der Blitz;
Gall finster, wie Dunkel der Nacht;
Held Fearghus (Fárgus) wie Sturm im Gebirg,
Und Fillean (Fillán) wie Nebel auf Höhn.
Ein Fels stand Ossian (Oschján) im Schwertkampf.
Auf Fionnghal war stolz mein Geist.
Da war noch ergraut nicht mein Haar,
Und nicht bebte vor Alter die Hand.
Verlöscht war dem Aug nicht die Sehkraft.
Wer nennte die Tode des Heers?
Wer die Thaten der Führer?
Als Fionnghal, im Grimm erglühend,
Lochlin verzehrt' auf den steigenden Höhn. **
Freud' erhob sich in Oscars Gemüth,
Glühend die Wang', in Thränen das Aug.
Einem Blitzstrahl glich sein Schwert.
Sanft begann er zu Ossian:
Lenker blutiger Schlachten,
Weiser Vater, höre mein Wort:
Mache zu Fionnghal dich hin;
Gib mir mein Erbtheil deines Ruhms.
Und fall ich hier in der Schlacht:
Denke des Busens weiß wie Schnee,
Des einsamen Strahls, den ich liebe,

* Helden aus Finjals Heer werden jetzt benannt.
** V. 392 — 407.

Toscars Tochter der ſchneeigen Hand.
Fern erglüht ihr die Wang' auf dem Fels,
Trüb über den Strom gebeugt;
Ums Haupt ſtrömt ihr das weiche Gelock;
Um Oscar erhebt ſie die Stimme.
Künd' ihr, ich ſchweb' auf dem Hang,
Mein bleicher Schatten im Wind;
Auf ſchnellem Gewölk begegne
Einſt ich Toscars Tochter des Ruhms,
Toscar's des Helden geprieſener Tochter.

Oſſian.

Mich, Oscar, mich leg' in das Grab;
Nie weich' ich, dräuet Gefahr!
Im Schwertkampf ſteh' ich voran,
Zu ſiegen erlerne von mir.
Oscar, gedenk' es, lege mein Schwert,
Meinen Bogen,
Dort, wo grau ein Stein zum Haupt
Mir ruht am düſtern Carn. * —
Wir eilten zu Wunden und Tod.
Wie aufwogend die Welle des Meers
Weiß, ſchwellend, donnernd, brüllt empor;
Wie hoch an Felſen Brandung ſtürmt,
Griffen wir an und ſchlugen den Feind. **

* Geſ. 4. V. 217 — 245.
** V. 255 — 259.

Oscar, furchtbar wareſt du,
Edler Sohn, ſo brav, ſo gut!
Mein Geiſt war ſo froh auf den Höhn,
Zu ſchaun, wie du ſchlugeſt die Schlacht.
Auf Moilena wich das Heer;
Wir würgten, verfolgend den Feind.
Wie Steine prallend von Fels zu Fels;
Wie Aexť in hallender Waldung;
Wie rollt der Donner von Berg zu Berg,
Schmetternd, brüllend, grauſes Getön's. *
Raſch ſchritt Fionnghal voran.
Wer ſteht da ſo düſter im Gram,
Am Felſen des brüllenden Stroms,
Welcher den Sprung ihm verwehrt?
Untadlich und ſchön die Geſtalt!
Ihm zur Seite der wölbige Schild,
Und der Speer, wie ein Baum auf dem Berg.

Fionnghal.

O Jüngling mit finſterem Blick,
Biſt du mir ein haſſender Feind? —

Orla.

Ich kam von Lochlin, o Held;
Mein Schild iſt ſtark in der Feldſchlacht.

* V. 274 — 283. Carn ſind die Begräbnißdenkmahle der Helden und Häuptlinge. Große zuſammengehäufte Steine.

Meine Gattin weint auf der Höh;
Nie erblickt sie, im goldnen Gelock, mich.

Fionnghal.

Ergibst du dich? Wähltest den Kampf du?
Noch siegten die Feinde vor mir nie.
Nicht schwach sind die Freunde mir, Held.
Folge mir, Krieger des Meers;
Erfreu', auf der Höh tich des Mahls.
Verfolg' auf der Heide das Rothwild;
Sey Fionnghal's mächtiger Freund. —

Nein, nie! versetzte der Held.
Stets kämpft für den Schwachen mein Arm;
Stets siegte mein Schwert auf den Höhn.
Warum weichst du nicht, Führer, dem Stahl?

Fionnghal.

Junger Mann, nie wich ich, nie!
Nie weich' ich einem, der lebt!
Wähl' aus meinem Geschlecht,
Viel und groß ist der Stamm.
Und weigert den Kampf mir der König?
Sprach Orla des Schlachtschilds;
Nur Fionnghal entspricht mir, dem Jüngling'
Er seines Stammes allein.
König Morbheinns, deß Ruhm groß,
Wenn du mich besiegst im Streit,
Erheb' auf Lena mir ein Grab;

Es sey das größte der Heide.
Versende du über die Flut
Zur Insel der Schiffe mein Schwert,
Zur Gattin der Liebe, die trüb
Sich härmt, schönaugig;
Daß sie zeige dem Sohne den Stahl,
Thränen strömend von reizender Wang'.
O junger Held, deß Wort so trüb,
Warum weckest die Thräne du mir?
Es harret der Helden ihr Tag.
Einst schaun ihre Kinder die Wehr
Voll Rost und Schmutz in der Halle.
Orla, hoch soll steigen dein Grab,
Dein Weib, schönbusig, weinen dir,
Wann kehren sie sieht dein Schwert.
Auf Moilena erhob das Gefecht sich:
Schwach waren die Streiche von Orla.
Sämmtlich zerhieb ihm der König
Seines Schildes Geriem in dem Blutkampf.
Es sank zu Boden der Schild,
Wie sinkt in die Fluten der Mond.
König Morbheinn's, erhebe die Hand;
Durchbohr', o Held, mir die Brust
Voll Wunden und matt von dem Streit.
Mir schwanden zur Seite die Freund'.
Es höre die Kunde des Grams
An des sanften Lotha Gestad

Die einſame Gattin im Wald,
Wann ſanft im Buſch das Lüftchen rauſcht.
Nicht mord' ich, ſagte der Held,
Nicht mord' ich im Kampfe dich, Orla.
Sehe die Schöne voll Reiz
Den theuren Held am Strome Lotha,
Wohl und geſund nach dem Blutkampf!
Sehe dich der Vater, der Greis,
(Iſt blind nicht vor Alter der Schwertſohn)
Hör er deine Schritt' auf der Höh,
Deine Stimm' in der fernen Hall'!
Ihm ſchwelle die Seele vor Wonne,
Betaſtet die Hand den Sohn!
Betaſten wird er nie mich, Held,
Begann der Jüngling von Lotha;
Ich fall' auf Lena des Walds.
Töne der Barde, wie ſtark in dem Streit ich!
Unter dem Gurt iſt die Wunde des Tod's;
So geb' ich, o Wind, ſie dir Preis!
Seiner Seit' entſtrömt das Blut,
Und er ſinkt auf die Heide von Lena.
Ueber den zuckenden Krieger gebeugt
Rief Fionnghal die jüngeren Helden:
Oscar und Fillean, ihr Jüngling',
Auf! erhebet preiſend Orla;
Legt den Krieger unter den Stein.

Fern der edlen Gattin am Lotha
Ruh' im engen Hauf' er hier.
Fern von Hallen, von Helden, vom Ruhm!
Es trauern die Doggen im Bergthal. *
Auf mit der Stimm' und dem Klange des Horns,
Untadliche Söhne von Morbheinn!
Oscar, Fillean und Roinne (Rûne),
Rasch eilt durch die Heide von Lena,
Zum Feind gewandt die Augen!
Wo bist du Roinne, tapfrer Schlachtsohn?
Langsam pflegtest du nimmer zu seyn
Dem Rufe des Königs des Schwerts.
Dein Roinne, begann der Bard,
Ist, wo weilen die Geister des Ruhms;
Ist, wo Trathal (Tráhal) der König der Schild'
Und wo Treunmor (Trenmohr) der Thaten.
Der Jüngling, entseelet und bleich,
Liegt dort an dem Hange von Lena.
Und fiel er der schnellste der Jagd?
Sprach der König von Morbheinn des Ruhms.
Du spannteſt den Bogen so schön,
Und so wenig noch kannt' ich dich!
Warum fiel [illegible] Roinn' in der Schlacht?

* Ges. 5. V. 99 — 188. 190. 191. 194. Dieser Jüngling ist das Bild zu Seneca's: de genu pugnat!

Schlaf', o herrlicher Kämpfer auf Lena!
Nicht lang, und ich sehe dich, Held!
Nicht hört man meine Stimme mehr,
Nicht eilt mein Schritt am Felsenhang!
Reden werden die Barden von mir,
Reden die Steine der Heid' und des Walds.
Gefallen ist Roinn' und entseelt!
Ullin schlage die Saiten der Harf'
Und erhebe den Helden, der schwand.
Lebe wohl, du erster im Feld!
Nicht lenk' ich dir sicher den Pfeil,
Dir dem schönsten der Jüngling' einst!
Nimmer seh' ich dich! — Lebe wohl!

In Thränen schwamm des Königs Aug.
Schrecklich war im Kampf sein Sohn;
Er glich des Himmels Blitz, der stürzt
Von Höhn in die Eb'ne bei Nacht,
Wann nieder ihm sinket der Wald,
Im Finstern der Wandrer sich härmt;
Fern hinterm Carn erstickt der Wind
Die Glut und Nacht umhüllt die Welt.

Wessen gedenkt das umgrünete Grab dort?
Sprach Fionnghal.
Vier der Stein', umwachsen mit Moos,
Stehn am Hügel ums enge Haus.
Dort soll Roinne schlafen den Schlaf

Neben dem Helden, dem tapfern der Schlacht.
Ein Führer iſt's von hohem Ruhm. —
Ullin, ſing' aus entſchwundener Zeit
Erinnerung jener im Grab!
Und entflohn ſie nie der Schlacht:
Schlummer' ihnen zur Seite mein Sohn. *
Ja hier ſchlummre Roinn in Ruh,
Sprach Fionnghal langſam und ſanft;
Meinem Ohr' ertönte ſein Ruhm.
Fillean, Fearghus, bringet hieher
Orla, Lotha's erblaſſeten Jüngling.
Ruhſt, Roinn', in dem Grab du bei Orla:
Nicht fehlt dir des Ruhmes Genoß.
Weint ihr Jungfraun Morbheinn's der Felshöhn,
Trauert Jungfraun Lothas der Flut!
Wie Schößling' am Hang des Gebirgs
Wuchſen die Helden, die Starken in Noth;
Sie fielen wie Eichen im Thal,
Die über dem Strom des Gebirgs
Liegen im Winde der Carn.
Oscar der Jünglinge erſter,
Wie ſie fielen die Tapfern, ſiehſt du:
Sey ſo du berühmt in der Schlacht,
Sey Preis dir der Barden, wie Roinne!

* V. 198. 199. 202 — 247. 249 — 252.

Schrecklich war dein Arm in der Schlacht:
Sanft warst du im Frieden, o Roinn'. — *
Ruhe, jüngster meines Stamms;
Ruh' hier unter dem Stein' auf Lena!
Fallen werden wir Groß' und Weise;
Einst kommt sein Tag auch dem Schlachtsohn! **
So ertönte dein Trauern, o Fürst,
Als der Carn umhüllte Roinne.
Welch Trauern lastet auf Ossian!
Auch du bist, Erster ***, entseelt!
Dich hör' ich auf Cona nicht mehr;
Nicht schau' ich erblindet, dich, Heerfürst!
Tag' und schaurige Nächte
Sitz' oft dir am Grab ich am Carn,
Tast' umher mit der Hand auf dem Hang,
Preis' im Bardengesange dein Lob.
Oft scheint's mir, als tönte dein Ruf;
Ach! es ist der Hauch der Nacht!
Lang schon sankst du in tiefen Schlaf,
Herrlicher Führer der blutigen Feldschlacht! — ****
Wie lang soll sinken die Thrän'

* V. 396 — 405.
** V. 410 — 413.
*** Oscar, sein heldenmüthiger Sohn, der vor Ossian in einem Kampfe seinen Tod fand.
**** V. 414 — 427.

Auf Moilena der Höhen von Eirinn?
Nimmer kehren die Starken zurück;
Nie stehet mein Oscar in Kraft auf!
Fallen werden die Tapferen einst,
Verschwinden ihr Pfad auf den Höhn.
Wo ist der Väter tapfres Geschlecht,
Der Schlachten Söhn' entschwundner Zeit?
Sie sanken wie Stern' an den Höhn,
Die Ländern strahlten, hin in Nacht;
Ihres Ruhms Hall tönt uns vor.
Berühmt einst waren sie
Zur Heldenzeit, die entflohn',
Furchtbar und Grimm ihr Geschlecht!
So entschwinden der Erd' auch wir
Hinab in die Enge des Grab's.
Jetzt umblüh' uns der Ruhm!
Ein Nahme glänz' uns nach,
Gleich Strahlen der hellesten Sonne,
Wenn in Dunkel sie hüllet ihr Haupt. *

Sentenzen aus Ossians Gesängen.

Heil dem jungen Helden,
Dem Ruhm ertönt im Graun des Tods!

* Bd 2. Tighmora. Ges. 1. V. 410 — 429. An einem anderen Orte (Ges. 2. V. 464. 65.) sagt Ossian durch den Mund Cathmor's:

Sieh, unsere Thaten erblickt
Im Lichtglanz ewig der Bard.

Nicht ſieht in der Halle der Schild er
Belächeln die dorrende Hand.
Sein denkt man unter Geſängen,
Ihm weinen die Mädchen am Grab.
Fern vom Kampf muß welken das Alter,
Deß tapfere Jugend voll Ruhm war.
Ihrer vergiſſet die Mitwelt;
Sie ſinken im Dunkel dahin,
Von eignen Söhnen unbeſeufzt. *

Jungfraun
Schaun den Tod der Jugend der Schlacht.
Im Kampf iſt ihr Herz für die Tapfern. **

Was erbau'ſt du die Halle des Mahls,
Du Sohn der Zeit, beſchwingtes Flugs?
Heut ſchau'ſt du von deinem Gethürm her;
Morgen deckt dich des Hügels Geſtein.
Der Jahre Sturmflug weilet nicht. ***

Preiſen ſollen unſeren Muth,
Unſern Fall betrauernd, die Väter.

* Bd. 2. Croma. B. 219 — 229.
** Bd. 3. Carthonn. B. 255. 259.
*** Ebendaſ. B. 173 — 177.

Ihren Geist bestrahlet die Freude,
Schwillt gleich von Thränen ihr Aug.
Doch was denken ans enge Haus wir?
Die Tapfern beschirmet das Schwert;
Der Feigen Flucht verfolgt der Tod,
Und nimmer ertönet ihr Nachruhm! — *

Die Seele wächst in Gefahr. **

Warum Erinnrung an Oscar?
Warum weckst du mir Seufzer der Brust?
Laß ihn ruhen den Kampfheld,
Bis zur Seit' uns die Wetter entflieh'n.
Fern sey die Trauer, dräu'n Gefahren,
Die Thräne fern dem Heldenaug!
Edler Söhne vergaßen die Ahnen,
Bis Schwert und Schlacht und Krieg zur Ruh;
Dann rückkehret' ihnen der Gram,
Und der Barden Trauergesang. ***

Warum trüb umdüstern den Blick?
Das Licht erfreut des Tapfern Herz,
Der kämpft für der Heimath Wohl. ****

* Bd. 3. Lathmon. V. 273 — 76. 279 — 282.
** A. a. O. V. 270.
*** Bd. 2. Dathmora. V. 81. — 90. des 2ten Gesangs
**** Ebendas. V. 205 — 208.

Uns füllt ſich mit Thränen das Aug
Dort, wo war der Tapferen Kampf! —
Hoch ſoll hier erragen ein Stein
In Mitte des Mooſes der Carn,
Und ſprechen zur kommenden Zeit.
Wann du vergehſt, der Helden Stein,
Wann entſchwindet Lubar den Höhn:
Senkt ſich der Wandrer ermüdt
Am Hügel zum Schlaf hier hin. *

Achte des Ruhms!
Laß nie des Auslands Kinder ſagen:
Schwach ſind die Erzeugten von Morbheinn.
Sey in Schlachten ein brullender Strom,
Mild im Frieden, wie ſcheidend die Sonne. **

Fionnghal's ſchönſtes Lob.

Nicht ſcholl ſein Wort beim Mahle vor.
Es ſchwanden die eigenen Thaten
Vor ſeinem Feuergeiſte hin,
Wie Nebelgewoge zerfließt,
Wann ſtrahlend die Sonn' emporſteigt. ***

* Ebendaſ. V. 446 — 454.
** Fionnghals Lehre an Oscar. Bd. 3. Der Krieg von Inniſthonna. V. 61. 63 — 66.
*** Bd. 3. Suilmhalla von Lumon. V. 60 — 64.

Held, es schreiten die Feinde heran,
Wogen gleich, die im Nebel sich nah'n,
Wann im Schaum sie erheben das Haupt
Durch die Nacht und den Schwall des Dampfs.
Zittern ergreifet den Wandrer,
Der, was ihm fromme, nicht weiß,
Wir zittern nicht, Wanderern gleich.
Zucket ihr Tapfern den Stahl. *

Es brüllet auf düsteren Höhn
Der Donner, und schwindet dahin;
Die Sonne kehrt mit stillem Strahl;
Es lächeln die schimmernden Felsen,
Und das grünende Haupt des Gebirgs. **

Immer fleucht vor dem Schwert die Gefahr;
Dem Kühnen nur folget der Sieg. ***

Die Zeit der Gefahr ist erst die Zeit mir;
Dann strahlet hell mein scharfes Schwert. ****

---

* Bd. 1. Cath Loduinn. 2r. Ges. V. 17 — 24.
** Bd. 3. Die Schlacht von Lora. V. 37 — 41.
*** Bd. 1. Fionnahal. Ges 3. V. 197. 198.
**** Bd. 2. Tighmora. Ges. 3. V. 27. 28.

Denkſtein' allen, die fielen im Streit. *
Nicht Führer waren ſie, doch ſtark
Ihr Arm, wie der Helden, im Kampf,
Meine Kraft ſie zur Zeit der Gefahr.
Ihnen erglänzte der Sieg,
Vergiß nicht, o Carull, ihr Grab!

Warum ſollt' uns träge Furcht
Umkreiſen wie ein Geiſt der Nacht?
Tapfern wächſet der Muth zur Zeit,
Wann ſchwillt der Feinde Zahl auf den Höhn. **

Wie flammendes Feuer, verklärt
Sich Kühnheit im Herzen zur That. ***

Mir Wonn' iſt das Geiſtergefild,
Wo die Heere zerſtieben im Streit,
Wie Wogen, wenn ſteiget der Sturm. ****

O Schmerz, kraftlos, wehrlos zu ſeyn! *****

---

* Bd. 2. Tighmora. B. 461 — 64. 468. 69.
** Ebendaſ. Geſ. 4. B. 60 — 63.
*** Ebendaſ. Geſ. 4. B. 358. 359.
**** Daſ. B. 353 — 355. Man vergl. auch Geſ. 7. B. 155 — 58.
***** Bd. 2. Croma. B. 140. (S. 365.)

Bruchstücke.

Warum seyd ihr so düster, ihr Berghöhn,
Mit euren schweigenden Wäldern?
Eure Gipfel beflimmert kein Stern,
Und eure Seiten kein Mondstrahl.
Dort schweben die Gluten des Todes,
Und neblige Geistergebilde.
Warum seyd ihr so düster, ihr Berghöhn,
Mit euren schweigenden Wäldern? *

Die Geister der Barden der Vorzeit
Vernahmen's am Hange der Berghöhn.
Sanfte Töne schweben am Wald hin;
Die stillen Thale der Nacht erfreun sich.
So, wann in der Stille des Tags
Er sitzt im durchsäuselten Thal,
Tön't ergötzend in Ossians Ohr
Das Summen der Biene des Wald's.
Zuweilen verweht es der Luftstrom,
Doch bald kehret der liebliche Ton.
Schräg blicket die Sonn' auf das Feld;
Mählig wächset der Schatten der Berghöhn. **

* Bd. Cuchullins Tod. V. 120 — 127. (S. 343.)
** V. 133 — 144.

An den Mond.

Schön bist du, o Tochter des Himmels,
Deines Antlitzes Schweigen ist hold!
Du wallest hervor voll Liebreiz.
Deine bläulichen Schritt' im Ost
Begleitet das Funkeln der Sterne.
Vor dir freun sich die Wolken, o Mond,
Von Glanz bestrahlt die braunen Säume.
Wer am Himmel gleichet dir,
O Tochter der schweigenden Nacht?
Vor dir stehen die Sterne beschämt,
Wegwendend die funkelnden Augen.
Wohin entfernst du deinen Lauf,
Wenn des Antlitzes Dunkel dir wächst?
Hast du deine Halle, wie Ossian?
Wohnst du im Schatten des Grams?
Fielen dir vom Himmel die Schwestern?
Sind jene, die sonst in der Nacht
Mit dir sich erfreuten, nicht mehr?
Ja sie fielen, holdes Licht,
Und zur Trauer entfernst du dich oft.
Auch du schwindest eine Nacht,
Des Himmels blauen Pfad verlassend.
Dann erheben die Stern' ihr Haupt,
Die vor dir sich schämeten, freun sich.
Jetzt bist du gekleidet in Lichtglanz,

Schau' aus deinen Pforten der Luft.
Zersprenge die Wolken, o Wind,
Daß herschaue die Tochter der Nacht,
Daß erglänzen die buschigen Höhn,
Und daß hinrolle das Meer
Seine schäumenden Wogen in Licht. *

Des Mädchens Grabgesang.

„Colla's Tochter, du sankst in den Staub,
Schweigen herrscht an Selma's Strömen,
Truhil's edeler Stamm ist dahin.
Wann hebst du dich wieder in Schönheit,
Du erste der Mädchen von Erinn?
Dein Schlaf ist lang in dem Grab',
Und weit der Morgen entfernt.
Nicht kommt zu deinem Bett die Sonn',
Und spricht: erwach' o Dschärdul!
Erwache, du erste der Jungfraun,
Draußen säuseln die Lüfte des Frühlings;
Es schütteln die Blumen ihr Haupt
Auf des Hügels grünender Höh.
Es wiegt der Wald sein junges Laub.
Zurück, o Sonne, Dschärdul schläft.
Nicht schreitet sie hervor in Schönheit;

* Dd. 3. Dearduil. V. 1 — 31. (S. 375.)

Nie wandelt ſie wieder einher
Im Schritt holdſeliger Anmuth. — *
So tönte der Barden Geſang
Als Oſchärdul das Grab ſie erhoben. *

Aus Barthonna. **

Dort ſteht auf dem Felſen die Diſtel
Und ſchüttelt den Bart in den Wind.
Die Blume ſenkt ihr ſchweres Haupt,
Und nicket zu Zeiten im Lüftchen.
Warum weckſt du mich, Lüftchen des Frühlings?
(So ſcheinet die Blume zu ſagen. —)
Mich bethaueten Tropfen des Himmels.
Meines Welkens Zeit iſt nah,
Nah der Sturm, der die Blätter herabſtört.
Morgen wird der Wandrer kommen.
Suchen wird im Gefild' mich ſein Aug,
Aber finden wird es mich nicht!
So wird man ſuchen vergebens
Die Stimme von Cona des Halls,
Nachdem ſie verſtummt' im Gefild.
Kommen wird am Morgen der Jäger,
Und meiner Harfe Laut nicht hören.

* A. a. O. V. 657 — 677.
** Bd. 3. S. 459. V. 6.

„Wo ist der Sohn von Finjal der Wagen?“
Die Thräne bebt auf seiner Wange.
Dann komm Malwina, o komm
Mit all der melodischen Stimme.
Leg' Oschian dann in Luha's Eb'ne.
Laß steigen empor sein Grab
In deinem holden Gefild.
Malwina, du Tochter von Toscar,
Wo bist du mit deinen Gesängen,
Mit deiner Schritte süßem Schall?
Sohn Alpinns, bist du mir nahe?
Wo ist sie die Tochter von Toscar?
„Ich ging vorüber, Finjals Sohn,
Bei Torluha's moosigen Mauern.
Kein Rauch stieg auf aus der Hall';
Es schwiegen am Hügel die Bäume.
Die Stimme der Jagd war verhallt.
Ich sah die Töchter des Bogens;
Ich fragte, wo ist Toscars Tochter?
Aber keine gab mir Antwort.
Sie wandten das Antlitz hinweg.
Ihre Schönheit verhüllt' ein Wölkchen,
Sie waren Sternen vergleichbar
Auf regnigem Hügel bei Nacht,
Wann matt sie den Nebel durchblinken.“
Sanft sey die Ruh dir, holder Strahl,

Früh sankst du auf unsern Höhn.
Herrlich war dein scheidender Schritt,
Gleich dem Mond auf der zitternden Meerflut.
Doch du ließest uns im Dunkel,
Du erste der Mädchen von Luha.
Wir sitzen trauernd am Felsen.
Keine Stimm' ertönet dort;
Kein Licht glänzt, nur Gluten der Luft.
Früh gingst, Malwina, du unter,
Du Tochter des edelen Toscar.
Aber herrlich steigst du empor,
Dem Strahl in Osten vergleichbar,
In Mitte der Schatten der Freunde,
Wo in ihren stürmischen Hallen,
Dem Sitze des Donners, sie weilen.
Ich höre das Lüftchen von Cona,
Das sonst wiegte dein schweres Gelock.
Es schwebt in die Halle hinein,
Aber es findet dich nicht.
Es durchrauschet mit klagendem Laut
Die Waffen deiner Erzeuger.
Geh, Lüftchen, mit säuselnder Schwinge,
Seufz' über dem Grabe Malwina's.
Dort erhebt es sich unter dem Fels
Am bläulichen Strome von Luha.
Schon sind sie geschieden die Jungfraun,

Rückkehrend zu ihrer Behausung;
Du, Lüftchen, klageſt allein dort. *

Der Kampf mit dem Nachtgeiſt.

Cormars Wonn' war Sturm auf der Flut.
Sein Schiff, ſchwarz, geſchwind und ſchmal,
Flog auf Flügeln des Winds durch das Meer.
Einſt tobt ein Geiſt durch die Nacht.
Hoch ſchwillt das Meer, die Klippe hallt;
Sturm jagt die Wolken, es flammt
Nachtblitz auf das Wogengewälz.
Angſt packt' ihn, er kehrte zum Strand.
Beſchämt, daß Furcht ihn gepackt,
Stürmt raſtlos er wieder ins Meer,
Suchend den furchtbaren Geiſt.
Drei der Jünglinge lenkten das Schiff;
Bloß ſchwingt er das Schwert in der Hand.
Das Dunſtbild auf dem Gewog
Sucht' auf mit dem Schwerte der Held;
Er ſucht mit dem Schwerte den Nachtgeiſt,
Und naht ſich dem Schemen ans Haupt.
Er ſchwand aus dem Wind und der Luft;
Stern' erglänzten und ſanft der Mond. **

* Bd. 3. Barrthonna. V. 6 — 64. 90 — 102.
** Fionnghal. Geſ. 3. V. 176 — 194.

Oscars Sieg.

Sie zogen dahin durch die Wüste,
Wie düsteres Wolkengewog
Vom Wind die Heid' entlängs gerollt,
Von Blitzen die Säume geröthet;
Der Wald erbraust und ahnet Sturm.
Das Schlachthorn Oscars ertön't;
Lano zittert in jeglicher Welle.
Rund um Corrmeall's (Kormalls) hallenden Schild
Versammeln die Kinder des Sees sich.
Oscar kämpft, wie er pflegt, in der Schlacht;
Seinem Schwert sank Corrmeall hin.
Die Söhne des gräßlichen Lano
Flohn zu ihren einsamen Thalen.
Oscar brachte die Tochter des Eilands
Zu Annir's ertönender Halle.
Des Greises Antlitz glänzt vor Wonne,
Heil! rief er, dem König der Schwerter.
Wie war sie, Ossians Freude, groß,
Als fernher schimmern er sah
Die Segel des kehrenden Sohns.
Sie glichen einem Lichtgewölk,
Das glänzend in Osten sich hebt,
Wann unbekanntes Land durchwallend
Der einsame Wanderer trauert,

Und furchtbar mit Geißern das Nachtgraun
Rund um ihn mit Dunkel umkreist.
Wir führten mit Sang ihn nach Selma.
Fionnghal ließ verbreiten das Mahl.
Von tausend Barden gepriesen
Tönt Oscar's Nahm' in der Halle;
Morbheinn's Höhn verhallten den Klang.
Die Tochter Toscar's war dort;
Ihre Stimme glich der Harfe,
Wann Abends fernher schwebt der Ton
Am sanftsäuselnden Lüftchen des Thals. —
O leitet mich, ihr, die das Licht seht,
Zu einem Felsen meiner Höhn.
Umher sey Haselgesträuch,
Mir nahe die sausende Eiche.
Grün sey die Stäte meiner Ruh,
Umbraust vom entferneten Waldstrom.
Toscars Tochter, nimm die Harfe;
Töne Selma's liebliches Lied,
Daß Schlaf mir die Seele beschleiche,
Wann rings mich die Freud' umkreist;
Daß Träume mir kehren der Jugend,
Und Fionnghal's des Tapferen Zeit. *

---

* Bd. 3. der Krieg von Innisthonna (Innisch—honna). S. 181 — 227.

Aus den Liedern von Selma.

1.

Stern der sinkenden Nacht,
Schön funkelt im Westen dein Licht.
Du hebst dein strahlend Haupt aus Wolken,
Wallst stattlich hin an deinen Höhn.
Warum blickst auf die Ebene du?
Vertobt ist der Stürme Gebraus.
Fernher kommt das Murmeln des Bergstroms;
Den fernen Fels umspielt die Brandung.
Die Abendfliege schweift umher,
Es summet ihr Flug durch's Gefild.
Wonach blickst du, schönes Licht?
Doch du lächelst und schwindest hinweg.
Voll Freud' umkreisen dich die Wellen,
Sie baden dein liebliches Haar.
Lebe wohl, du schweigender Strahl;
Du, Licht in Ossians Seel', erwach'!
Es erwacht in seiner Kraft;
Ich seh die geschiedenen Freunde.
Sie sammeln sich wieder am Lora,
Wie sonst in den Tagen der Vorzeit.
Held Fionnghal schwebet heran,
Gleich thürmendem Nebelgewog,
Von seinen Helden umkreist.

Sieh dort die Barden des Lieds,
Ullin den Greis und den ſtattlichen Roinne! (Rüne)
Sieh Alpinn, melodiſcher Stimm',
Und Minfhonn (Minon), ſanfter Klage!
Wie ſeyd ihr verändert, ihr Freunde,
Seit Selma's Tagen des Feſtmahls!
Als wir ſtritten im Wechſelgeſang,
Den Lüftchen des Frühlings vergleichbar,
Die, längs dem Hügel entſchwebend,
Wechſelnd beugen das flüſternde Gras!
Minfhonn trat hervor in Schönheit,
Geſenkt den Blick, das Aug bethränt.
Ihr Haar floß ſchwer in dem Windſtoß,
Der unſtät ſauſte vom Hügel.
Die Seelen der Tapferen traurten,
Als des Lauts Melodien ſie erhob.
Oftmahl ſahn ſie Sealgair's (Schalgar's) Grab,
Das enge Haus der ſchönen Culmath (Kulma);
Culmath, einſam, verlaſſen am Hügel,
Mit all der melodiſchen Stimme.
Sealgair hatte zu kommen verſprochen,
Aber ringsum ſenkte ſich Nacht.
Hört die Stimme der reizenden Culmath,
Als ſie einſam am Hügel ſaß.
„Es iſt Nacht. Ich bin allein,
Verloren am Hügel des Sturms.

Es brauſet der Wind im Gebirg;
Dem Felſen entſtürzet der Bergſtrom.
Mich ſchirmet vor Regen kein Obdach,
Verloren am Hügel des Sturms.
Entſteig', o Mond, dem Gewölk;
Erhebt euch, Sterne der Nacht!
Leit' ein Licht zu der Stäte mich hin,
Wo einſam mein Geliebter ruht,
Ermüd't von der Arbeit der Jagd,
Sein Bogen neben ihm, entſpannt,
Die Hunde keuchend um ihn her!
Hier muß ich ſitzen allein
Am Felſen des mooſigen Strdms.
Es brüllet der Strom und der Sturm:
Nicht hör' ich die Stimme des Theuren!
Warum verzögert mein Sealgair?
Hier iſt der Fels, hier iſt der Baum,
Und hier der brüllende Strom.
Hier zu ſeyn mit der Nacht, verſprachſt du.
Ach! wohin iſt mein Sealgair geirrt?
Den Vater wollt' ich fliehn mit dir,
Mit dir den Bruder voll Hochmuth.
Lang waren feind ſich unſere Stämme,
Wir ſind nicht feind uns, o Sealgair! —
Still eine kleine Weil', o Wind!
O ſchweig ein Weilchen, du Strom,

Daß meine Stimm' erkling' umher,
Daß mein Verirrter mich höre!
Sealgair! Culmath iſt's, die ruft!
Hier iſt der Baum und hier der Fels;
Sealgair, Theurer, ich bin hier!
Warum ſäumſt zu kommen du? —
Sieh, der ſtille Mond erſcheint;
Es erglänzet im Thale die Flut.
Grau dämmern die Felſen der Jäh'n.
Ich ſeh ihn nicht auf der Berghöh.
Vor ihm ſpielen die Hunde nicht her,
Der Ankunft Nähe verkündend.
Hier muß ich ſitzen allein! —
Wer liegt da zur Seit' auf der Heide?
Biſt du's, mein Geliebter? mein Bruder?
Sprecht mit mir, o meine Theuren!
Nicht geben Culmath ſie Antwort!
Sprecht mit mir, ich bin allein!
Die Seel' iſt geängſtigt von Furcht mir! —
Todt ſind ſie; die Schwerter vom Kampf roth!
O mein Bruder, o mein Bruder,
Warum erſchlugſt du meinen Sealgair?
Warum, Sealgair, erſchlugſt du den Bruder?
Ihr waret mir beide ſo lieb!
Was ſoll zu eurem Preis ich ſagen?
Schön warſt unter Tauſenden du

Auf Berghöhn: furchtbar im Kampf er.
Sprecht mit mir; hört meine Stimme! —
Sie ſchweigen, ſie ſchweigen auf ewig!
Kalt, kalt iſt ihre Bruſt des Staubs.
Vom Felſen des Hügels herab,
Vom Gipfel der ſtürmiſchen Jäh'n,
O redet, ihr Geiſter der Todten,
Redet, zagen will ich nicht!
Wohin ginget ihr zur Ruh?
In welchem Geklüft des Gebirgs
Soll finden ich euch, ihr Geſchied'nen?
Nicht tön't ein leiſer Laut im Wind,
Nicht halbverweht Antwort im Sturm.
Ich ſitz' allein in meinem Gram;
Ich harre des Lichtes mit Thränen.
Grabt die Gruft, ihr Freunde der Todten;
Schließt ſie nicht, bis Culmath kommt.
Mein Leben entfleucht wie ein Traum;
Warum blieb ich ſäumend zurück?
Hier will ich ruhn mit meinen Freunden
Am Strome des hallenden Felſens.
Wann Nacht auf den Hügel ſich ſenkt,
Wann laut ſich erheben die Winde:
Dann ſoll ſtehen mein Geiſt in dem Luftſtrom,
Meiner Freunde Tod betraurend.
Hören wird aus der Hütte der Jäger,

Fürchten meine Stimm' und lieben;
Denn süße Laute soll die Stimm'
Ertönen um meine Geliebten!"

Dies war dein Gesang, o Minfhon,
Sanfterröthende Tochter von Tormann.
Unsere Thränen sanken um Culmath,
Und unsere Seele war traurig. *

2.

Vorüber ist Regen und Wind;
So still ist die Stunde des Mittags.
Zerstreut ist des Himmels Gewölk.
Ueber die Hügel des Grüns
Flieht wechselndes Lichtes die Sonne.
Herab durch des Thales Gestein
Ergießet sich röthlich der Bergstrom;
So süß ist dein Murmeln, o Strom!
Doch süßere Töne vernehm' ich,
Alpinn's Stimme, des Sohns des Gesangs;
Er wehklagt über die Todten.
Gebeugt ist von Alter sein Haupt,
Von Thränen geröthet sein Aug.
O Alpinn, du Sohn des Gesangs,
Warum allein am stillen Hügel?

* Bd. 3. (S. 309.) V. 1 — 137.

Was klagst du mit dumpfem Getön,
Dem Windstoß ähnlich im Wald,
Der Wog' am öden Gestad gleich?
„Meine Thräne strömt den Todten,
Meine Stimme den Söhnen des Grab's.
Schlank, Roinne (Rüne) bist auf den Höhn du,
Schön unter den Söhnen des Thals.
Aber einst fällst du wie Morfhear (Morar);
An deinem Grabe sitzt der Traurer.
Dich kennen die Höhen nicht mehr;
Dein Bogen liegt in der Hall' entspannt.
Du warest, o Morfhear, so schnell,
Dem Rehe der Wüste vergleichbar;
Furchtbar gleich den Gluten der Luft.
Dein Zorn war ähnlich dem Sturm,
Dein Schwert im Kampf dem Blitz im Blachfeld;
Deine Stimme dem Strom nach Regen,
Dem Donner gleich an fernen Höhn.
Viele sanken deinem Arm;
Sie fraß die Flamme deines Grimms.
Aber kehrtest vom Krieg du zurück:
Wie friedsam war dir die Stirne!
Der Sonne nach Regen glich dein Antlitz,
Dem Mond im Schweigen der Nacht;
Ruhig, gleich dem Busen des Sees,
Wann verbrauset des Windes Gebrüll.

Eng iſt jetzt die Wohnung dir,
Und düſter die Stäte der Ruh.
Mit drei Schritten meß' ich dein Grab,
Du, der ſo groß du warſt.
Vier Steine bemooſetes Haupts
Sind das einzige Denkmal dir.
Ein Baum, faſt entlaubt,
Langes Gras, das flüſtert im Wind,
Bezeichnen dem Auge des Jägers
Das Grab des tapferen Morfhear.
Morfhear, traun, du ſankeſt tief!
Keine Mutter klaget dich,
Kein Mädchen mit Thränen der Liebe.
Todt iſt ſie, die dich gebahr,
Gefallen die Tochter von Morghlann (Morglen).
Wer jener dort, vom Stab geſtützt?
Wer jener, von Alter das Haupt weiß?
Deß Auge von Thränen ſo roth?
Der zittert bei jeglichem Schritt?
Es iſt dein Vater, o Morfhear,
Der Vater des einzigen Sohnes.
Er hörte deinen Kriegesruhm,
Er hörte der Feinde Vernichtung.
Er hörte vom Ruhm des Erzeugten;
Warum von ſeiner Wunde nicht?
Wein', o Vater Morfhears, du!

Wein'; aber dich hört nicht dein Sohn!
Tief iſt, ach! der Todten Schlaf,
Niedrig ihr Bette des Staubs.
Nie hört er deine Stimme mehr,
Nie mehr erwacht er deinem Ruf.
Wann wird's Morgen werden im Grab,
Zu bieten dem Schlummrer: Erwache!

Der Ueberſetzer der Oſſianiſchen Gedichte wird dieſen Gebrauch eines Abriſſes ſeiner verdienſtvollen Arbeit nicht mißbilligen. Von der hohen Schönheit des Ganzen iſt es nur eine Andeutung und es kann nicht undienlich ſeyn, an jedem Orte den Dichter zu empfehlen, der mit ſeinem tiefen ergreifenden Sinne ſo edel, ſo begeiſternd vorleuchtet. Wir verſchieben manches von dem, was zu wiſſen, zu erkennen würdig iſt, auf die ſpäteren Jahre: die Jahre verſchwinden aber, ohne daß der Menſch oft das Geſicht ſeiner Welt erblickt hat. Die Leſe von Taſſo und Arioſt, jetzt auch ſo

meisterhaft verdeutscht, und die von den Dichtern der südlichen Romantik überhaupt mag wohl im Ganzen den reiferen Jahren vorbehalten bleiben! aber die Gesänge Ossians, die so ganz aus dem Dämmern der Jugendwelt eines Volks herhallen, das uns mit seinen Gefühlen verwandt ist, können für unsere Jugend Bildner seyn und wir ehren darin eins der ehrwürdigsten Geschenke der Zeit. Der Dichter Joniens reicht ihm die Hand: denn er ist in der That nur sein erstgeborener Bruder aus erhellterer Zone.

Es gilt um Zweierlei, wenn wir große Dichtungen empfehlen, um die Erweckung ihres hehren Sinns, der die Seele ausspannt und zu einer ungewöhnlichen Erleuchtung in sich selbst führt, und um die Bildung unserer Sprache. Das letztere ist nur die Folge des ersteren. Der treffendste Ausdruck, der nahveste Zusammenklang mit gleich gestimmten Saiten der Mitwelt folgt dem tiefsten, treffendsten Erfassen des anklingenden Tons. Die Sprache des Geistes

hallt zum Geiſte, wenn die tiefe, wahrhafte Berührung ſich herſchwingt. — Sylben und Syntax ſind Noten und Taktweiſen: die Harmonie tritt aus der Seele.

Sulzer ſagt, was das Geiſtige des Celtiſchen Dichters betrifft, ſehr richtig: »ſeine Heldenlieder ſind wahre Dichtung, Dichtung in ihrer reifſten Geſtalt.«

Es iſt natürlich, daß die hohe Dichtung verliert, jemehr ſie ſich ins ganze, klare Leben einläßt und ſich mit ihm verſchwiſtert; denn das Herabſinken auf den irdiſchen Boden bietet ihr keine Heimath. Ihre Heimath iſt aus einer Welt des Geheimniſſes, die nur einzelne Strahlen über die Welten ausſendet. — Oſſian iſt lyriſch, kurz: dieß allein iſt ſchon eine große Lehre für die Erweckung der wahren Thatkraft. Oſſian verkehrt mit ſich ſelbſt; geht nach innen; lehrt uns Rede mit uns ſelbſt, mit unſerem Geiſte: auch das bezeichnet des Menſchen hohe Würde: denn, wenn das Erkennen ſeiner ſelbſt jene Augenblicke ausfüllt, wo

die Ruhe zu spielen pflegt, geht er wachsend von Stunde zu Stunde.

Die Ossianischen Helden sind kalt, aber furchtbar; erhaben, aber edel und menschlich; ruhmbegierig, aber bescheiden und mild; gleichgültig gegen den Tod und das Aeusserste, aber tief verlangend nach dem Gedächtnisse ihrer Thaten und nach der Ehre des vaterländischen Liedes. Den Geist zu dieser Freiheit seines Bewußtseyns erheben, ist die furchtbarste Turnanstalt eines Landes. Bei Ossian finden wir die Lehre, welche Dúnois (in Schillers Jungfrau v. Orleans) spricht: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre, sowie die weitere: Für seinen König muß das Volk sich opfern, das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.

Ossians Sprache ist der Anklang tiefen Naturels, jene Sprache, die gleichsam aus der offenen Hand des Wesenschöpfers hervorquillt. Sie ehrt auch uns, diese seine tiefgefühlte Sprache: denn nur in deut-

schen Mundarten kann nachgedichtet werden, wie Ossian dichtete. Jede Sprache hat ihren Genius; seinen Schwung zu bereiten, ist das Geschäft des geistvolleren Sprachforschers. Leicht, sagt Rousseau in seinem Emil, artet ohnehin aus, was so gut aus den Händen des Urhebers aller Dinge kommt. Der Mensch mengt und mischt die Klimate, die Elemente und die Jahrszeiten, stürzt alles um, entstellt alles. *

In einer scharfsinnigen, jetzt eben erschienenen Schrift ** wird der Werth dieser unserer Sprache bewiesen. Die Schrift stellt lichtvoll dar, daß der Romanismus in der Sprache sein menschliches Machwerk an

* Die weise Mischung gebührt nur den Genien eines Volkes.

** Karakteristische Grundzüge der Deutschen und Französischen Wortfolge ꝛc. von J. G. Breidenstein, Landgräfl. Hessischem Oberhofprediger und Consistorialrathe. Giessen 1817. In Kommission bei G. Fr. Heyer. (S. 217.)

die Stelle der Natur hinsetze, der Germanismus hingegen gerade die Unterschiede ehre, welche Gott und die Natur gemacht haben. Hier liege also die Natur bei der Gestaltung der Verhältnisse zum Grund. Daraus folgt ein unendlicher Gegensatz der Sprachen und der Völker. »Der Germanismus verhält sich demnach zum Romanismus, wie der bestimmende Worttheil eines zusammengesetzten Ausdrucks zum zubestimmenden desselben, sagt jene Schrift; oder wie das anschauliche in unserer Erkenntniß zum abstrakten derselben; oder wie der Inhalt zum Umfang, oder wie der Stoff zur Form; oder wie die Natur zur Kunst; oder wie das Ohr zum Auge, und das Gefühl zum Verstand; oder wie die Moral zur Politik; oder wie die Freiheit zur Knechtschaft; oder wie die Religion zur Kirche, und die Religiosität zur Religion und die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zum Bilder- und Ceremoniendienst. Versteht sich, alle Gegen-

ſätze im Extrem genommen! Denn, ſagt ebenjene Unterſuchung weiter, der Germanismus kann ebenſowenig ohne allen Romanismus, als der Mann ohne Frau ſeyn, wenn er nicht auf Abwege gerathen ſoll, und würde in dieſem Falle einem Hageſtolzen gleichen.«

Welcher Vorzug zeigt ſich durch dieſe ſo bündig als neu begründete Vergleichung für unſere Sprache! Wie ſchmeichelt dem Deutſchen alſo das Sprüchwort, wenn es ſagt: der Menſch ſpiegele ſich in dem Wort! Welche treffende Warnung aber auch vor der Verkrümmelung unſeres Denkens und unſerer Sprache durch das breite Auffaſſen aller zuſtrömenden Einzelheiten, die Warnung vor dem Verluſte der ſchnellen Analyſe vor der (in der Politik weniger nützenden) Synthese! »Es iſt wahr, bemerkt jene Schrift (S. 35.), es gibt Leute von ſo verkehrtem und verſchrobenem Sinne, die niemals ſehen, worauf es bei der Sache und Rede eigentlich ankommt, die immer

an dem bestimmenden kleben bleiben, und das zu bestimmende nie treffen, mit denen man denn darum auch nie auf's reine kommen kann. Und wenn es bisweilen selbst Schriftsteller gibt, die, ohne daß man sie der Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks und dem Bau der Perioden beschuldigen kann, unklar und undeutlich schreiben, so liegt der Grund davon oft nur darinnen, daß sie von der einfachsten Zusammensetzung des Adjektivs und Substantivs an bis zu den verwickeltsten Sätzen und Perioden der Rede den bestimmenden Theil des Ausdrucks dermaßen herausstellen, emporhalten, auszeichnen und anschwellen, daß man den zu bestimmenden Theil, als den Zielpunkt, darüber aus dem Auge verliert.« Diese Bemerkung bestätiget, daß man das Ohr, diesen zunächst liegenden Sinn des Geistes, bei der Jugend an die Unterscheidung des klaren, reinen, schwebenden Baues der Wortsätze gewöhnen müsse, damit in der Seele ein Vorbild, ein

Takt sich festsetze und sie gleich in Mitte eines Gedankens sich zu versetzen erlerne. Das Lesen geschehe also jederzeit mit der Bezeichnung des Sinnes und des Rhythmus. So fügt und bindet die Natur mit ihrer Stimme, was die Syntaxis zusammengeschoben hat. Wir können sagen: in der Kunst, wie in der Natur glänzt der reine Funke des Goldes nur zerstreut in der Stufe, ja wir sehen, auch der ganze weite Himmel ist nur eine Stufe, in welcher die einzelnen Funken mit ihrem Feuer durch den todten Raum glänzend sich bewegen. Also muß die Kunst der Sprache ihre geistigen Funken im Raum ihrer Bindung weder verschwenden, noch dunkelnd über einander schieben. Die Lehre und das Gelehrtseyn muß auf reines Menschthum, auf die harmonische Stimmung des Geistes zur Natur, zur Gemüthlichkeit und zu den Maasstäben der Musik, des Schalls und der Klarheit, sich unaufhörlich zurückwenden. Es muß ein All von Empfäng-

lichkeit für den Ton herrschen, sowie eine gesunde, kräftige Sprache aus der Allseitigkeit der Naturtöne und ihrer geistigen Bilder erwächst: wie sie daher das gültige, reine, tiefe und bewährte aufnimmt. Wie das jugendliche Wachsen einer Sprache ihren Begriffen die antönende Aehnlichkeit einwebt, wie sie die Begriffe von Liebe, Friede — von Sturm, Krieg, Rache schon in dem Anklange mahlt, so muß reiner Sinn für den großen, wundervollen Spiegel der Natur, reines Ohr für die wohltönende in Geist und Klang zusammenstimmende, in Bild und Wiederbild sich begegnende Dichtung uns die Quelle der Sprache bleiben. Wohlthat für die Menschheit, wenn daher rein gestimmter Sinn zu dem Berufe der Menschenerziehung hingewiesen und angelockt wird. Dann entsteht in der Sprache das Bild, welches Chr. Müller von einer Bildungsanstalt entwirft:

> Ueberall milde Humanität mit strenger Ordnung gepaart: Aufsicht ohne

Bewegung, vorzügliche Reinlichkeit und gesundheitspolizeiliche Wachsamkeit: Anstand und Sitte ohne scholastische Steifheit: Freiheit ohne Ungebundenheit: gelehrter Unterricht ohne Vernachlässigung der Dinge, die ins Leben eingreifen und dem Menschen in seinen geselligen Beziehungen wichtig sind. In dem Verhältnisse der Lehrer zu den Schülern herrscht Liebe und Vertrauen vor. (Wanderung von St. Petersburg nach Paris. In Briefen von Dr. Christian Müller. Mainz bei Florian Kupferberg. 1815. Bd. 2. S. 60.)

Man schicke die Sprache nicht nach Willkühr zur Anatomie der Grammatiker. Das Zerlegen bedeutet schon schlimmes. Wenn das Herz noch sich regt und die Brust noch warmes Leben athmet, denkt kein Arzt an's Zerlegen. Wer auch von seinem Schreibtische her, wo oft der Mißmuth in eigener Zerrissenheit waltet,

kann sagen, wo das Große aufhört und das Kleine anfängt? auf welcher Stufe man aufhört, reich zu seyn, und anfängt, arm zu werden? auf welchem Punkte des Wohlstandes man aufhört, glücklich zu seyn? — Bewahren wir das Orakel der großen, eigenthümlichen Dichtungen und das Heiligthum der Natur. »Die Lebendigkeit der Worte geht ohnehin mehr und mehr zu Grabe und die Einbildungskraft, diese Pflegerinn alles Lebens, tritt mehr und mehr ausser Thätigkeit, »sagt Hr. Breidenstein,« jemehr mit der Fortbildung der Sprache die Naturklänge, woraus die Worthüllen hervorgegangen sind, die sie gebildet haben, sich verwischen und schwächen.«

Verbesserungen.

Seite 9. Zeile 11. von oben l. beschleicht st. überschleicht.
— 27. — 4. v. o. l. hülfe st. haife
— 30. — 2. v. o. l. Trummer st. Trummern.
— 42. — 12. v. o. s. des Volkes Muth.
— 47. — 4 v. u. l. Thurme st. Thurm.
— 68. und anderw. s. Bedurfnisse st. Bedürfniße.
— 69. Zeile 2. v. u. l. werde st. wird
— 75. — 4 v. u. s. Verhängnisses st. Verhängnißes.
— 85. — 5. v. u. l. sein klares Auge.
— 86. — 4. v. o. l. heraufreibt st. treibt.
— — — 9. v. o. l. fur emsiges st durch emsiges.
— 96. — 7. v. o. l. nach fernen Jahren st. nach fer-
ner Zeit.
— — — 5. v. u. s. Hohen st hohen.
— 103. — 12. v. u. l. herwallend st. herwellend.
— — — 10. v. u. l. Gebirge st Gebirg.
— 124. — 14. v. u. l. schwebt st. schweben.
— 137. — 13. v. o. l. sturmenden st. sturmischen.
— 146. — 8. v. u. l. Achse st. Are.
— 159. — 12. v. u. l. Herren st. Herrn.
— 160. — 9. v. u. l. Herrschaft? — st. Herrschaft?
— 163. — 7. v. o. l. jene Herrschaft st. jenes Reich.
— 170. — 6. v. o. s. Presse st. Preße.
— 217. — 7. v. o. s. wahr! st. wahr.
— 323. — 8 v. u. s. n'étaient st. n'etaient.
— 358. — 4 v. o. l. Sanctius st. Sanctus.
— — — 11. v. u. l. von Wahrheit zu Wahrheit.
— 366. — 12. v. o. l. am Fallen.
— 379. — 2. v. o. l. knupft st. kampft.
— 381. — 6. v. u. l. praef. st. praes.
— 387. — 7. v. o. l. Natur? st. Natur.
— 398. — 7. v. u. l. Wie st. Wiel.
— 400. — 5. v. u. l. Grani st. Grain
— 412. — 13. v. o. s. grimm st. Grimm.
— 417. — 1. v. o. l. Streit! st. Streit.
— 438. — 13. v. o. l. Dunois st. Dumois.

Einige Unrichtigkeiten der Interpunktion fallen von selbst auf.

BINDING DEPT. MAR 25 1957

LG
S2135men

Sandberger, Karl Heinrich
Das Menschenleben und seine Blüthe.

634133

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED